

Michael Raab

Budrich
UniPress



Care in konsensuell- nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken

Sorgende Netze jenseits der Norm

Michael Raab
Care in konsensuell-nichtmonogamen
Beziehungsnetzwerken

Michael Raab

Care in konsensuell-
nichtmonogamen
Beziehungsnetzwerken
Sorgende Netze jenseits der Norm

Budrich UniPress Ltd.
Opladen • Berlin • Toronto 2019

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Rosa-Luxemburg-Stiftung

© 2019 Dieses Werk ist bei der Budrich Academic Press GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.
www.budrich-academic-press.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/86388817>).
Eine kostenpflichtige Druckversion kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-86388-817-6 (Paperback)
eISBN 978-3-86388-445-1 (eBook)
DOI 10.3224/86388817

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Typografisches Lektorat: Anja Borkam, Jena
Druck: paper&tinta, Warschau
Printed in Europe

Inhalt

1	Einleitung	9
2	Aspekte einer Theorie der Intimbeziehungen	17
2.1	Zur gesellschaftlichen Bedeutung von Monogamie und Nichtmonogamie.....	18
2.1.1	Die Entstehung der Monogamie in Europa.....	18
2.1.2	Das Ziel des Absterbens der Familie in der Frühzeit der Oktoberrevolution.....	22
2.1.3	»Freie Liebe« im Kontext der Neuen Sozialen Bewegungen der 1970er-Jahre.....	25
2.1.4	Schlampagne, Kritik der Romantischen Zweierbeziehung und Polyamory.....	30
2.1.5	Heutiger Stand und offene Fragen.....	34
2.2	Care-theoretische Deutungen von Intimbeziehungen.....	35
2.2.1	Care als analytischer und strategischer Begriff.....	36
2.2.2	Care im Kapitalismus.....	37
2.2.3	Care-Ethik als Kritik androzentristischer Gerechtigkeitsvorstellungen.....	46
2.2.4	Politische Implikationen care-ökonomischer und care-ethischer Theorien.....	49
2.3	Geschlechtliche Aufgabenteilung in Intimbeziehungen.....	51
2.3.1	Strategien zum Vereinen von Gleichheitsanspruch mit realer Ungleichheit.....	52
2.3.2	Milieuspezifische Aufgabenteilung und Illusion der Emanzipation.....	54
2.3.3	Partnerschaftliche Geschlechterarrangements als »Motor« sozialen Wandels.....	57
2.4	Zwischenfazit zur gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie.....	59
3	Intimbeziehungen als zentrales Feld gesellschaftlicher Reproduktion	63
3.1	Der Intersektionale Mehrebenenansatz.....	64

3.1.1	Identitätskonstruktionen, symbolische Repräsentationen und Gesellschaftsstrukturen	65
3.1.2	Wechselwirkungen zwischen drei Ebenen.....	69
3.1.3	Intersektionalität als Anspruch	71
3.2	Intimbeziehungen zwischen Struktur, Normierung und Eigensinn	72
3.2.1	Warenproduktion und Reproduktion der Arbeitskraft im Kapitalismus	73
3.2.2	Das Verhältnis von symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen im Feld der Intimbeziehungen	82
3.2.3	Handlungstheoretische Grundlegung.....	91
3.3	Die gesellschaftliche Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie.....	94
4	Zur Methode.....	101
4.1	Empirische Sozialforschung und Gesellschaftstheorie	101
4.2	Feldzugang und Sampling.....	103
4.3	Zusammensetzung des Samples	105
4.4	Narrative Interviews und Erhebung von ego-zentrierten Netzwerken	108
4.5	Die Intersektionale Mehrebenenanalyse (IMA)	110
4.5.1	Bildung von Subjektkonstruktionen	112
4.5.2	Erweiterung der Intersektionalen Mehrebenenanalyse mittels Netzwerkanalyse.....	114
4.5.3	Typisierung und Synthetisierung der Einzelanalysen	117
4.6	Das Mitforscher_innenprinzip in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse.....	118
4.6.1	Ziele der Forschung	119
4.6.2	Kommunikative Validierung der Subjektkonstruktionen	120
4.6.3	Ergebnisse und Handlungsperspektiven	124
4.7	Zusammenfassung.....	125
5	Care in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken.....	127
5.1	Drei Typen konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke	128
5.1.1	Drei paradigmatische Beziehungsnetzwerke	129
5.1.2	Der pragmatisch-kollektive Typ	135
5.1.3	Der individuell-ideelle Typ.....	141

5.1.4	Der konventionell-kernzentrierte Typ.....	144
5.1.5	Persistenz, Emanzipation und/oder neoliberale Indienstnahme.....	147
5.2	Kümmern als Mitdenken und Zuwenden	149
5.2.1	Care als subjektives Kriterium für enge, ernste und verlässliche Beziehungen.....	149
5.2.2	Die sorgende Gemeinschaft in Abgrenzung zu Sorglosigkeit und normativ gebotener Care.....	151
5.2.3	Potenzielle, emotionale und affektive Care	153
5.2.4	Kommunikativer und organisatorischer Aufwand für die Herstellung einer sorgenden Gemeinschaft	154
5.2.5	Der Anspruch und die Bedeutung der sorgenden Gemeinschaft.....	156
5.3	Kümmern um den Haushalt	157
5.3.1	Nichtmonogam lebende Paare: Rekurs auf konventionelle geschlechtliche Aufgabenteilung.....	159
5.3.2	Wo es wenig zu verteilen gibt: Achtsamkeit statt Abwaschen.....	163
5.3.3	Widersprüchliche Verhältnisse: Verhandlungsmoral und ihre Grenzen	166
5.3.4	Sozialer Wandel im Zusammenspiel von Normen, Praxen und Institutionalisierung	174
5.4	Kümmern um Kinder	176
5.4.1	Verbreitung von Elternschaft.....	177
5.4.2	Konsensuell-nichtmonogam lebende Elternpaare.....	178
5.4.3	Kollektive Elternschaft	181
5.4.4	Kollektive und paarweise Elternschaft im Vergleich	186
5.5	Kümmern bei Krankheit.....	188
5.6	Kümmern um Ressourcen	192
5.6.1	Sozialstrukturelle Positionierung der Befragten	193
5.6.2	Der Umgang mit Geld im Netzwerk.....	196
5.6.3	Die Bedeutung von Lohnarbeit.....	198
5.6.4	Wohnen als Rahmenbedingung von Beziehungsführung	200
5.6.5	Soziale Ungleichheit und konsensuelle Nichtmonogamie	202
5.7	Fazit	203

6	Das emanzipatorische Potenzial konsensueller Nichtmonogamie.....	213
7	Strategien zur Erweiterung des emanzipatorischen Potenzials konsensueller Nichtmonogamie	221
7.1	Mikro- und Diskurspolitiken.....	221
7.1.1	Verbinden von Achtsamkeit und Interessenvertretung	221
7.1.2	Konsensuelle Nichtmonogamie sichtbar machen	223
7.1.3	Strukturen schaffen und pragmatische Strategien verfolgen.....	223
7.2	Rechtliche Regelungen.....	224
7.2.1	Arbeitszeitverkürzung, Anhebung der Regelbedarfe, Ausbau sozialer Infrastruktur.....	224
7.2.2	Rechtliche Anerkennung und Gleichstellung aller Lebensweisen.....	226
7.3	Transformatorisches Potenzial	227
8	Literatur.....	229
9	Anhang.....	249
	Anhang A: Übersicht der analysierten Netzwerke geordnet nach Typen	249
	Anhang B: Abkürzungsverzeichnis.....	252
	Anhang C: Transkriptionsregeln.....	253
	Anhang D: Abbildungsverzeichnis	253
	Anhang E: Tabellenverzeichnis	253
	Danksagung	254

1 Einleitung

Als Mitte der 1970er-Jahre zehn Kommunar_d_innen auf den Friedrichshof im österreichischen Burgenland zogen, wollten sie eine Revolution anstoßen. Sie waren von der Zuversicht getragen, die kapitalistische Kleinfamiengesellschaft durch einen permissiven Umgang mit Sexualität umfassend zu transformieren. Die Mühl-Kommune existierte bis 1991 und avancierte zu einem der bekanntesten beziehungs- und sexualitätspolitischen Projekte im deutschsprachigen Raum. Sie endete als »Diktatur der freien Sexualität« (Schlothauer 1992) und es ist nicht unplausibel, dass ihr Scheitern schon in der Grundstruktur einer auf eine charismatische Führerfigur zugeschnittenen Gemeinschaft und im unkritischen Umgang mit Geschlechterrollen und Heteronormativität angelegt war. Trotzdem: Wenn kritische Wissenschaft dazu beitragen will, *Schritte in eine solidarische Gesellschaft* (Winker 2012) zu kartografieren, muss sie rekonstruieren, welche Potenziale alternative Modelle haben können, statt es dabei zu belassen festzustellen, dass diesbezügliche Experimente oft gescheitert sind. Erinnert sei deswegen an den überschwänglichen Optimismus der Kommunar_d_innen, die davon überzeugt waren, durch das radikale Ändern ihrer eigenen Lebenspraxis die Gesellschaft als Ganze zu revolutionieren. In den 2010er-Jahren wirkt diese Vorstellung anti-quiet. Nicht nur in Bezug auf gesellschaftliche Utopien, sondern auch in Hinblick auf Lebens- und Beziehungsformen herrscht eine gefühlte Alternativlosigkeit vor (Reuschling 2015). Gerade Jugendliche sehen sich »jenseits von Rebellion und Weltverbesserung« (Koppetsch 2015: 109) und verfolgen traditionelle Beziehungskonzepte. Sie wünschen sich dauerhafte Zweierbeziehungen, orientieren sich an Ehe und Familie und stehen der Idee eines grundsätzlichen gesellschaftlichen Wandels skeptisch gegenüber (Koppetsch 2014). Familien- und geschlechterpolitische Schlagzeilen machen rechtspopulistische Akteur_innen, die sich gegen Geschlechterforschung und Gleichstellungspolitik aussprechen und eine Rekonstitution (vermeintlich oder tatsächlich) traditioneller Geschlechter- und Familienverhältnisse anstreben (Kemper 2016).

Die hohe mediale Präsenz von Polyamory widerspricht auf den ersten Blick diesem Befund. Seit den 1990er-Jahren entwickeln sich soziale Praxen konsensueller Nichtmonogamie, die heute unter der Bezeichnung Polyamory gefasst werden und die mehrere emotional enge und/oder sexuelle Beziehungen mit Einverständnis aller Beteiligten ermöglichen. Zunehmend werden in Ratgeberliteratur, im Feuilleton, in Lifestyle-Zeitschriften und im Vorabendprogramm die Probleme konsensuell-nichtmonogamer Beziehungen verhandelt. Sogar in der heilen Welt des deutschen Schlagers besingt Juliane Werding das Beziehungsleben von Daisy und ihren drei Partnern – »einen so zum Leben, einen für die Nacht [und] einen für die Seele« –, die zu viert eine

glamouröse und anscheinend glückliche Beziehung führen. Ob der medialen Aufmerksamkeit eine zunehmende Verbreitung konsensuell-nichtmonogamer Beziehungen zugrunde liegt, ist schwer einzuschätzen. Eine repräsentative Studie aus den USA (Hauptert et al. 2017) zeigt, dass über 20 Prozent der Bevölkerung irgendwann in ihrem Leben konsensuelle Nichtmonogamie praktizieren und zwar relativ unabhängig von Alter, Milieu und Wohnort, jedoch weiter verbreitet unter Männern sowie unter Homo- und Bisexuellen. In der deutschsprachigen Familiensoziologie werden Daten zu konsensuell-nichtmonogamen Beziehungen nicht erhoben. Zwar zeigt eine groß angelegte Längsschnittstudie über *Spätmoderne Beziehungswelten* (Schmidt et al. 2006), dass ein nichtmonogames Beziehungsideal vor allem unter Männern und jüngeren Befragten verbreitet ist. Ob dieses sich auf sexuelle Offenheit bei emotionaler Exklusivität oder andere Spielarten der Nichtmonogamie bezieht, bleibt offen.¹ Auch wenn für den deutschsprachigen Raum keine belastbaren Zahlen für ihre Verbreitung vorliegen, spricht einiges dafür, dass Polyamory nicht nur ein Medienphänomen ist. So existieren in der BRD zahlreiche Poly-Stammtische, Mailinglisten, Beratungsangebote und ein bundesweit tätiger Verein, der halbjährliche Vernetzungstreffen organisiert. Auch dass es für die vorliegende Untersuchung relativ leicht gelungen ist, zahlreiche Teilnehmer_innen aus ganz verschiedenen Milieus und jeden Alters zu gewinnen, spricht dagegen, dass konsensuelle Nichtmonogamie nur von wenigen Akteur_innen in einer überschaubaren Subkultur praktiziert wird. Vielmehr scheint konsensuelle Nichtmonogamie in der Wissenschaft quasi unsichtbar zu sein, weil die Familiensoziologie oft selbst eine mononormative Perspektive einnimmt.

Worin besteht die Spezifik eines konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerkes? Die Teilnehmer_innen der vorliegenden Studie bezeichnen ihre Beziehungsformen als polyamores Netzwerk, offene Beziehung, Lebenskonstrukt, Beziehungsgeflecht, Kommune, Mehrfachbeziehung oder Lebensgemeinschaft. Um dieser Vielfalt gerecht zu werden und das Augenmerk der Untersuchung nicht auf die derzeit populäre Polyamory einzuengen, spreche ich von konsensueller Nichtmonogamie als Sammelbezeichnung für verschiedene Varianten nichtmonogamer Beziehungsführung. Zur Unterscheidung von programmatischer Nichtmonogamie² muss ein informierter

- 1 Je nach Alterskohorte wünschen sich 22–40% der befragten Männer und 6–21% der befragten Frauen eine nichtmonogame feste Beziehung, davon unterschieden wird der wesentlich seltener (0–6%) genannte Wunsch nach einer Parallelbeziehung (Schmidt et al. 2006: 31). Worauf sich die Idealvorstellung einer nicht-monogamen festen Beziehung bezieht, ist unklar.
- 2 Ich spreche von programmatischer Nichtmonogamie, wenn diese zum politischen Programm erhoben wird. Die Unterscheidung ist bedeutsam, weil beispielsweise im Falle der eingangs erwähnten programmatischen Nichtmonogamie im Anschluss an die Revolten von

Konsens aller Beteiligten vorliegen. Um solche sozialen Formen im Blick zu haben, in denen die konsensuelle Nichtmonogamie tatsächlich in einer Verbindung von drei oder mehr Erwachsenen gelebt wird und nicht nur als theoretische Option das Selbstverständnis einer monogamen Beziehung erweitert, untersuche ich Beziehungsnetzwerke. Die Zuordnung dazu habe ich den Befragten überlassen. Schmidt et al. (2006: 150) konstatieren: »Ein Paar ist dort, wo zwei Menschen sagen, dass sie eines sind.« Entsprechend sehe ich ein konsensuell-nichtmonogames Beziehungsnetzwerk dort, wo die Beteiligten sagen, dass sie in einem leben – und daher auf die Anfrage zur Teilnahme an dieser Studie³ geantwortet haben.

Auch wenn die revolutionäre Rhetorik der 1970er-Jahre heute antiquiert scheint, unterstellen Publikationen aus der linken und alternativen Szene sowie die Selbstbeschreibung- und Beratungsliteratur konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsformen nach wie vor ein emanzipatorisches⁴ Potenzial. Konkret erhofft man sich, die sozial auf eine Zwei-Erwachsenen-Beziehung enggeführte und geschlechtsspezifisch geregelte Familienform zu durchbrechen, individuelle Handlungsmöglichkeiten zu vergrößern und womöglich dadurch die Gesellschaft zu verändern. Angesichts der großen Bedeutung von Intimbeziehungen⁵ für die soziale Reproduktion⁶ – Wiederherstellung von Arbeitskraft, Betreuung von Kindern, Erlernen von sozial anerkannten Technologien des Selbst – scheint diese Annahme nicht gänzlich unbegründet. Ebenso denkbar ist allerdings, dass konsensuelle Nichtmono-

1968 oftmals kein Konsens vorlag, sondern ein politisch begründeter Zwang zur Promiskuität.

- 3 Die genannten Bedingungen waren wie folgt formuliert: »Ich suche Menschen, die nicht alleine, aber auch nicht in exklusiven Paarbeziehungen leben, sondern in Beziehungsnetzwerken, die auf Dauer aus mehr als zwei Personen bestehen, womit auch alle Beteiligten einverstanden sind.«
- 4 Emanzipation ist ein schillernder Begriff: Allgemeine menschliche Emanzipation meint, »die Unterdrückung unter Herrschaft zu be- und die Freiheit zu erkämpfen« (Kaindl 2007: 46). Im Besonderen bezieht sich Emanzipation auf konkrete Missstände, historisch beispielsweise auf Sklaverei oder die Vorherrschaft der Kirche, heute auf Arbeitszwang und Entfremdung (ebd.). Ich nutze den Begriff dementsprechend relational im Sinne einer Befreiung von einschränkenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen.
- 5 Ich bezeichne als Intimbeziehungen diejenigen sozialen Bezüge unter Erwachsenen, die für die in ihnen lebenden Menschen eine herausgehobene emotionale Nähe dokumentieren, eine hohe subjektive Relevanz haben und möglicherweise, aber nicht zwingend, mit gemeinsam praktizierter Sexualität einhergehen. Hegemoniale Intimbeziehungen sind Ehe und Paarbeziehungen; ich zeige in dieser Studie, dass in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken ebenso nahe und hochrelevante soziale Bezüge gelebt werden. Damit positioniere ich mich zwischen einem engen Begriff von Intimbeziehung, der nur sexuelle Verbindungen bezeichnet, und einem weiten, der wiederum auch Eltern, Geschwister sowie Kinder mit einbezieht (vgl. Lenz 1998: 43).
- 6 Soziale Reproduktion bezeichnet »alle sozialen Praxen, die erforderlich sind, um menschliche Arbeitskraft (wieder)herzustellen« (Winker 2015: 92), einschließlich der Reproduktion von Normen und Werten sowie Herrschaftsverhältnissen (ebd.).

gamie Beziehungsformen absichert, die dabei helfen, den Anforderungen eines hochflexiblen, projektorientierten Kapitalismus gerecht zu werden, oder gar in diesen Beziehungen ein patriarchales Arrangement – Männer als Nutznießer sorgender Praxen von Frauen – mit mehr Beteiligten wiederholt wird.

Die bisher zu nichtmonogamen Beziehungen vorliegenden Publikationen konnten wenig zur Frage der gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie beitragen, was unter anderem daran liegt, dass sich die überwiegend psychologische und philosophische Literatur auf emotionale und sexuelle Aspekte konzentriert und den Bereich der Care (Sorge) kaum behandelt. In der Beantwortung der Frage, ob und wie sich Menschen umeinander kümmern und dabei ihr Leben, ihre Arbeitskraft sowie gesellschaftliche Normen und Strukturen reproduzieren, liegt jedoch ein zentraler Schlüssel für das Verständnis des Zusammenhangs von subjektkonstitutiver, normativer und gesellschaftsstruktureller Ebene. Meine Studie soll einen Beitrag zur bisher wenig umfangreichen soziologischen Forschung über Care in nichtmonogamen Beziehungen leisten: Sie untersucht, ob sich in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken Care-Praxen entwickeln, die den Beteiligten erweiterte Handlungsmöglichkeiten im Bereich individueller und kollektiver Lebensgestaltung, aber auch im Bereich sozialer Absicherung in neuen und selbstbestimmten Formen des Zusammenlebens eröffnen.

Vor dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Hintergrund ist eine solche Aussicht nötiger denn je. Die eingangs erwähnte Utopielosigkeit geht einher mit einer Retraditionalisierung von Geschlechterrollen bei gleichzeitiger Ausbeutung von Differenz vor dem Hintergrund ständig steigender Anforderungen an gelingende Reproduktion. Nancy Fraser (2009: 52) hat darauf hingewiesen, dass viele emanzipatorische Impulse der neuen sozialen Bewegungen der 1970er-Jahre in den Dienst der Profitmaximierung gestellt wurden. Bezieht man diesen Gedanken auf konsensuelle Nichtmonogamie, scheint es möglich, dass eine Flexibilisierung und Enttraditionalisierung von Beziehungen gut zu den Anforderungen des Neoliberalismus (Groß/Winker 2007) passt und daher systemkonform integriert werden kann – gerade weil hegemoniale Geschlechterverhältnisse in der Geschichte programmatischer Nichtmonogamie oftmals nur unzureichend hinterfragt und verändert wurden.

Ist Emanzipation mittels veränderte Intimbeziehungen vor diesem Hintergrund noch eine Option? Ich denke ja, besonders weil sich in der neueren subkulturellen Debatte um Polyamory eine hohe Sensibilität für die Fallstricke neoliberaler Vereinnahmung und sexistischer Praxen zeigt. Mich interessiert daher, wie sich das Verhältnis von nichtmonogamen Beziehungen und fortschrittlichen gesellschaftspolitischen Impulsen gestaltet. Daher stelle ich mir die folgenden Fragen: Werden in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken emanzipatorische und solidarische Formen entwickelt, die sich bestenfalls zu einem gewissen Grad verallgemeinern lassen (1. These)? Oder findet hier vor allem eine den neoliberalen Anforderungen an Flexibili-

sierung entsprechende Anpassung des Beziehungslebens statt (2. These)? Oder werden dort hierarchische Geschlechterverhältnisse mit mehr Beteiligten reproduziert (3. These)? Welche These unter welchen Bedingungen zutrifft, lässt sich allein theoretisch nicht klären. Daher untersuche ich konsensuell-nichtmonogame Beziehungspraxen mit einer empirischen Studie. Offen ist zudem die Frage, welche Strukturzusammenhänge zu bedenken sind, wenn aus der Beziehungsführung heraus gesellschaftliche Veränderungen angestrebt werden und welche Interaktions- und Institutionalisierungsformen besonders hilfreich wären, um emanzipatorische Potenziale von Intimbeziehungen zu befördern. Das ist der Grund, weshalb ich für meine qualitative Untersuchung eine gesellschaftstheoretische Fundierung für notwendig halte.

Die Studie beginnt nach der begrifflichen Eingrenzung der Termini Monogamie, versteckte Nichtmonogamie (Fremdgehen) und konsensuelle Nichtmonogamie mit historischen und beziehungstheoretischen Überlegungen (Kapitel 2). Dazu umreißt ich die historische Entwicklung von Monogamienorm und bürgerlicher Kleinfamilie in Europa sowie zwei Phasen, in denen beide infrage gestellt wurden: Nach der russischen Oktoberrevolution sollten strukturelle Maßnahmen die Kleinfamilie schlichtweg unnötig machen; im Zuge der 1968er-Revolten erwartete man von Einzelnen, ihre sexuellen Normen und Werte zu erneuern, um darüber die Gesellschaft zu verändern. Ersteres wurde nur wenige Jahre verfolgt, letzteres ging teilweise mit psychischer Gewalt einher und wurde überaus sexistisch realisiert. Mein historischer Überblick zeigt die Konsequenzen dieser Geschichte in der neueren Debatte um konsensuelle Nichtmonogamie: Zentrale Linien beziehen sich auf die Fragen, welche emanzipatorischen Potenziale die Veränderung individuellen Verhaltens haben kann und welche Herrschaftsverhältnisse womöglich durch eine zu kurz gedachte Monogamiekritik reproduziert werden.

Herrschaftskritik und Reflexivität im jüngeren Diskurs stimmen optimistisch. Das ausgeprägte Beharrungsvermögen heteronormativer Muster in nichtmonogamen Beziehungen und die Funktion von Sorgepraxen für den Kapitalismus werden darin jedoch oftmals nur zum Teil erfasst. Daher stelle ich im zweiten Teil des zweiten Kapitels unter Rekurs auf soziologische und polit-ökonomische Care-Theorie (Brückner 2010, 2011b; Madörin 2010; Winker 2007, 2011, 2013) dar, wie in Intimbeziehungen eine zentrale Aufgabe für den Fortbestand der kapitalistischen Gesellschaft erledigt wird: die Reproduktion von Arbeitskraft und das damit verbundene Erlernen von nutzbaren und sozial konformen Fähigkeiten. Eine geschlechtliche Aufgabenteilung liegt dabei sowohl in Intimbeziehungen als auch auf gesamtgesellschaftlicher Ebene vor: Frauen leisten erheblich mehr Sorge als Männer, zudem wird ihnen weitaus mehr Verantwortung für den reproduktiven Bereich zugesprochen. Um Care stärker in ihrer subjektiven und normativen Bedeutung zu erfassen, greife ich weiterhin den moralphilosophischen Care-Diskurs (Ben-

habib 1995; Conradi 2001, 2016) auf. Dies scheint auch darüber hinaus für die Betrachtung einer Beziehungsform, die sich positiv auf die Figur der »ethischen Schlampe«⁷ bezieht, angemessen. Ich entwickle auf der Grundlage soziologischer und care-ethischer Theorien einen Begriff von Care, der Tätigkeiten bezeichnet, die »seien sie bezahlt oder nicht, primär direkt auf das Wohlergehen von Menschen ausgerichtet sind« (Madörin 2009: 9) und mit einer zugewandten Haltung einhergehen.

Beziehungstheoretische Überlegungen reichen nicht aus, um die komplexen Vermittlungen zwischen Gesellschaftsstruktur und individuellem Beziehungshandeln zu verstehen und zu untersuchen. Daher lege ich in Kapitel 3 dar, wie sich Intimbeziehungen als zentrales Feld sozialer Reproduktion verstehen lassen. Das bedarf einer Rekonstruktion auf mehreren Ebenen. Um diese theoretisch zu fassen, verknüpfe ich den analytischen Rahmen des Intersektionalen Mehrebenenansatzes mit wertkritischen, feministischen sowie habitus- und handlungstheoretischen Überlegungen. Ich zeige jeweils, welche Aspekte konsensueller Nichtmonogamie sich damit begreifen lassen: Der Intersektionale Mehrebenenansatz (Winker/Degele 2009) zielt darauf, die Wechselwirkungen zwischen drei analytisch getrennten Ebenen (soziale Strukturen, symbolische Repräsentationen und Identitätskonstruktionen) zu erfassen. Die Wertkritik (Postone 2003; Lohoff/Trenkle 2012) erlaubt es, die zentrale Strukturdynamik der warenproduzierenden Gesellschaft zu begreifen, die auf Konkurrenz und Profitmaximierung beruht und darauf drängt, alle Lebensbereiche kapitalistisch zu organisieren. Eine feministische Rekontextualisierung der an Marx angelehnten Überlegungen (Winker 2015) macht deutlich, dass der Kapitalismus auf zwei getrennt gedachten, real jedoch aufeinander bezogenen Sphären von Warenproduktion und Reproduktion der Arbeitskraft beruht. Das Verhältnis der beiden Sphären erweist sich als zentral für das Verständnis von Gesellschaft. Die funktionale Bestimmung von Sorgepraxen tritt dabei klarer zutage: Care soll im Kapitalismus die Ware Arbeitskraft reproduzieren und zugleich zentrale Normen und Werte vermitteln, die sowohl für das individuelle Bestehen in der Gegenwartsgesellschaft als auch für den Fortbestand der Gesellschaft selbst notwendig sind. Dabei wird nachvollziehbar, wie eine einseitige Betrachtung dieser funktionalen Bestimmung von Sorgepraxen die direkt auf menschliche Bedürfnisbefriedigung bezogenen Dimensionen von Care übersieht: Ich zeige, dass zwischen der Zurichtung zur Arbeit und der Sorge um konkrete Menschen ein Spannungsverhältnis besteht, das in der sozialen Praxis ständig neu austariert werden muss. Wie dies geschieht, wird anschließend durch eine gegenstandsbezogene Konkretisierung des Verhältnisses von Sozialstruktur, symbolisch-kultureller Ordnung und Identitätskonstruktionen in Intimbeziehun-

7 »The Ethical Slut« (Easton/Liszt 1997), später übersetzt als »Schlampen mit Moral« (Easton/Hardy 2014), gilt als das Buch, mit dem Polyamory breiter bekannt wurde.

gen ausgeführt. Die Erkenntnisse über die gesellschaftliche und kulturelle Strukturierung von Beziehungspraxen auf verschiedenen Ebenen erweisen sich im weiteren Verlauf als hilfreich für die Analyse der Beziehungsnetzwerke meiner Interviewpartner_innen. Unter Rückgriff auf ethnomethodologische und subjektwissenschaftliche Autor_innen (Holzkamp 1984; West/Fenstermaker 1995) lege ich anschließend eine handlungstheoretische Grundlegung dar. Dadurch wird klar, dass gesellschaftliche Normen und soziale Strukturen im Alltagshandeln mehr oder weniger eigensinnig aufgegriffen werden. Vor diesem Hintergrund entwickle ich in Abschnitt 3.3 Fragestellungen, die konkretisieren, welche gesellschaftliche Bedeutung der bewusste und programmatische Bruch mit einer zentrale Regel (der Monogamienorm) eines bedeutsamen sozialen Feldes (Intimbeziehungen) haben kann.

Die Methodik der empirischen Untersuchung stelle ich in Kapitel 4 dar. Ich erläutere, wie ich über einen Onlinesurvey Menschen in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken angesprochen habe. Dadurch konnte ich 203 sozial sehr heterogen positionierte potenzielle Interviewpartner_innen gewinnen: Alte und Junge; Akademiker_innen, Selbständige und Handwerker_innen; in Konstellationen mit und ohne Kinder Lebende; in Metropolen, Kleinstädten und auf dem Land. Aus diesen habe ich schrittweise 14 Gesprächspartner_innen für narrative Interviews ausgewählt. Zur Erfassung von Care-Praxen habe ich darüber hinaus die Beziehungen der Befragten als ego-zentrierte Netzwerke (Diaz-Bone 1997) erhoben. Letztlich wurden 13 Interviews mit einer Intersektionalen Mehrebenenanalyse (Winker/Degele 2009; Winker 2012) ausgewertet. Hierbei werden Wechselwirkungen von Identitätskonstruktionen, symbolischen Repräsentationen (Normen, Diskurse und Ideologien) sowie sozialen Strukturen rekonstruiert, was sich besonders für ein Feld eignet, das von einem widersprüchlichen Verhältnis von feldspezifischer und gesamtgesellschaftlicher Ordnung geprägt ist. Zudem versteht die Methode die Interviewpartner_innen als handlungsfähig, was besonders die Fragestellung nach dem emanzipatorischen Potenzial der untersuchten Beziehungspraxen möglich macht. Daraus resultiert auch der Ansatz, Ziele, Zwischenergebnisse sowie Konsequenzen der Forschung soweit möglich an die Teilnehmer_innen zu spiegeln. So konnte ich die Befragten an drei Stellen in den Forschungsprozess einbeziehen.

Kapitel 5 stellt die Ergebnisse der Intersektionalen Mehrebenenanalyse dar. Mit einer empirisch fundierten Typenbildung (Kelle/Kluge 2010) konnte ich drei Netzwerktypen rekonstruieren, für die jeweils eine gewisse Nähe zu den eingangs aufgestellten Thesen zur gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie vorliegt. Zudem zeigen sich typenübergreifende Befunde sowie Unterschiede innerhalb der Typen, unter anderem hinsichtlich der Formen erfasster Care. Themenspezifische Kapitel konkretisieren, wie sich die Beteiligten der untersuchten Netzwerke emotional, in Bezug auf

die Haushaltsführung, bei Krankheit und im Umgang mit Ressourcen umeinander sowie um Kinder kümmern. Abschnitt 5.7 bietet ein Fazit der empirischen Ergebnisse, die dort schon mit dem Forschungsstand kontrastiert werden, um einer Bestimmung der gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie näherzukommen. Außerdem werden dort Forschungsdesiderate benannt.

Kapitel 6 diskutiert die Ergebnisse unter Rekurs auf die drei Thesen – Emanzipation, Persistenz, neoliberale Indienstrafe. Ich zeige, welche befreienden Potenziale trotz einer gewissen typenübergreifenden Persistenz hegemonialer Geschlechterverhältnisse in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken bestehen. Ich bestimme diese emanzipatorischen Momente eingehender und frage nach ihrer Reichweite. Zudem stelle ich heraus, welche Strategien und Strukturen entscheidend für diese Reichweite sind.

In Kapitel 7 diskutiere ich Strategien zur Ausweitung des emanzipatorischen Gehalts konsensueller Nichtmonogamie. Ich lege Mikro- und Diskurspolitiken sowie Institutionalisierungsstrategien und Vorschläge zur Veränderung der rechtlichen Rahmenbedingungen dar, die sich in den Interviews als besonders einflussreich für die Handlungsfähigkeit der Befragten gezeigt haben. Damit hoffe ich, zu einer Erweiterung der emanzipatorischen Potenziale nicht-monogamer Beziehungsnetzwerke beizutragen.

Diese Schritte – die empirische Untersuchung nicht-monogamer Netzwerke, die genaue Analyse ihres emanzipatorischen Potenzials und die Beschreibung von Ethiken, Institutionalisierungsprozessen und Strukturanforderungen, die das emanzipative Potenzial vergrößern können – ermöglichen es mir gemeinsam mit meinen Interviewpartner_innen, einer Antwort auf die Frage näherzukommen, die vielleicht auch die Kommard_innen des Friedrichshof umgetrieben hat: Welche Rolle kann konsensuelle Nichtmonogamie im Kontext verschiedener nötiger *Schritte in eine solidarische Gesellschaft* (Winker 2015) spielen? Darüber hinaus wird deutlich, was dabei zu bedenken und anzugehen ist, wenn dies wirklich emanzipatorisch geschehen soll.

2 Aspekte einer Theorie der Intimbeziehungen

Zu klären, welche Bedeutung nicht-monogamen Beziehungen für die Beteiligten und die gesellschaftliche Entwicklung haben, ist das Hauptanliegen der vorliegenden Studie. Dabei gehe ich davon aus, dass individuelle und gesellschaftliche Reproduktion in Beziehungsweisen vermittelt wird (Adamczak 2017: 239).

Die hegemoniale Beziehungsweise im Bereich der Intimbeziehungen ist derzeit die bürgerliche Kleinfamilie. Zwar bezeichnet das statistische Bundesamt auch »Lebensgemeinschaften mit Kindern und alleinerziehende Elternteile« (Krack-Roberg et al. 2016: 44) als Familien, dennoch gehen die gängigsten Familiendefinitionen von einer »typischen, auf Dauer angelegten und auf gemeinsamem Wirtschaften aufbauenden, Frau-Mann-Dyade mit einem oder mehreren Kindern« (Hill/Kopp 2015: 9) aus. Der Bruch der Monogamienorm ist aus dieser Perspektive nur als Störung einer Beziehung denkbar. Konsensuelle Nichtmonogamie kommt entsprechend in der Familiensoziologie so gut wie nicht vor. Sie wird in der Regel nicht statistisch erhoben und, wenn überhaupt, als sexuelle Nichtexklusivität besprochen (zum Beispiel in Peuckert 2012: 553ff.).

Auch konsensuell-nichtmonogam Lebende erklären ihre intimen Beziehungsweisen oftmals explizit in Abgrenzung zur Norm. Die Entstehung der hegemonialen Intimbeziehungen kann Einiges zum Verständnis der Abweichung beitragen, weswegen ich im Folgenden (Abschnitt 2.1) konsensuelle Nichtmonogamie ausgehend von der Vergleichsfolie Monogamie darstelle und verschiedene vorwiegend im politischen Diskurs entwickelte Interpretationen für ihre gesellschaftliche Bedeutung diskutiere.

Im zweiten Teil des Kapitels (Abschnitt 2.2) zeige ich, dass Intimbeziehungen eine gesellschafts- und sozialpolitische sowie geschlechtliche Ungleichheit reproduzierende Bedeutung haben, die nicht ignoriert werden darf und dass sie eine Form eigensinniger Lebensführung bedeuten. Dabei verdeutlicht ein vertieftes Verständnis von Care die soziale und politische Bedeutung konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke. Im sozialwissenschaftlichen Diskurs bezeichnet Care (oder Sorge) Tätigkeiten, die direkt auf menschliche Bedürfniserfüllung zielen. Diese direkt auf persönliche Bedürfnisse bezogene Zielbestimmung steht in einem Spannungsfeld dazu, dass viele sorgende Praxen die Funktion erfüllen, die für den Kapitalismus notwendige Ware Arbeitskraft herzustellen. Zudem reproduziert sich in der Organisation von Care eine zentrale Spaltung der Gegenwartsgesellschaft, weil sowohl in Intimbeziehungen als auch in der Trennung zwischen häuslicher Sphäre und Erwerbsleben Verantwortlichkeiten geschlechtsspezifisch zugeordnet werden. Um diesen Zusammenhang verständlicher zu machen, diskutiere ich gesellschaftstheoretische, ethische und politische Dimensionen

von Care und erweitere den soziologischen Begriff von Care um eine Komponente der zugewandten Haltung, die auch Aspekte nicht-verwertungsorientierter Lebensführung enthält.

Anschließend (Abschnitt 2.3) erläutere ich, inwieweit sich Forschungsergebnisse über familiäre Aufgabenteilung in monogamen Partnerschaften auf nichtmonogame Konstellationen übertragen lassen.

Im letzten Abschnitt (2.4) synthetisiere ich aus den Ausführungen über Gegenstand (konsensuelle Nichtmonogamie) und Ansatz (Care-Theorie) dieser Studie, welche Vermutungen sich daraus über die gesellschaftliche Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie anstellen lassen. Dazu elaboriere ich vor diesem Hintergrund die drei in der Einleitung genannten Thesen zur gesellschaftlichen Bedeutung konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsformen.

2.1 Zur gesellschaftlichen Bedeutung von Monogamie und Nichtmonogamie

Konsensuelle Nichtmonogamie ist ein Begriff, der sich zweifach abgrenzt: Zum einen von Monogamie, zum anderen von der die Monogamie flankierenden Nichtmonogamie, die zumindest für Männer immer eine Option war und ist. Um der doppelten Abgrenzung gerecht zu werden, umreiße ich im Folgenden (Abschnitt 2.1.1) unter Rückgriff auf kultur- und geschichtswissenschaftliche Autor_innen, wie die normative Abgrenzungsfolie Monogamie entstanden ist. Ich beschränke mich dabei auf die europäische Neuzeit. Ich diskutiere drei historische Phasen, in denen die Norm der Monogamie öffentlich sichtbar und mit mehr oder minder starkem politischen Anspruch problematisiert und infrage gestellt wurde: das angestrebte »Absterben der Familie« (Reuschling 2010) in der frühen Zeit der Oktoberrevolution, die »freie Liebe« im Kontext der Neuen Sozialen Bewegungen der 1970er-Jahre und einen neueren Zyklus, der schließlich in die aktuelle Sichtbarkeit von Polyamory mündet (Abschnitte 2.1.2, 2.1.3 und 2.1.4). Für Letzteres greife ich verstärkt auf Literatur aus sozialen Bewegungen zurück, weil dieser Zyklus noch nicht resümierend sozialwissenschaftlich untersucht ist.

2.1.1 Die Entstehung der Monogamie in Europa

Betrachtet man die Geschichte der Monogamie, so fällt auf, dass sich die Monogamienorm auf zwei verschiedene Gegenstandsbereiche beziehen kann: die Rechtsordnung auf der einen, die normativ-kulturelle Exklusivität von emotionalem Bezug und Sexualität auf der anderen Seite. Im mittelalterlichen

Europa war eine Koexistenz von monogamer Ehe und nichtmonogamer Beziehungsführung und Sexualität für Männer geradezu üblich. Die Monogamieorm zielt lediglich darauf, eine rechtssichere Erbfolge zu gewährleisten, in der allein die in einer Ehe erstgeborenen Söhne berücksichtigt wurden. Da uneheliche Kinder keine Ansprüche hatten, waren sexuelle Treue und eine monogame Beziehungsführung nicht geboten. Reiche und mächtige Männer konnten oftmals über eine Vielzahl von Frauen verfügen (Betzig 1995).

Ein Blick auf die europäische Geschichte der Familie (etwa Fossier 1997) zeigt, dass sich das heute wirksame umfassende Monogamiegebot langsam herausgebildet hat. Die Grundlegung der kirchenrechtlichen Ehe als exklusiv und durch die freie Wahl der Partner_innen gestiftet, wurde im späten 10. Jahrhundert formuliert⁸, im 11. Jahrhundert theologisch weiter ausgearbeitet und schließlich 1215, auf dem 4. Laterankonzil, als öffentlich zu vollziehendes Ritual festgelegt. In der Rechtspraxis setzte sich im Folgenden ein Verständnis durch, wonach die Ehe mit einem mündlichen Versprechen gestiftet wird, der gegenseitigen Anziehung der komplementär konstruierten Positionen Mann und Frau entspricht, und nicht wieder gelöst werden kann (ebd.: 135f.). Im Laufe des 13. Jahrhunderts etabliert sich das Ehepaar als soziale Größe. Im selben Zuge wandelt sich der vorherrschende Typus des primären sozialen Zusammenhangs von größeren Clanstrukturen zum ›Haus‹,⁹ an dessen Spitze eine Gattenfamilie steht (ebd.: 131ff.). Die vormoderne Sozialform Haus bestand aus einer zusammenlebenden Personengruppe mit gemeinsamem Haushalt unter Einschluss der Verwandten und des Gesindes, ein hierarchisches und komplexes Wirtschaftssystem. Das Haus bildete eine Einheit von Produktion und Wohnen, nicht nur in der Landwirtschaft, sondern auch in Haushalten des städtischen Handwerks (Faulstich 2002: 25f.). Da in einem Haus neben dem verheirateten Paar oftmals zahlreiche andere Personen lebten, wird klar, dass die Ehe zu dieser Zeit ein Arrangement für eine Minderheit war und keineswegs die übliche Existenzweise (Tost 2000: 288). Für die Ehegatt_innen barg sie lange Zeit vor allem eine Möglichkeit, mit wirtschaftlichen Zwängen umzugehen (Bock/Duden 1977: 141) und war daher nicht notwendig mit emotionaler und sexueller Monogamie verbunden.

- 8 Laut Fossier (1997: 134) ist unklar, wie verbindlich die kirchliche Vorgabe des beiderseitigen Einverständnis in der sozialen Praxis des 10. Jahrhunderts war, weil vor allem in der Oberschicht arrangierte Ehen einen wichtigen Machtfaktor bildeten.
- 9 Der oft genutzte Begriff »ganzes Haus« wurde kritisiert, weil er als Romantisierung »einer sittlichen, friedlichen Agrargesellschaft, die in der modernen Zeit des Individualismus verschwand« (Gray 1998: 45; vgl. auch Habermas 2001: 300f.) entstanden ist. Gleichwohl ist es nicht nötig, geschichtswissenschaftliche Befunde über eine weniger funktional differenzierte Lebens- und Wirtschaftsweise gänzlich zu verwerfen, auch wenn ihre Beschreibung oftmals damit einherging, ihren patriarchalen und autoritären Charakter zu romantisieren (Gray 1998).

Für die gesamte europäische Bevölkerung beginnt sich dennoch zu Beginn des 18. Jahrhunderts gleichzeitig mit der Entstehung des Kapitalismus eine neue Beziehungsweise zu entwickeln, in der Produktion und Reproduktion an unterschiedlichen Orten stattfinden. Die beschriebene Sozialform Haus wird durch die bürgerliche Kleinfamilie ergänzt und nach und nach von ihr abgelöst (Hausen 1974: 371). Gisela Bock und Barbara Duden (1977) analysieren, wie sich in diesem Kontext im 17. und 18. Jahrhundert jene umfangreichen und ideologisch hoch aufgeladenen Praxen entwickeln, die heute als Hausarbeit bezeichnet werden. In der Produktionsgemeinschaft des ganzen Hauses gab es keine Sphärentrennung von innerhäuslichen und außerhäuslichen Tätigkeiten, keine klar an Geschlechterkonstruktionen gebundene Verantwortlichkeit für bestimmte Bereiche (ebd.: 126ff.). Hausarbeit im heutigen Sinne der Herstellung eines reproduktiven, aber auch emotional höchstrelevanten privaten Refugiums war schon deswegen kaum möglich, weil meistens nur ein gemeinsamer Schlaf- und Arbeitsraum zur Verfügung stand (ebd.: 132f.). Karin Hausen (1974) zeigt anhand lexikalischer, medizinischer, pädagogischer, psychologischer und literarischer Schriften, wie sich im gleichen Zeitraum als männlich und weiblich konstruierte Merkmalsgruppen herausbilden, die Gegensatzpaare wie Innen–Außen, Passivität–Aktivität, Schwäche–Energie, Sein–Tun, Emotionalität–Rationalität, Anmut–Würde geschlechtlich zuordnen. Sie deutet die damit einhergehende Konstruktion komplementärer Geschlechtscharaktere im Kontext des sozialen Wandels zur Moderne und der damit verbundenen Trennung zwischen Warenproduktion und Reproduktion der Arbeitskraft. Die Folgen der Konstruktion sind die ideologische Absicherung patriarchaler Herrschaft, die Idee der wesensmäßig aufeinander bezogenen Komplementarität von Männern und Frauen und die »Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben« (ebd.: 375ff.). Auf medizinischer Ebene ging dies mit der Konzeptualisierung moderner Zweigeschlechtlichkeit einher, in der Geschlechter nicht mehr als zwei unterschiedliche Ausprägungen menschlichen Seins, sondern als essenziell verschieden verstanden werden (Laqueur 1990). Der Diskurs über sexuelle Abweichungen – sogenannte Perversitäten – fügt dem Bild der Geschlechtscharaktere dasjenige der natürlichen Heterosexualität hinzu. Dadurch wird die Geschlechterdifferenz noch tiefer in das Individuum hinein verlegt. Normiert die Annahme einer häuslichen Natur der Frau die Ausformung ihres Arbeitsvermögens, so werden nun die Intimität und das Begehren naturalisiert. (Großmaß 1999: 16) Michel Foucault kritisiert diesen Konstruktionsvorgang als »politische Anatomie des menschlichen Körpers« (Foucault 1977: 166) im Rahmen einer Biopolitik, mit der sich die neu entstehenden Nationalstaaten des Wissens über Reproduktion bedienen können. Teil dieser radikalen neuen Deutungen über das Wesen der Menschen war auch die Konstruktion der Kindheit und der Mutterrolle im 18. Jahrhundert (Bock/Duden 1977: 133).

Durch die »Erfindung der bürgerlichen Familie« wird die Trennung von Erwerbs- und Familienleben institutionalisiert (Habermas 2001: 288). Neue juristische Regelungen verdrängen sittlich-moralische Fragen – für Beziehungsformen besonders relevant: das Scheidungsrecht – zunehmend aus dem Strafrecht und überlassen die Gestaltung von Intimbeziehungen den Beteiligten, wobei die männliche Vormachtstellung nicht angetastet wird (ebd.: 288ff.). Populäre Diskurse, nicht zuletzt Anstandsbücher, bestärken die Konstitution des privaten Raums der Familie, in denen Weiblichkeit als angemessene Ausgestaltung des Privatraums fungiert. Auch die bürgerlichen Frauenvereine hatten ihren Anteil an diesem Prozess. Obwohl Frauen dadurch aus der Öffentlichkeit verwiesen wurden, sieht Rebecca Habermas eine gewisse Ambivalenz der Sphärentrennung darin, dass Frauen die Gestaltungsmacht für den privaten Bereich erhielten, womit ihnen gemeinhin als männlich konnotierte Eigenschaften zugeschrieben wurden (ebd.: 294ff.).

Werner Faulstich (2002) analysiert die mit der Erfindung der bürgerlichen Familie einhergehenden politischen Veränderungen. Die Beschränkung der Familie auf den privaten Bereich geht einher mit der Entwicklung von Funktionseinheiten, die die Regelung öffentlicher Angelegenheiten übernehmen: Gemeinde, Gerichtswesen, Polizei, Krankenhaus, öffentliches Erziehungswesen. Was der neu entstandenen Kleinfamilie als Kernaufgabe verbleibt, ist die Sozialisation des Nachwuchses, die Vermittlung grundsätzlicher Normen und Werte und die Bereitstellung von Gefühlen. Gleichzeitig entwickelt sich die Verbindung von Liebe und Ehe (ebd.: 25ff.), wodurch nun auch die emotionale Monogamie verbindlich wurde.

Ab dem 18. Jahrhundert verfestigt sich also die heute geltende Geschlechterordnung und ihre Institutionalisierung in der bürgerlichen Kleinfamilie. Frauen sind darin für die Gestaltung des familiären Raums zuständig, während Männer einer außerhäuslichen Lohnarbeit nachgehen. Zusammengehalten werden soll die (nach wie vor ökonomisch funktionale) Verbindung durch die Liebe zwischen zwei Menschen, die sich in ihrer Geschlechtlichkeit gegenseitig ergänzen. Rechtliche Verbindlichkeit sowie sexuelle und emotionale Exklusivität treten nun zusammen auf. Gesamtgesellschaftlich durchsetzen konnte sich dieses Modell erst nach und nach. Bei bäuerlichen Familien herrschte noch lange die häusliche Produktionsweise vor, das in den Städten entstehende Proletariat besaß nicht die ökonomischen Mittel, um der normativ gebotenen Sphärentrennung nachzukommen (Hausen 1974: 382f.). Erst in der Weimarer Republik machen Wohnungsbauprogramme familiär abgeschlossene Wohnungen und getrennte Schlafzimmer für proletarische Eltern und Kinder möglich (Kraft 2006).

Damit die bürgerliche Familie zum vorherrschenden Modell werden konnte, musste die Durchsetzung der Monogamienorm auch gegen »nicht-monogame Gegenbewegungen« (Pieper/Bauer 2005: 61) erfolgen. So erwähnt Gisela Notz für das 17. Jahrhundert Lebens- und Arbeitsgemeinschaf-

ten feministischer Frauen, die abseits von Ehe und Familie ein freieres Leben führen wollten (2014: 64). Auch sozialistische und liberale Autor_innen vertraten im 19. Jahrhundert die Idee einer befreiten Liebe (Kuhn/Kohser-Spohn 2001). Nichtmonogamie als Lebensweise und als abweichende Normvorstellung war also nie gänzlich verschwunden. Gesamtgesellschaftlich durchsetzen konnte sich die monogame Ehe in Europa erst in den 1950er- und 1960er-Jahren, in denen es Heiratsquoten von bis zu 95 Prozent gab (Lenz 1998: 14). Seit 1970 ist diese Zahl stark rückläufig, was Karl Lenz (ebd.) zu dem Schluss bringt, die Ehe habe ihre Monopolstellung als einzig legitime Form der Geschlechterbeziehung verloren. Trotz der sinkenden Verbreitung sind Ehe und Monogamie nach wie vor ideologische Leitbilder, wie etwa der Blick auf Beziehungsratgeber (Scholz/Lenz 2013) zeigt.

Der hier nur grob umrissene Umbruch zu Beginn der Moderne lässt sich durchaus als Revolutionierung der Lebensverhältnisse auf allen Ebenen bezeichnen. Eine neue Produktionsweise wird durch neue Geschlechterverhältnisse ideologisch abgesichert. Je nach Region hat es lange gedauert, bis dieser Wandel sich allgemein vollzog (Bock/Duden 1977: 122f.). Die Transformation wurde teilweise gewalttätig gegen widerständige Frauen durchgesetzt (ebd.: 168). Vor diesem Hintergrund eines Ineinandergreifens von Sozialstruktur, Normen und Diskursen, Subjektivierungsweisen sowie Praxen wird plausibel, wie bei den in der Einleitung erwähnten Kommunist_innen der Eindruck entstand, der Angriff auf die monogame bürgerliche Kleinfamilie zielt auf eine zentrale Schnittstelle der Konstitution moderner Gesellschaften. Der folgende Abschnitt diskutiert, wie die bürgerliche Kleinfamilie im revolutionären Russland infrage gestellt wurde.

2.1.2 Das Ziel des Absterbens der Familie in der Frühzeit der Oktoberrevolution

Die historische Phase während und nach der Oktoberrevolution ist für die Geschichte der Nichtmonogamie vor allem deswegen interessant, weil hier die bürgerliche Kleinfamilie nicht von überschaubaren Subkulturen infrage gestellt wurde, sondern zum ersten Mal durch die Familien- und Sozialpolitik eines Staates.

Felicita Reuschling (2010) unterscheidet zwei Phasen in der Familienpolitik der Bolschewiki: Während und nach der Oktoberrevolution orientierte sie sich an dem Ziel, die bürgerliche Kleinfamilie nach und nach zu überwinden. Ab Ende der 1920er-Jahre kam es allerdings zu einer Refamiliarisierung, in der zahlreiche feministische Errungenschaften der Revolution wieder zurückgenommen wurden. Relevant ist hier die erste Phase. Die revolutionäre Familienpolitik zielte darauf, die ökonomische Abhängigkeit von Frauen zu beenden. Dafür sollten Gefühle, Sexualität und die Einbindung in ein ökonomi-

sches System (Ehe) getrennt werden. Um dies zu realisieren sollte eine »gesellschaftliche Industrie« (Engels 1969 [1884]: 77) entstehen, in der vormals familiär erbrachte Sorge als gesamtgesellschaftliche Aufgabe zu erledigen sei (Reuschling 2014). Auch überkommene Moralvorstellungen sollten überwunden werden, entsprechend wurden Inzest, Ehebruch, Homosexualität und Abtreibung straffrei; 1926 erfolgte die Einführung der sogenannten Freien Ehe, die als vertragliche Vereinbarung eingegangen und gelöst werden konnte und als einzige Verbindlichkeit Alimente für Kinder und die finanzielle Versorgung einer gegebenenfalls nicht erwerbstätigen Ehegattin garantieren musste (Kuhn/Kohser-Spohn 2001: 497). Theoretisch untersetzt und politisch vertreten wurde das »Absterben der Familie« (Reuschling 2010) vor allem von Alexandra Kollontai, die sich schon 1918 gegen konservativen Konventionalismus und bürgerlichen Individualismus sowie das in sozialistischen Bewegungen verbreitete Verschieben der Geschlechterfrage in die ferne Zukunft ausgesprochen hatte (Kollontai 2012a [1918]: 69f.). Die Geschlechterverhältnisse im Kommunismus sollten so gestaltet werden, dass auch Frauen ein »Leben nicht nach den gegebenen Traditionen, sondern nach freier Wahl« (Kollontai 2012b [1926]: 30) führen könnten.

In der Rückschau brachten die Reformen in der Frühzeit der Oktoberrevolution für Frauen »einen Sieg über ihren schlimmsten Feind, der da heißt konventionelle Sittenmoral und konservative Ehebegriffe« (Kollontai 2012b [1926]: 31). Dass das nur in der Verbindung von Mikropolitiken und strukturellen Maßnahmen zu verstehen ist, rekonstruiert Bini Adamczak (2017). Neben den erwähnten rechtlichen Regelungen beteiligten sich Frauen am politischen Kampf, es entwickelt sich eine Alltagskultur, in der traditionelle Geschlechtergrenzen überschritten wurden (ebd.: 57). Der Wunsch nach einer gerechteren Gesellschaft ging einher mit dem Begehren nach einer »solidarisch-kooperativen *Beziehungsweise*« (ebd.: 38). In diesem Rahmen sollten nicht zuletzt die Geschlechterverhältnisse revolutioniert werden (ebd.: 108). Die angestrebte solidarische Beziehungsweise der Revolution überschreitet die im vorherigen Abschnitt angesprochene Sphärentrennung zwischen zwei essenziell bestimmten Geschlechterkonstruktionen (ebd.: 40). Zugleich wurde ihre Institutionalisierung in der bürgerlichen Familie und der heterosexuellen Paarbeziehung infrage gestellt:

»Es waren plurale Beziehungsweisen der Solidarität, die an die Stelle der atomisierenden und konkurrenten Beziehungsweise des Kapitalismus treten sollten. Damit würde zugleich die mit dem Kapitalismus gleichursprüngliche Beziehungsweise der romantischen Zweierbeziehung aufgehoben.« (ebd.: 273)

Das Idealbild der Bolschewiki in dieser Phase war allerdings die Subjektform der proletarischen Männlichkeit (ebd.: 134). So verstand Alexandra Kollontai die mit der bürgerlichen Ehe verbundenen »sentimentalen Liebesempfindungen« als »Herabsetzung unserer Arbeitskraft« (Kollontai 2012b [1926]: 32). Stattdessen vertrat sie ein Ideal des tätigen und kämpferischen Lebens, sodass

auch für Frauen »die Arbeit der Hauptzweck der Existenz bleibt« (ebd.). Die Trennung zwischen einer emotionalen und organischen Sphäre des Privaten sowie einer sachlichen und mechanischen Sphäre des Öffentlichen sollte also mit der universellen Orientierung an Arbeit und Kampf überwunden werden (Adamczak 2017: 110ff.). Auf diese Weise wurde die Übernahme gesellschaftlicher Machtpositionen durch Frauen – sei es in der Armee, der Politik oder im Erwerbsleben – in stärkerem Maße möglich, weil die strikte Grenzziehung zwischen den Geschlechterkonstruktionen entfiel (ebd.: 136f.). Bini Adamczak sieht in dieser Entessenzialisierung der Eigenschaft Geschlecht unter der normativen Höherstellung der Männlichkeit das Ideal eines »*Universal Dragking*« (ebd.: 138), einer Person, die fortschrittliche und universelle männliche Werte verkörpert, ohne dass diese biologisch oder anderweitig essenziell in ihr verankert sein mussten. Die notwendigen sorgenden Aspekte des Sozialen wurden in diesem Kontext aus dem Privaten in die Verantwortlichkeit der Gesellschaft verschoben.

Deutlich wird diese Vergesellschaftung von Care am Beispiel der Wohnformen. In der zweiten Hälfte der 1920er-Jahre wurde in der sowjetischen Politik und Architektur diskutiert, welche Wohnformen die angemessenen für eine kommunistische Gesellschaft seien. Der von der Vereinigung der Gegenwartsarchitekten (OSA) eingebrachte Entwurf eines Kommunehauses sollte das Verhältnis von Produktion und Reproduktion neu rahmen und den Bewohner_innen den Weg zu einer nicht bürgerlichen, sondern kommunistischen Organisation des Sozialen ermöglichen (Buchli 1999: 63ff.). Zentral für die Gestaltung des sozialen Nahraums war die Entscheidung, einen Teil der Wohnungen ohne Küche zu entwerfen und auch darüber hinaus reproduktive Funktionsbereiche auszugliedern (ebd.: 70f.) Neben einer Großküche waren Veranstaltungssäle, ein Waschhaus und ein Kindergarten geplant (Zalivako 2010). Im als Machbarkeitsstudie in Moskau gebauten Narkomfin-Haus wurde der Anbau des Waschhauses allerdings nie fertiggestellt, weil das Zentralkomitee der KPdSU 1930 das Ziel der Vergesellschaftung familiärer Care aufgab. In der Folge trat eine Refamiliarisierung ein, weil die Kleinfamilie als besser geeignet erachtet wurde, die unmittelbaren Anforderungen der Industrialisierung zu erfüllen (Buchli 1999: 64f.) und die Geburtenrate zu steigern (Reuschling 2014). Auch auf rechtlicher Ebene wurden in den 1930er-Jahren viele Errungenschaften der Revolution zurückgenommen, Abtreibung und Homosexualität erneut kriminalisiert und die Kleinfamilie unter den besonderen Schutz des Staates gestellt (Adamczak 2017: 117). 1944 erfolgte die Annullierung aller geschlossenen Freien Ehen im Zuge der Refamiliarisierung (Kuhn/Kohser-Spohn 2001: 497). Eine historische Phase, in der die moderne Dominanz der bürgerlichen Kleinfamilie und damit auch

der Monogamie im größeren Rahmen infrage gestellt worden war, ging damit zu Ende.¹⁰

Diese kurze und hier nur kursorisch besprochene historische Episode zeigt, dass strukturelle Maßnahmen die Monogamienorm schwächen und andere Beziehungen ermöglichen können. Kommunehäuser sollten einen Rahmen für eine nicht auf Monogamie beruhende Kollektivierung von Care bieten. Wäre die Geschichte in dieser Weise weiter verlaufen, würde ein historisches Beispiel für sorgsame aber gleichwohl angesichts des egalitären Arbeitszwangs autoritär organisierte Beziehungsformen auf gesellschaftlicher Ebene existieren. Das Scheitern verweist zum einen auf die tiefe Verankerung der hetero- und mono-normativen Beziehungsweise in Subjektivierungsformen und Normen – das schließe ich zumindest aus der starken Ablehnung, auf die das Ziel Auflösung der Familie in der Sowjetunion stieß (Adamczak 2017: 148f.). Zum anderen zeigt sich womöglich, dass die bürgerliche Kleinfamilie biopolitisch effektiver wirkt als eine Kollektivierung, weil sie an bestehenden Normen und Subjektivierungsformen ansetzt. Die gescheiterte Durchsetzung damaliger Angebote vergesellschafteter Care gegen die Konkurrenz familiärer Sorge hatte sicherlich auch mit den fehlenden ökonomischen und produktiven Kapazitäten des jungen Staates für Bau und Ausstattung reproduktiver Einrichtungen zu tun (Reuschling 2014).

Deutlich machen die Entwicklungen in dieser historischen Phase, dass die Monogamienorm nicht nur individuell, sondern auch strukturell reproduziert wird. Wie ein mechanistisches Verständnis des komplexen Zusammenspiels von Gesellschaft und Individuum dazu führen kann, mit dem Verstoß gegen die Monogamienorm nicht die gesellschaftliche Ordnung anzugreifen, sondern männliche Privilegien zu verteidigen, soll der folgende Überblick über die Popularität der ›freien Liebe‹ ab den späten 1960er-Jahren zeigen.

2.1.3 ›Freie Liebe‹ im Kontext der Neuen Sozialen Bewegungen der 1970er-Jahre

Auch wenn ›freie Liebe‹ schon zu früheren Zeitpunkten diskutiert wurde (vgl. Fuchs 1983 [1912]: 304ff.; Kuhn/Kohser-Spohn 2001; Schroedter/Vetter 2010: 112ff.; Peuckert 2012: 553), wird sie in den 1970er-Jahren in der BRD populär. Als gesellschaftlichen Rahmen kann man das »Goldene Zeitalter« (Lipietz/Krebs 1998) verstehen, in dem ökonomische Prosperität mit einem relativ weit ausgebauten Sozialstaat und einer Liberalisierung auf vielen Gebieten einhergeht. Der Wandel im Bereich der Geschlechterbezie-

10 Das macht auch deutlich, dass die oben konstatierte Gleichursprünglichkeit von Kapitalismus und bürgerlicher Kleinfamilie nicht bedeutet, dass letztere nicht auch in anderen Gesellschaftsformen vorliegen kann.

hungen in den 1970er-Jahren wird als ›sexuelle Revolution‹ benannt. Deren Kernelemente waren die Möglichkeit einfacher und sicherer Schwangerschaftsverhütung durch die »Pille«, die Normalisierung und Legalisierung vorehelicher Sexualität und Homosexualität sowie die Aufweichung des Abtreibungsverbots (Burkart 2018: 254f.). Schon vor 1968 folgten die sexuellen Praxen Jugendlicher und junger Erwachsener nicht mehr den strengen moralischen Vorstellungen der 1950er-Jahre (Reichardt 2014: 675), mit der Popularisierung der studentischen Kritik an sexueller Unterdrückung wurde aber in vorher ungeahntem Ausmaß über sexuelle Permissivität diskutiert (ebd.: 650f.). Dadurch wurde auch das bis dahin minoritäre und zudem vor allem zur Konstruktion von Männlichkeit beitragende Modell ›freier Liebe‹ bekannter. Historische Beiträge über die Schwulenszene der 1970er-Jahren berichten übereinstimmend, dass in den USA und der BRD offene Promiskuität selbstverständlich war und exklusive Liebesbeziehungen als konservativ kritisiert wurden (Herzer 1997: 266; Theis 1997: 285f.). In den USA soll in den 1960er- und 1970er-Jahren nicht zuletzt in Frauenzusammenhängen teilweise ein hoher Rechtfertigungsdruck für monogam lebende Lesben bestanden haben (Tost 2000: 109).

Aus der westdeutschen Studentenbewegung¹¹ heraus wurden ab 1965 die sexualitätspolitischen Schriften des marxistischen Psychoanalytikers Wilhelm Reich in hoher Auflage wiederveröffentlicht und begeistert aufgenommen (Tändler 2016: 227). Seine unzensuriert publizierten Werke waren gerade im Bereich der Intimbeziehungen »von eminenter Bedeutung für das politische Selbstverständnis der Studentenbewegung« (Kuhn/Kohser-Spohn 2001: 509) und sollen deswegen etwas ausführlicher dargestellt werden. Wilhelm Reich hat in den letzten Jahren der Weimarer Republik den Reichsverband für proletarische Sexualpolitik (Reichsverband 2011 [1931]) und eine Gruppe für Sexualökonomie und Politik aufgebaut. Letztere wendete sich vor allem mit Schulungsabenden an proletarische Jugendliche und baute ein Netzwerk von Beratungsstellen auf (Reiche 1971: 16). Zentraler theoretischer Zusammenhang bei Reich war die Annahme, der Kapitalismus unterdrücke die Sexualität, was in der Retrospektive Michel Foucault als Repressionshypothese (Foucault 1977: 16f.) kritisierte. Diese besagt, die Unterdrückung des Trieblebens in der Kleinfamilie bringe einen autoritären Charakter hervor und führe zu Militarismus und Nationalismus (Tändler 2016: 228), »für Reich die massenpsychologische Basis für den Aufstieg des Faschismus« (ebd.: 229). Eine weniger repressive Kultur müsse prüfen, welche Repressionen unvereinbar mit der Kultur überhaupt und welche unvereinbar mit

11 Selbstverständlich wurden die Revolten von 1968 nicht nur von (männlichen) Studenten getragen, sondern auch von Student_innen, Schüler_innen, Arbeiter_innen und Lehrlingen. Gleichwohl hat sich in der Selbst- und Fremdbezeichnung der Begriff der Studentenbewegung durchgesetzt, den ich hier und anschließend nutze.

den Anforderungen der zeitgenössischen Gesellschaft seien, wobei Monogamie als ein Teil bestimmt wurde, der nur in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft notwendig sei (Marcuse 1969: 200f.). Eine weniger repressive Gesellschaft könne daher mit einer freieren Sexualität und ohne Monogamie funktionieren (ebd.). Der beschriebene Zusammenhang geht von der Gesellschaft aus: Die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft unterdrückt die Sexualität, eine befreite Gesellschaft könne darauf verzichten. In einer Vulgärrezeption lässt sich der Zusammenhang auch mechanistisch lesen: Durch die Befreiung der Sexualität lässt sich zugleich die Gesellschaft befreien. Daraus folgte ein positiver Bezug auf eine sexuelle Revolution, die Kleinfamilie, Ehe und Monogamie abschütteln sollte, um diesen Zusammenhang zu brechen (Tändler 2016: 229). Im Zuge dessen setzte sich in Teilen der der Studentenbewegung eine Norm durch, derzufolge freie Sexualität praktiziert werden müsse, um nicht als konterrevolutionär zu gelten (Reichardt 2014: 656f.) – was nicht bedeutete, dass in der Breite der Bewegung die diskutierten Modelle von Gruppensex und Partnertausch tatsächlich verwirklicht wurden (ebd.: 687).

Die theoretische Reich-Rezeption (etwa beim damaligen SDS-Vorsitzenden Reimut Reiche oder Frank Böckelmann,¹² ebenfalls SDS) zeugt nicht von einer solch naiven Begeisterung für die befreiende Wirkung des Sex. So schreibt Reiche in *Sexualität und Klassenkampf* (1971: 12):

»Das System der Menschenbeherrschung im gegenwärtigen Kapitalismus hat derart raffinierte Anleihen bei der »sexuellen Revolution« aufgenommen, dass ein naives Vertrauen auf die sich selbst befreiende Kraft der Sexualität in dessen Systemen nicht mehr leicht möglich ist.«

Trotz des positiven Bezugs auf die Repressionshypothese ist Reiche klar, dass Herrschaft in bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften nicht auf stumpfe Unterdrückung setzt, sondern zunehmend äußeren in inneren Zwang transformiert (ebd.: 37). Als »schlechte Aufhebung der autoritären Persönlichkeit« beschreibt Frank Böckelmann (1987 [1966]) den Zusammenhang, dass der Markt als Ersatz für die Unterdrückung »wirklicher Bedürfnisbefriedigung« (ebd.: 37) (worin sie bestünde, bleibt vage) den Konsum der Sexualität anbietet und damit kurzfristige Lusterfüllung erlaubt, was im Effekt zu stumpfer, gehemmter und angepasster Subjektivität führe (ebd.: 44ff.). Das später von Michel Foucault vorgebrachte Hauptargument gegen die Repressionshypothese – in der Moderne würde Sexualität nicht einfach unterdrückt, sondern geformt und diskursiv unterworfen (Foucault 1977: 16f.) – war also schon Bestandteil der theoretischen Reich-Rezeption. In der breitenwirksamen

12 Wie auch sein ehemaliger SDS-Mitstreiter Bernd Rabehl ist Frank Böckelmann heute in Kontexten der »Neuen Rechten« verortet (Wölk 2016: 67). Gleichwohl ist seine Reich-Rezeption der später 1960er-Jahre relevant.

Aufnahme von Wilhelm Reichs Denken kann davon aber keine Rede sein, wobei auch eine Rolle gespielt haben dürfte, dass er ab den 1950er-Jahren immer stärker esoterisch und biologistisch argumentierte und als Stichwortgeber für obskure Heilslehren wie Bioenergetik und Vegetotherapie¹³ herangezogen wurde (Nitzschke 2007: 206f.). Obwohl die Popularisierung der ›sexuellen Revolution‹ als ›Sexwelle‹ aus der Studentenbewegung heraus als warenförmige und nicht authentische Verwertung von Sexualität kritisiert wurde (Reichardt 2014: 650f.), bildete sich in ihren Randbereichen eine Praxis aus, die einen »neuen Menschen« (Tändler 2016: 242) mit befreiten Trieben erziehen wollte. Verbreitet wurde die einfache Formel, durch das Verändern der Sexualität die Gesellschaft zu revolutionieren, in Ratgebern unter so undifferenzierten Überschriften wie »Von der Kernfamilie zur Kernwaffe« (Brøgger 1980 [1973]: 38). Im Zuge eines gegenkulturellen Aufbruchs nach dem Abflauen der Studentenbewegung (Wagner 2009: 154ff.) trat ein Psychoboom ein, dessen Akteur_innen gegen in ihren Augen gewalttätige Verhältnisse angehen wollten (Tändler 2016: 242). Oftmals wurden dabei aber bürgerlich-patriarchale Verhaltensweisen »nicht verhindert, wenn nicht noch gesteigert« (Kuhn/Kohser-Spohn 2001: 512), zudem gingen die politisch begründeten Psychomethoden häufig mit »therapeutische[r] Gewalt« (Tändler 2016: 247) gegen die Beteiligten einher.

Die Geschichte der Mühl-Kommune zeigt am deutlichsten, wie aus der Analyse der Verbindung von Monogamienorm, moderner Subjektivität und Gesellschaftsstruktur der Kurzschluss entstand, über das Verändern der Sexualität die Gesellschaft zu revolutionieren. 1974 gründete eine Gruppe rund um den Wiener Aktionskünstler Otto Mühl im österreichischen Burgenland eine Kommune, in der die sexuelle Überwindung der Zweierbeziehung als Vehikel für die Befreiung des Menschen (Schlothauer 1992: 16ff.; Reichardt 2014: 689) und die von ihr ausgehende umfassende Umgestaltung der Gesellschaft (Schlothauer 1992: 63; Reichardt 2014: 693) genutzt werden sollte. Die Idee der »experimentellen Gesellschaftsgestaltung« – mit der eine kleine Avantgarde soziale Formen findet, die sich verallgemeinern lassen, um die Gesellschaft zu verändern – wurde in der Mühl-Kommune unter anderem von Dieter Duhm entwickelt (Schlothauer 1992: 63), der später Vordenker des noch 2018 bestehenden Zentrums für experimentelle Gesellschaftsgestaltung (ZEGG) wurde. Laut Andreas Schlothauer (ebd.) war eine Aufgabe in der ursprünglichen Konzeption des ZEGG, die Mühl-Kommune mit dem Rest der Alternativbewegung zu vernetzen. Die Kommune war bedeutsam als

13 Bioenergetik behauptet, pseudowissenschaftlich bestimmte leibliche Energieströme durch Praktiken wie Handauflegen, aber auch technische Apparate messen und manipulieren zu können (Ernst 2005: 3035f.; Raab 2009). Vegetotherapie ist eine Muskelentspannungstechnik, die laut Reich helfen soll, Körper und Geist, beide durch Sexualunterdrückung geschädigt, zu heilen (Goddemeier 2007).

Orientierungspunkt und Abgrenzungsfolie der Alternativbewegung. Dass geschätzte 10.000 Interessierte dort Kurse besucht haben dürften (Reichardt 2014: 691), zeigt ihren Einfluss. Innerhalb der Kommune herrschte eine strikte Hierarchie, die »Struktur« (Schlothauer 1992: 115), an deren Spitze Mühl stand, der auch über die Rangfolge der anderen entschied. Eine Tafel mit Namenskartchen visualisierte die Hierarchie, unterlegene Personen waren zu Gehorsam verpflichtet, Überlegenen stand es offen, die Unterlegenen zu züchtigen (ebd.: 116). Zentral für die Zurichtung »neuer Menschen« (ebd.) war die Befreiung der Sexualität. Schon kurz nach der Gründung der Kommune wurden diejenigen Mitglieder, die die freie Sexualität nicht praktizieren wollten, zum Auszug gedrängt (ebd.: 17), später nutzte Mühl die Psychotherapie »Aktionsanalyse« (ebd.: 26), um von Teilnehmerinnen Sex einzufordern. Bürgerliche Subjektivität sollte durch möglichst viel Promiskuität aufgehoben werden (Reichardt 2014: 693). Wer der alltäglichen Pflicht zur sexuellen Betätigung nicht nachkam, wurde zum Gruppenproblem erklärt (Schlothauer 1992: 37f.), wobei computergenerierte Listen vorgaben, wer mit wem verkehren musste (ebd.: 96, 100). Wie konsequent die Ranghöheren die Überzeugung, mittels Sexualität bessere Menschen zu erziehen, auch gegen schutzwürdige Interessen durchsetzten, zeigt sich am stärksten an Andreas Schlothauers Bericht, die meisten ehemaligen Mitglieder der Kommune hätten gewusst, dass Mühl gewohnheitsmäßig die 12- bis 16-jährigen Mädchen sexuell nötigte (ebd.: 145). Später drang an die Öffentlichkeit, dass viele Mitglieder der Kommune sich an der sexuellen Nötigung beteiligt haben (Reichardt 2014: 698). 1991 endete die Mühl-Kommune mit der Verurteilung ihres Gründers zu sieben Jahren Haft (ebd.).

Parallel zu den den autoritären Praxen und Strukturen in Teilen der Studentenbewegung entsteht in den 1970er-Jahren im Rahmen einer generellen Liberalisierung ein postkonventioneller Blick auf Beziehungen. Die Verhandlungsmoral entwickelt sich als Gebot der »reflexive[n] Problematisierung« (Reichardt 2014: 649; vgl. auch Lohauß 1995: 187ff. für die damit einhergehende Subjektform des reflexiven Selbst) sozialer Zusammenhänge. Im Bereich der Beziehungsführung ersetzt die Norm der Aushandlung nach und nach die Leitvorstellung eines durch Konventionen vorbestimmten gegenseitigen Bezugs. Was in Beziehungen geschieht, soll ausgehandelt werden und Konsens unter den Beteiligten sein (Peuckert 2012: 562f.; Burkart 2018: 257). Es fällt nicht schwer, die Idee konsensuelle Nichtmonogamie als Übertragung dieser ursprünglich für sexuelle Fragen entstandenen und heute zunehmend generell handlungsleitenden Moral auf die Ebene der Beziehungsführung zu interpretieren (Bethmann 2013: 25; Schadler/Villa 2016:19ff.). Die rigide Moral der sexuellen Permissivität in Teilen der Studentenbewegung lässt sich allerdings kaum damit vereinbaren. Die Geschichte der Mühl-Kommune zeigt, dass im Zuge der »sexuellen Revolution« der Terror gegen Einzelne teilweise gerechtfertigt wurde, weil das Ziel ein so

weitgehendes war: Es ging um nicht weniger als die Revolution, für die man es als nötig erachtete, die durch den Kapitalismus geprägten und mit Verachtung bedachten »Kleinfamilienwichtel« (Schlothauer 1992: 47) psychisch zu brechen. Ich werde im folgenden Teil darauf eingehen, welche Konsequenzen in späteren Artikulationen programmatischer Nichtmonogamie aus dieser gewalttätigen Geschichte gezogen wurden.

2.1.4 *Schlampagne, Kritik der Romantischen Zweierbeziehung und Polyamory*

In den 1990er-Jahren entsteht ausgehend von der feministischen Initiative »Schlampagne« (FrauenLesbenredaktion 1999) ein neuer Bewegungszyklus konsensueller Nichtmonogamie, der ab den 2010er-Jahren unter dem Label Polyamory popularisiert wird. Gesellschaftlicher Hintergrund ist die ab den 1990er-Jahren verstärkt konstatierte Pluralisierung von Lebensentwürfen (Burkart 1991: 34). Der Kurzschluss zwischen großen gesellschaftspolitischen Zielen und der Beziehungsgestaltung wurde in den 1990er-Jahren im wissenschaftlichen und aktivistischen Kontext kritisch mit Blick auf Geschlechter- und Herrschaftsverhältnissen und die Idee der Veränderung von Gesellschaft über Beziehungspraxen betrachtet.

Von der Gleichstellung aller Lebensweisen zur Polyamory

Ab den 1990er-Jahren wird konsensuelle Nichtmonogamie in der BRD wieder verstärkt diskutiert. Wichtige Impulse gingen von der Schwulenbewegung aus. Schon Ende der 1980er-Jahre wurde im Umfeld des Bundesverbands Homosexualität (BVH) die Ehe als »Mittel gesellschaftlicher Konformisierung und Kontrollierbarkeit« (BVH-Rundbrief 2/1988, zit. nach Mielchen 2013: 123) kritisiert. In der ersten Hälfte der 1990er-Jahre entwickelte der BVH einen Gesetzentwurf zur rechtlichen Beglaubigung von Partnerschaften, der alle Lebensgemeinschaften mit einbezog, in denen füreinander Verantwortung wahrgenommen wird, »unabhängig davon, ob es sich um Lesben, Schwule oder Heterosexuelle, um zwei, drei oder mehr Personen handelt« (Hinzpeter 2000: 15). Dass nichtmonogame Beziehungen zu dieser Zeit auch abseits von Verbandspolitik Bedeutung hatten, zeigt eine kurze Durchsicht der Zeitschrift *Magnus*,¹⁴ die in der ersten Hälfte der 1990er-Jahre in fast jeder Ausgabe Nichtmonogamie thematisiert. Exemplarisch ist eine

14 Die Zeitschrift *Magnus* war der Versuch, ein professionelles Magazin für Schwule zu etablieren, das trotzdem in der Bewegung verwurzelt ist. Als Zusammenschluss zweier Zeitschriften aus Berlin und Nürnberg wurde sie aus der Community finanziert, legte Wert auf eine enge Leserbindung und erschien zwischen 1989 und 1996 (Bartholomae 2013: 73).

Reportage aus dem Januar 1994, die unter dem Titel *Familie hat viele Formen* (Weihrauch 1994) vier verschiedene Beziehungskonstellationen präsentiert. In zwei davon leben die Protagonist_innen dauerhaft nichtmonogam zusammen, in den beiden anderen sind sie offen für Sexualität außerhalb der Partnerschaft. Ähnliche Berichte finden sich erst in den 2010er-Jahren in heterosexuellen Lifestylezeitschriften (vgl. etwa Kindel 2016). Ebenfalls wird Anfang der 2000er-Jahre konsensuelle Nichtmonogamie – ähnlich wie zehn Jahre vorher in den USA (Aguilar 2013) – an der Schnittstelle verschiedener sozialer Bewegungen diskutiert.¹⁵ Auch wenn sie den Begriff nie genutzt hat, kann die Schlampagne als der erste Versuch gelesen werden, die später als Polyamory bezeichnete identitätspolitische und ethische Variante konsensueller Nichtmonogamie in Deutschland bekannt zu machen. Die Kampagne wurde in der anarchistischen Monatsschrift *Graswurzelrevolution* vorgestellt (FrauenLesbenredaktion 1999) und kritisierte die normierende Macht von Ehe und Familie als Institutionen heterosexueller Zwangsmonogamie (Tost 2000). Der Begriff »Schlampe« wurde positiv angeeignet als »widerständig l(i)ebende Frau, die ihre Beziehung(en) keiner ›herr‹schenden Norm anpassen will« (Blum 2000: 91). Gleichzeitig diskutierte die außerparlamentarische undogmatische Linke eine »Kritik der Romantischen Zweierbeziehung« (AutorInnenkollektiv 2001; AKA 2003; Jo 2003; Frost 2003; Fremdgenese 2007). Die auch abfällig als »RZB« abgekürzte Beziehungsform galt als idealtypische Vorstellung, die sich durch emotionale Bindung (Liebe), Höchstrelevanz und Treue auszeichnet und automatisch einen Anspruch auf sexuelle Exklusivität begründet (AutorInnenkollektiv 2001: 5). In diesem Rahmen wurde der Verstoß gegen die Monogamienorm als Aufbegehren gegen die kapitalistischen Prinzipien von Tausch und Eigentum sowie die normierende Wirkung geschlechterdifferenzierender Institutionen propagiert. Während in den 1990er- und 2000er-Jahren konsensuelle Nichtmonogamie unter verschiedenen Bezeichnungen eher in Bewegungspublikationen diskutiert wird, taucht sie ab den 2010er-Jahren zunehmend als Polyamory in den Massenmedien auf. Im Fernsehen, in Illustrierten und im Feuilleton finden sich Reportagen über polyamore Konstellationen, selbst in der Fernsehserie *Lindenstraße* gab es in den Jahren 2011 und 2015 Erzählstränge über Polyamory. Seit dieser Zeit erscheint auch verstärkt Ratgeberliteratur zu diesem Thema (vgl. etwa Jönsson/Maresch 2010; Lendt/Fischbach 2012; Terborg 2017), das US-amerikanische Standardwerk *The Ethical Slut* (Easton/Liszt 1997) wird unter dem Titel *Schlampen mit Moral* (Easton/Hardy 2014) ins Deutsche übersetzt und die monogamiekritische philosophische Abhandlung *Lob der offenen Beziehung* (Schott 2013) in mehreren Auflagen veröffent-

15 Peuckert (2012: 561) sieht die Wurzeln der Polyamory in subkulturellen Milieus der 1960er-Jahre. Burkart bezeichnet sogar das gesamte Phänomen als »soziale Bewegung oder eine Szene, die eine Lebensform propagiert« (2018: 270).

licht. Viele Beiträge legen es allerdings geradezu darauf an, die Normalität und gesellschaftspolitische Neutralität der Menschen, die nichtmonogam leben, herauszustellen. Beispielsweise taucht eine von mir interviewte Person auch in einem der genannten Ratgeber auf, ohne dass ihre gesellschaftspolitischen Überlegungen zu Polyamory erwähnt werden. Dem entgegen beziehen viele meiner Interviewpartner_innen ihre Lebensweise durchaus implizit und explizit auf gesellschaftspolitische Überlegungen und Ziele. Ich werde nun die wichtigsten Argumente der neueren Diskussionen zu konsensueller Nichtmonogamie zusammenfassen.

Zentrale Linien der Debatte um Nichtmonogamie

In der linksradikalen RZB-Kritik wird am stärksten die Vorstellung deutlich, das Eintreten gegen Monogamie könne Teil einer umfassenden Transformationsstrategie sein. So argumentiert ein Artikel in der Leipziger Szenezeitschrift *Incipito*, »warum das Ende der Ideologie der monogamen Paarbeziehung die kommunistische Revolution begünstigt« (AKA 2003). Teil der Diskussion war auch die Forderung, Solidarität und »die Sorge um andere Menschen [...] sollten gesellschaftliche Prinzipien werden« (AutorInnenkollektiv 2001: 18). Diese hier nur beispielhaft aufgeführte Hoffnung auf einen über die individuelle Befreiung hinausgehenden Einfluss einer alternativen Beziehungspraxis wurde und wird entschieden kritisiert. Les Madeleines (2007) widersprechen polemisch und grundsätzlich – paradigmatisch für eine ideologiekritische Position in der Debatte – der Vorstellung, über das Vehikel individueller Praxis könne die gesellschaftliche Totalität Kapitalismus verändert werden. Ebenfalls aus ideologiekritischer Sicht wird die in nichtmonogamen Kontexten propagierte Verhandlungsmoral als Selbstdisziplinierung gedeutet, die der Qualität der Liebe als Überschreitung entgegensteht (Winter 2007; Dankemeyer 2010).

Weniger fundamental in ihrem Urteil kritisiert Karina Korecky (2013) die Geschlechterblindheit der Debatte um Polyamory und weist darauf hin, dass männliche Promiskuität unter den derzeitigen Geschlechterverhältnissen nichts Ungewöhnliches sei, in der Diskussion aber zu einer emanzipatorischen Praxis umgedeutet werde. Das Argument mag Teile der popularisierten Form treffen. In die Auseinandersetzung um Polyamory wurden Geschlechterverhältnisse allerdings oft mit einbezogen. So prägt Elisabeth Sheff (2006) in Anlehnung an Raewyn Connel (2005) den Begriff der poly-hegemonialen Männlichkeit für einen Typ ökonomisch privilegierter, heterosexueller Männer, die die Annehmlichkeiten von Poly-Beziehungen selbstverständlich in Anspruch nehmen, während vorwiegend Frauen die organisatorischen Absprachen anstoßen, die nötig sind, um in einem Beziehungsnetzwerk soziale Kontakte zeitlich in Einklang zu bringen. Barucha Peller (2013) betont, dass Männer in polyamoren Netzwerken von der sorgsamsten Unterstützung mehre-

rer Frauen profitieren. Weil Frauen sich tendenziell fürsorglicher verhalten als Männer, verstärkte sich in diesen Kontexten eine ohnehin schon bestehende Ungleichverteilung. Meg Barker und Darren Langdrige (2010: 753) kritisieren, bei den meisten Formen von Nichtmonogamie bilde eine heterosexuelle Paarbeziehung den Kern des sozialen Netzwerks.

Mitte der 2000er-Jahre wird Polyamory in Deutschland auch aus der Perspektive einer an Michel Foucault orientierten Sozialforschung diskutiert. Marianne Pieper und Robin Bauer prägen in diesem Zusammenhang den Begriff der Mono-Normativität. Er besagt, dass »die exklusive Paarform als eine naturgegebene Grundlage menschlicher Existenz erscheint und die vorherrschende Norm darstellt« (Pieper/Bauer 2005: 60) und wird im Bewegungsdiskurs stark aufgegriffen. Anders als beim älteren Begriff der Zwangsmonogamie fokussiert der Ansatz darauf, die Dominanz der Monogamie nicht als Folge repressiver Unterdrückung zu erklären, sondern eher als Ergebnis eines Systems produktiver Anreize zu verstehen (Mayer 2011: 36). Die poststrukturalistische Sichtweise fokussiert deutlicher als die naive Kritik der Romantischen Zweierbeziehung und die ideologiekritische Kritik der Kritik die Ambivalenzen konsensueller Nichtmonogamie. So können praktische Überschreitungen der Monogamienorm sehr wohl »als Formen von Widerstand gedeutet werden, denn sie stellen den Exodus aus einem herrschenden Beziehungsmodell dar. [...] Damit unterbrechen und durchkreuzen Poly-Lebensformen mono-normative, hetero-normative, sexistische und andere Machtstrukturen und Herrschaftslogiken.« (Pieper/Bauer 2005: 68f.) Gleichzeitig wird in diesem Kontext die Übereinstimmung flexibler Lebensweisen in Poly-Beziehungen mit den Ansprüchen des Neoliberalismus deutlich. So weist Gesa Mayer auf die Möglichkeit hin, dass die Elemente eines polyamoren Lebensstils – quasi als Variante allgemeiner Flexibilisierung von Subjektivitäten (Trumann 2002: 159ff.) – durchaus »passgenaue Lösungen angesichts der Anforderungen des postfordistischen kapitalistischen Regimes« (Mayer 2011: 35) sein können. Ganz ähnlich sehen Paul-Irene Villa und Cornelia Schadler in der hochgradig reflexiven Subjektivierung polyamor Lebender das Potenzial, »gängige Beziehungs- und durchaus auch Gesellschaftsstrukturen, insbesondere auf der diskursiven Ebene« (2016: 25) zu unterminieren, weil gerade dort konventionelle Verhaltensmuster legitimationsbedürftig werden. Gleichzeitig weisen sie auf die Gefahr einer neoliberalen Vereinnahmung nichtmonogamer Beziehungsformen hin (ebd.).

Diese Ambivalenz wird auch in der internationalen Debatte deutlich. So spricht Melita J. Noël Polyamory das Potenzial zu, die Art, wie Menschen über Beziehungen und Familie denken, zu revolutionieren. In ihrer Inhaltsanalyse von Texten der Polyamory-Bewegung kommt sie allerdings zu dem Schluss, das Konzept biete ein identitätspolitisches Angebot für ein weißes, gut ausgebildetes Mittelklassepublikum ohne körperliche Beeinträchtigung

und mit gesichertem Aufenthaltsstatus und es komme statt zu einer Dekonstruktion allgemeiner Beziehungsnormen zur Konstruktion neuer Beziehungsnormen für ein privilegiertes Milieu (Noël 2006: 602). Gleichwohl betonen Jin Haritaworn, Chin-ju Lin und Christian Klesse (2006) in ihrer kritischen Einführung zur Polyamory geradezu überschwänglich die Möglichkeiten der neuen Beziehungsformen: »These new narratives of emotional and sexual abundance and collective care may provide real alternatives to capitalist and patriarchal ideologies of personal ownership and scarcity« (ebd.: 518f.) – unter der Einschränkung, dass es gelingen muss, die exklusive Beschränktheit auf ein privilegiertes Milieu zu überschreiten und damit gesellschaftliche Wirkung zu entfalten.

2.1.5 *Heutiger Stand und offene Fragen*

Zum Zeitpunkt der Niederschrift im Sommer 2018 zeichnet sich nicht ab, dass sich die Geschichte der ›freien Liebe‹ der Jahre um 1968 wiederholen könnte. Die Norm der sexuellen Treue ist in den 2010er-Jahren weitestgehend intakt, unter Jüngeren nimmt ihre Bedeutung sogar zu, während außereheliche versteckte Sexualität auf relativ gleichbleibendem Niveau verbreitet ist (Peuckert 2012: 555ff.). Die akademische und aktivistische Debatte um konsensuelle Nichtmonogamie wird mit Sensibilität für Herrschaftsverhältnisse und einem Bewusstsein für die gewaltvolle und patriarchale Geschichte der programmatischen Nichtmonogamie geführt, wenn nicht Polyamory in Gänze als antiemanzipatorisch verworfen wird.

Die heute als Polyamory diskutierte Popularisierung konsensueller Nichtmonogamie verzichtet, anders als in den 1970er-Jahren, weitgehend auf die mechanistische Verkürzung der gesellschaftspolitischen Implikationen. Die Ratgeberliteratur zielt kaum auf gesellschaftliche Transformation, sondern auf individuelle Selbstoptimierung. Aber auch dort finden sich diskursive Bezüge auf feministische Debatten, was daran deutlich wird, dass die zentrale Referenz nach wie vor *die ethische Schlampe* (Easton/Liszt 1997) – also weibliche Nichtmonogamie mit moralischem Anspruch – ist. Einen Fluchtpunkt für die Diskussion von Polyamory bildet also die Ethik der Beziehungsgestaltung, was eine Wiederholung der gewalttätigen und sexistischen Geschichte der Mühl-Kommune unwahrscheinlich macht, auch wenn es in den Randbereichen der Poly-Bewegung nach wie vor Gruppen wie das ZEGG gibt, die sich ambivalent bis affirmativ auf die spirituelle und mechanistische Reich-Rezeption der 1970er-Jahre beziehen.

Die zentralen Linien der Debatte um konsensuelle Nichtmonogamie zeigen recht unterschiedliche Einschätzungen des Phänomens. Viele Beiträge positionieren sich in der Nähe zweier antagonistischer Pole – Struktur determinismus und Voluntarismus. Die voluntaristische Vorstellung, man könne

durch einen individuellen Akt die Gesellschaft revolutionieren, konzeptioniert ebenso wie die strukturdeterministische Ansicht, neue Lebens- und Beziehungsformen seien nur ein Reflex auf Veränderungen der Gesellschaftsstruktur, den Zusammenhang von Struktur und Subjekt als einseitigen. Um konsensuelle Nichtmonogamie nicht allein als Reaktion auf die Anforderungen des Neoliberalismus abzutun, aber auch nicht vorschnell zur weitreichenden oder gar revolutionären Tat zu verklären, braucht es einen theoretischen Rahmen, der im Blick behält, dass menschliche Lebenspraxis sowohl sozialen Wandel befördern wie auch die Verhältnisse relativ ungebrochen reproduzieren kann. Nötig ist eine Theorie, die das gegenseitige Aufeinanderverwiesen-Sein von Struktur und Subjekt nicht vorschnell nach einer Seite hin auflöst, sondern der Frage, welche Spielräume Menschen unter vorgefundenen Umständen haben, empirisch nachgeht. Im Folgenden werde ich unter Rückgriff auf care-theoretische Analysen zeigen, dass dabei einzubeziehen ist, wie Sorgepraxen sowohl in Intimbeziehungen als auch im Verhältnis von öffentlicher und vermeintlich privater Sphäre realisiert und verteilt werden.

2.2 Care-theoretische Deutungen von Intimbeziehungen

Der wissenschaftliche und aktivistische Diskurs um Care verfolgt eine Integration gesellschafts-, sozial- und geschlechtertheoretischer Überlegungen zu menschlichen Beziehungen und gesellschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten. Auf dieser Grundlage werden auch Formen der Lebensführung in ethischer Sicht zur Debatte gestellt. Care ist deshalb aus ethisch-politischen und politisch-strategischen Erwägungen interessant für die Analyse von Intimbeziehungen, insbesondere solcher, die emanzipatorische Ansprüche formulieren. Ich zeichne im folgenden zwei care-theoretische Diskursstränge nach, die für die Betrachtung konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke instruktiv erscheinen.

Margit Brückner (2010: 46f.) unterscheidet zwei Ursprünge der Care-Debatte, zum einen die Kontroversen über »Lohn für Hausarbeit« in den 1970er-Jahren (vgl. den Überblick in Frerichs/Steinrücke 1993: 193ff.), zum anderen die in der Psychologie und der Philosophie geführte Diskussion über geschlechtsspezifische Moralvorstellungen im Anschluss an Carol Gilligan (1982). Eine Trennung in zwei Stränge ist noch heute zu erkennen, auch wenn es beiderseitige Bemühungen gibt, ethische und gesellschaftstheoretische Überlegungen zu vermitteln. Beide Ansätze sind für die Betrachtung von Care in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken relevant, der erstgenannte eher, um ihre gesellschaftliche Funktion zu bestimmen, der andere für die Selbstverortung der Menschen im Feld. Um ein umfassendes Bild der gesellschaftlichen Bedeutung von Care zeichnen zu können, führe

ich sie zusammen. Die Darstellung des Forschungsstands erfolgt – nach einem kurzen begrifflichen und begriffspolitischen Überblick (Abschnitt 2.2.1) – entlang der Trennung beider Diskursstränge, die vor allem die Bedeutung von Care im Kapitalismus und Care-Ethik (Abschnitte 2.2.2 und 2.2.3) in den Mittelpunkt stellen. Abschließend (Abschnitt 2.2.4) diskutiere ich, welche Schlüsse sich aus einer Vermittlung beider Ansätze ziehen lassen.

2.2.1 *Care als analytischer und strategischer Begriff*

Der Begriff Care wurde im deutschsprachigen feministischen Diskurs vor allem aus Debatten, die in den 1990er-Jahren in Nordamerika geführt wurden, übernommen (Winker 2015: 22; Vosman 2016: 34). Reproduktionsarbeit, Sorgearbeit, Fürsorgepraxis oder Anteilnahme – all dies sind mögliche Übersetzungen von Care.¹⁶ Die Bedeutsamkeit von Reproduktionspraxen wurde von deutschsprachigen feministischen Autorinnen schon lange vorher diskutiert, nur eben nicht unter dem Sammelbegriff Care. In der konsultierten Literatur ist mitunter nicht ganz klar, was er exakt bedeutet: In soziologischen und politikwissenschaftlichen Texten wird Care als »traditionell von Frauen ausgeübte Sorgetätigkeit«, die »den gesamten Bereich weiblich konnotierter, personenbezogener Fürsorge und Pflege« (Brückner 2010: 43) umfasst, als »Leistungen der materiellen und immateriellen Reproduktion und Sorge« (Jurczyk 2010: 59) oder als »Gesamtheit der familiären Sorgearbeit«, inklusive aller »Erziehungs- und Betreuungstätigkeiten in Institutionen wie Kindergärten, Schulen und Altersheimen« (Winker 2013: 122) definiert. Auch Selbstsorge gilt als Teilbereich von Care (Jürgens 2008: 194f.; Jurczyk 2010: 68f.; Madörin 2010: 84; Winker 2015: 23). Im Mittelpunkt stehen hier Sorgeleistungen, -arbeiten und -tätigkeiten in ihrer gesellschaftlichen Funktion. Der moralphilosophische Care-Diskurs befasst sich dagegen vor allem mit Fragen einer sorgsameren Haltung: Der viel rezipierte Ansatz von Carol Gilligan (1982; 1988) formuliert eine »Ethik der Anteilnahme (*care*)« (Gilligan 1988: 94), die eben nicht wie die hegemoniale (androzentristische) Pflichtethik in logischen Abwägungen nach formellen Regeln fragt, sondern sich auf »Anteilnahme und Verantwortlichkeit in Beziehungen« (ebd.: 93) konzentriert.

Als feministischer Begriff soll Care nicht nur einen Gegenstand möglichst angemessen beschreiben, sondern – im Sinne einer theoriegeleiteten politischen Intervention – eine spezifische Deutung sozialer Prozesse und Strukturen ermöglichen, die deren Veränderbarkeit in den Fokus nimmt (Merkens 2006; am Beispiel des Begriffspaares Sex/Gender Gildemeister/Wetterer

16 Bei Margit Brückner (2011a: 207), Frigga Haug (2011: 346ff.), Elisabeth Conradi (2001: 13) und Frans Vosman (2016: 34) finden sich weitere.

1992; Maihofer 1994). Daher empfiehlt Frigga Haug (2011), den vagen und im deutschen Kontext geschichtslosen Care-Diskurs daraufhin zu prüfen, ob es gelingt, mit dem Begriff Care feministische Kritik zu leisten und soziale Kämpfe zu führen. Als Ziel der deutschsprachigen Debatte bestimmt Margit Brückner (2010: 43) die Anerkennung von Care »als notwendige gesellschaftliche Aufgabe« im »Ringem um Geschlechtergerechtigkeit unter Einbeziehen [sic] klassenspezifischer und ethnischer Fragen« (ebd.: 54). In diese Richtung zielt zum Beispiel das von zahlreichen Wissenschaftlerinnen unterzeichnete Care-Manifest (Gerhard 2013). Im Jahr 2014 haben sich im Netzwerk Care-Revolution zahlreiche Gruppen und Einzelpersonen zusammengeslossen und diskutieren Strategien, die langfristig als *Schritte in eine solidarische Gesellschaft* (Winker 2015) führen sollen.

Ob die formulierten gesellschaftspolitischen Ziele erreicht werden, lässt sich theoretisch nicht bestimmen. Für die Untersuchung von konsensueller Nichtmonogamie erlaubt es der Fokus auf Care, die gesellschaftliche Bedeutung dieser Beziehungsformen zu untersuchen und dabei der Breite des Begriffs gerecht zu werden, indem die gesellschaftliche Funktion und die ethische Dimension der sozialen Praxis der Interviewpartner_innen bestenfalls in ihrer gegenseitigen Verweisung aufeinander analysiert und auf ihre politische Brisanz hin befragt werden. Um mich diesem Anspruch zu nähern, werde ich nun die Diskurse über die gesellschaftspolitische und die ethische Dimension von Care darstellen.

2.2.2 *Care im Kapitalismus*

Ich werde nun die ökonomische Bedeutung von Care umreißen. Seit den 1980er-Jahren findet ein Umbau von einem politisch stärker gesteuerten, oft als fordistisch bezeichneten Kapitalismus hin zu einem postfordistischen, neoliberalen Kapitalismus statt. Leitgedanke des Neoliberalismus ist, dass alle gesellschaftlichen Teilbereiche marktförmig organisiert werden sollten (Lemke 1997: 35; Madörin 2007: 157; Winker 2013: 122). Im Zuge dieses Wandels werden Geschlechterverhältnisse zugleich verfestigt und flexibilisiert. Die umfassende Ökonomisierung des Sozialen zieht eine zunehmende Kommodifizierung von Care nach sich, die zusammen mit dem Ab- und Umbau des Sozialstaats dazu führt, dass es immer schwieriger wird, individuelle Sorgebedürfnisse zu befriedigen.

Ökonomische Bedeutung von Care

Care als gesellschaftliche Aufgabe anzuerkennen beginnt damit, die Menge an Sorgepraxen zur Kenntnis zu nehmen, die geleistet werden. Gabriele Winker (2015: 24) berechnet für das Jahr 2013 ein Volumen von neun Milliarden

Stunden bezahlter Care-Arbeit in Deutschland. Viel größer und für den Gegenstandsbereich dieser Studie auch relevanter ist der Bereich der unbezahlt geleisteten Care. Aus Zahlen einer Zeitverwendungsstudie für die Jahre 2012/13 (Statistisches Bundesamt 2015: 11) ergibt sich, dass Personen in Deutschland durchschnittlich fast 22 Wochenstunden allein mit unbezahlter »Haushaltsführung und Betreuung der Familie« zubringen.¹⁷ Das ist mehr als die für Erwerbsarbeit aufgewandte Zeit von durchschnittlich circa 19 Wochenstunden, auf die Gesamtbevölkerung bezogen ergibt das etwa 85 Milliarden Stunden im Jahr. Würden diese Tätigkeiten nach Mindestlohn bezahlt, resultierte ein jährliches Volumen von circa 732 Milliarden Euro, mehr als ein Viertel des Bruttoinlandsproduktes des Jahres 2013 (Statistisches Bundesamt 2014: 5). Dieser Betrag ist größer als der vom gesamten produzierenden Gewerbe ohne Baugewerbe erwirtschaftete (ebd.: 11, vgl. die ähnlichen Zahlen für die Schweiz in Madörin 2007: 144). Diese Berechnung beruht nur auf Haushaltsführung und Familienbetreuung. Bezieht man die Items »Soziales Leben und Unterhaltung«, ehrenamtliches Engagement und »Sport, Hobbys, Spiele« (Statistisches Bundesamt 2015: 11) – alle zu einem Gutteil Sorge oder Selbstsorge – mit ein, verdoppelt sich der Aufwand für Care. Die Zahlen machen deutlich, dass der Bereich Care allein schon vom Volumen her eine große Bedeutung hat und in einem Nebeneinander von bezahlten Dienstleistungen und unbezahlten Tätigkeiten realisiert wird. Für die folgenden Ausführungen beschränke ich mich auf den unbezahlten Anteil.

Feministinnen kritisieren schon lange, wie Geschlechterverhältnisse dabei helfen, die aufgewendete Menge an gesellschaftlich notwendiger Sorge an Frauen zu verweisen. In der Phase des Fordismus war die »fürsorgende Hausfrau [...] Voraussetzung und Resultat« (Chorus 2011: 395) des historisch-spezifischen Verhältnisses von Arbeit und Kapital. Das »Goldene Zeitalter« (Lipietz/Krebs 1998) mit seinen vergleichsweise hohen Löhnen wäre gar nicht möglich gewesen ohne die unbezahlte Hausarbeit im Hintergrund (Chorus 2011: 395f.). Mit der gelungenen Etablierung der Hausfrauenehe konnten Unternehmen die Arbeitskraft von zwei Menschen zum Preis von einer einkaufen. Der Kapitalismus bedient sich damit gewissermaßen heteronormativer Strukturen, um die Reproduktion der Arbeitskraft unbezahlt zu Hause erledigen zu lassen (Hartmann 2016 [1979]). Das geschah allerdings seit dem frühen 20. Jahrhunderts um den Preis des Familienlohns, der es dem erwerbstätigen Mann erlaubt, die Lebenshaltungskosten für sich, seine Gattin und die gemeinsamen Kinder zu bestreiten (Hartmann 2013:19f.).

Cornelia Koppetsch und Sarah Speck weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass sich die Hausfrauenehe nicht primär als patriarchales Arran-

17 Frauen im Durchschnitt 26,7 Stunden, Männer 16,8 Stunden pro Woche, weitere Geschlechter wurden nicht erfasst.

gement verstehen lässt, sondern auch als Imitation eines aristokratischen Lebensstils im wohlhabenden Bürgertum des 19. Jahrhunderts (2015: 32). Die Durchsetzungsgeschichte der Hausfrauenehe dehnte wiederum die Geltung bürgerlicher Werte auf proletarische Lebensweisen aus: Gerade im 19. Jahrhundert wurde die Norm, als Hausfrau und Mutter ein behagliches Heim zu schaffen, auch auf jene proletarischen Frauen übertragen, die selbst lohnarbeiten mussten und gar nicht über die ökonomischen Mittel verfügten, diesem Bild zu entsprechen (Hoherz 2006: 39). Daher weist Winker (2007) darauf hin, dass der Familienlohn auch in seiner Blütezeit in den 1960er-Jahren nur klassenspezifisch wirksam war. Abseits des bürgerlichen Mittelstands und von Facharbeitern, die im Rahmen des »rheinischen« Kapitalismus« (ebd.: 22) eine gewisse Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum erlangen konnten, herrschten auch zu dieser Zeit Haushalte vor, in denen Frauenerwerbstätigkeit nötig war (ebd.: 22f.).

Im Anschluss daran kann man den Familienlohn als erkämpfte Errungenschaft deuten: Über den Arbeitslohn wurde gewissermaßen die Hausarbeit mit entlohnt, wodurch sich der Wert der Arbeitskraft erhöhte, weil das Privileg einer sorgenden Gattin zum historisch und moralisch gebotenen Standard (vgl. Marx 1962 [1890]: 185) der Herstellung der Arbeitskraft zählte. Das schmälerte neben dem Profit auch die Anerkennung der Frauen, weshalb die zweite Frauenbewegung die Implikationen des Familienlohns scharf kritisierte. Um den als Zwang erkannten Zusammenhang der wechselseitig aufeinander bezogenen Sphären Produktion und Reproduktion aufzuheben, war der strategische Schritt der zweiten Frauenbewegung die Forderung nach Lohn für Hausarbeit (Bock/Duden 1977: 186f.; Dalla Costa/James 1975). Auch aufgrund dieser feministischen Kämpfe steht das aus der Retrospektive relativ stabile Arrangement dieser Zeit heute zur Disposition (Winker 2007: 22ff.). Für das Feld Care lässt sich der derzeit stattfindende Umbruch so beschreiben: Die Gleichzeitigkeit von Flexibilisierung und Persistenz in den Geschlechterverhältnissen sowie die zunehmende Kommodifizierung von Care zusammen mit dem Abbau sozialer Sicherungssysteme machen es immer schwieriger, gelingende Care zu gewährleisten.

Gleichzeitigkeit von Flexibilisierung und Persistenz in Bezug auf Geschlechterverhältnisse

In vielen Analysen gilt der Kapitalismus als der »große Gleichmacher« (Abelshauer et al. 2012: 294), der Lebensverhältnisse auf der ganzen Welt vereinheitlicht. Auf Marx kann sich diese Kritik insofern berufen, als ein Kernstück seiner Analyse besagt, der Zugriff auf Produkte als Waren mache diese insofern gleich, als im Äquivalententausch von ihrem qualitativen Unterschied abstrahiert werde (Marx 1962 [1890]: 73f., vgl. Abschnitt 3.2.1), was auch mit einer formellen Gleichheit der Produzent_innen einhergehe.

Trotzdem lässt sich angesichts des Arbeiter_innenelends im 18. Jahrhundert (wie schon in Engels 1962 [1845]: 525ff. beschrieben) keinesfalls von einer Nivellierung der Lebensverhältnisse sprechen. Gleichwohl taucht die These ihrer Angleichung auch in Bezug auf Geschlechterverhältnisse immer wieder auf (vgl. etwa Pasero 1995 und die Kritik in Knapp 2008). In der Tat sind Geschlechterrollen in den 2010er-Jahren weitaus weniger verbindlich als noch in den 1950er-Jahren. Trotzdem lässt sich der Befund einer Nivellierung der Geschlechterverhältnisse im Neoliberalismus nicht durchhalten. So sind zum Beispiel nach wie vor weniger Frauen erwerbstätig als Männer.¹⁸ Der gender pay gap (prozentualer Unterschied im durchschnittlichen Bruttostundenverdienst) lag in Deutschland 2016 bei rund 21 Prozent (Statistisches Bundesamt 2017c). Auch wenn es keine formellen geschlechtsspezifischen Berufsverbote gibt und die diesbezügliche Zuordnung vor allem in Männerberufen ihre Verbindlichkeit verliert, sind vor allem in den Eliten von Wirtschaft und Politik Männer stark überrepräsentiert (Koppetsch/Speck 2015: 241f.).

Im Bereich der Care besteht ein umgekehrtes »enormes Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern« (Social Platform 2013: 330): 78 Prozent aller Beschäftigten in diesem Bereich sind weiblich (ebd.). Im Detail zeigt sich, dass Geschlechterverhältnisse in verschiedenen Segmenten unterschiedlich wirken. Während im Niedriglohnbereich Frauen wie Männer ausgebeutet werden (allerdings Frauen dort zahlenmäßig stärker vertreten sind), ist im Topmanagement – Raewyn Connell (2010) zeigt das am Beispiel des Finanzsektors – Erfolg kaum ohne die Hilfe derer möglich, die im Hintergrund den Haushalt führen und sich um die emotionale Unterstützung der Erwerbstätigen kümmern. Dieses Arrangement ist auch in den 2010er-Jahren noch in hohem Maße in der traditionellen Form einer heterosexuellen Ehe institutionalisiert. Eine gewisse Modernisierung wird in der Begründung der realen Geschlechterungleichheiten dieser Arrangements offenbar: Sie werden nicht mehr in der grundsätzlichen Ungleichheit von Mann und Frau, sondern in einer geschlechterblinden Leistungsorientierung gesucht (ebd.: 20ff.). Die Theoriegruppe Eiszeit referiert in einem zusammenfassenden Artikel (2017) zahlreiche Studien zu Vermögensungleichheit, sexueller Codierung von Arbeitsfeldern, häuslicher Aufgabenteilung und ideologischen Aspekten der

18 Eine detailliertere Auswertung statistischer Daten aus dem Jahr 2012 zeigt, dass Frauen viel häufiger als Männer ihre Erwerbstätigkeit zugunsten der Familie einschränken (Statistisches Bundesamt 2012: 6). Einer auf dem sozio-oekonomischen Panel beruhenden Berechnung für das Jahr 2011 von Vivien Procher, Nolan Ritter und Colin Vance zufolge erledigen Frauen in berufstätigen Paaren 70 bis 80 % der Hausarbeit (2014: 22). Im selben Jahr waren nur 30 % aller Führungspositionen mit Frauen besetzt (Statistisches Bundesamt 2012: 26). An diesem Verhältnis scheint sich nichts zu ändern. Auch 2016 sind Frauen erkennbar seltener als Männer erwerbstätig (Statistisches Bundesamt 2017b: 354) und sehr viel häufiger in atypischen Beschäftigungsverhältnissen angestellt (ebd.: 358).

Geschlechterungleichheit und verwirft schließlich die These der Nivellierung der Geschlechterverhältnisse (ebd.: 3ff.). Ganz ähnlich bemerken Cornelia Koppetsch und Sarah Speck eine hohe »Beharrungskraft männlich dominierter Formen in Familie, Beruf und Öffentlichkeit« sowie neuere Tendenzen, »Geschlechterdifferenzen in Alltag und Kultur wieder stärker zu betonen und biologisch zu begründen« (2015: 12).

Die angesprochene Persistenz von Geschlechterungleichheiten ist also gut dokumentiert. Dass die Kämpfe der zweiten Frauenbewegung Wirkung gezeigt haben, lässt sich trotzdem nicht bestreiten. In einer starken Lesart der Modernisierungstheorie (Giddens 1997; Beck 2016 [1986]) konstatiert zum Beispiel Tomke König (2012) die Auflösung verbindlicher Normen und Werte wie die Kopplung von Liebe und Ehe, Sexualität und Fortpflanzung, Ehe und Elternschaft sowie eine Lockerung der heteronormativen Bestimmung von Familie (ebd.: 15f.). Nancy Fraser resümiert diesbezüglich allerdings, die kulturellen Ziele der zweiten Frauenbewegung seien in sehr viel stärkerem Maße umgesetzt worden als die institutionellen (2009: 43ff.). Angelika Wetterer fasst die Gleichzeitigkeit von diskursiver Veränderung und struktureller Persistenz als »rhetorische Modernisierung« (2003): Alltägliches Wissen über Geschlechterdifferenzen habe sich durchaus gewandelt und geschlechtsspezifische Hierarchien seien begründungsbedürftig geworden. Die Sozialstruktur und das alltägliche Handeln der Menschen hätten sich jedoch nur wenig verändert. Der Widerspruch zwischen einem an Gleichheit orientierten Differenzwissen und latent nach wie vor wirksamen geschlechterhierarchischen Strukturen und Institutionen führe vor allem dazu, über die Differenz zu schweigen und die weiterhin bestehenden Hierarchien zwischen den Geschlechtern zu dethematisieren (ebd.: 289f.).¹⁹ Ilse Lenz, Sabine Evertz und Saida Ressel (2017) weisen auf eine grundlegende Reorganisation der gesellschaftlichen Aufgabenteilung hin:

»Die alleinige Zuweisung der Frauen auf unbezahlte Familienarbeit in der frühen bürgerlichen Moderne ist erodiert. In postindustriellen Gesellschaften ist heute die Mehrheit der Frauen erwerbstätig, wenn auch häufig unter prekären Bedingungen. Zugleich haben sich Frauen qualifizierte und mittlere Berufsfelder erschlossen und sie steigen allmählich ins untere Management auf. Jedoch leisten sie weiterhin einen Großteil der unbezahlten Hausarbeit oder sie verlagern diese zu Niedrigstbezahlung an andere Frauen, oft an irreguläre Migrantinnen.« (ebd.: 1)

19 Daraus folgt methodisch, dass eine in der Forschung vorherrschende »immer ausgefeiltere Analyse symbolischer Repräsentationen und Wissensformen« das Problem der *rhetorischen Modernisierung* reproduziere, weil sie vorwiegend Differenzwissen rekonstruiere, Strukturzusammenhänge und Praxen jedoch zu wenig beachte (Wetterer 2003: 292).

Kommodifizierung von Care

Die für den Neoliberalismus typische Ausdehnung ökonomischer Formen auf das Soziale (Lemke 1997: 35; Madörin 2007: 157; Winker 2013: 122) zeigt sich im Bereich der Care vor allem in einer fortschreitenden Kommodifizierung. Immer mehr Sorgepraxen werden privatwirtschaftlich organisiert, was profitabel nur möglich ist, wenn es mit niedrigen Löhnen für Care-Arbeiter_innen einhergeht (Chorus 2011: 397). So werden zunehmend Waren und Dienstleistungen – wie Tiefkühlnahrungsmittel und haushaltsnahe Erledigungen – in Anspruch genommen, wo vorher die fordistische Hausfrau tätig war. Eine Orientierung an betriebswirtschaftlicher Rationalität setzt sich im häuslichen Bereich verstärkt durch, auch wenn dort keine direkte monetäre Verrechnung vorliegt (Duden 2009: 17): Die Effizienzsteigerung im Haushalt war schon seit den 1920er-Jahren »Gegenstand industrieller Gesellschaftsplanung«, wodurch »das Fließband [sic] bis in die Küche und ins Schlafzimmer hinein« verlängert wurde (Duden 2009: 21). Die warenförmige Organisierung greift auch auf neue Bereiche über, wenn etwa Eizellen verkauft werden oder Gebärfähigkeit auf einem Markt gehandelt wird. Es entstehen neue Formen von Reproduktionsarbeit, die Catherine Waldby und Melinda Cooper (2015: 38) klinische oder biomedizinische Arbeit nennen. Sie wird oftmals – wie auch für haushaltsnahe Dienstleistungen üblich – auf einem sexistisch, rassistisch und klassistisch strukturierten Arbeitsmarkt gehandelt, über den etwa junge Frauen aus Osteuropa ihr Reproduktionsvermögen an wohlhabende Paare aus dem europäischen Norden verkaufen (ebd.: 29f.).

Ökonomischer Rahmen fortschreitender Kommodifizierung ist auch der Umbruch vom Familienernährer- zum Doppelverdienermodell. Das nicht zuletzt von der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) als zukunftsweisend betrachtete Doppelverdienermodell behandelt alle dazu fähigen Menschen als individuelle Marktsubjekte, die einer Lohnarbeit nachgehen können und sollen. Das ist in gewisser Weise geschlechtergerecht, allerdings um den Preis einer verallgemeinerten Unterordnung aller Menschen unter die kapitalistische Verwertungslogik (Lutz 2010: 28). Die Arbeitskraft vormals unentlohnt Tätiger wird auf diese Weise zur Ware und unmittelbar dem Arbeitsmarkt zugänglich. Das geschlechterhierarchische Modell von Care – Frauen als kostenlos Sorgende im häuslichen Bereich – gerät dadurch unter Druck, immer mehr Care wird als Dienstleistung erbracht, wobei unklar ist, ob sie im Ganzen überhaupt als Dienstleistung denkbar ist (Samol 2007; Winker 2007: 34; Brückner 2011b: 107ff.). Auch wenn es einen starken Trend zur Verallgemeinerung von Lohnarbeit

gibt,²⁰ wird die Pflicht zum Erbringen lebensnotwendiger reproduktiver Tätigkeiten nicht gleichzeitig verallgemeinert. Pflege und Betreuung sind in der Beschäftigungspolitik der EU-Länder wenig anerkannt, außerdem beruht Vollzeitwerbstätigkeit nach wie vor auf dem Idealtypus Lohnarbeiter_in, die/der keine Care-Verantwortung zu tragen hat (Saraceno 2008: 254). Indirekt wird dadurch die vorherrschende geschlechtsspezifische Aufgabenteilung innerhalb der Familie gestärkt (ebd.). Der Umbruch zum Doppelverdienmodell wird also dadurch gehemmt, dass ideologisch nach wie vor das Familienernährermodell wirksam ist, Care damit nach wie vor an Frauen delegiert wird (Lutz 2010: 29). Laut Nancy Fraser stellte diese Entwicklung den »Traum von der Frauenemanzipation in den Dienst der kapitalistischen Akkumulationsmaschine« (2009: 52). Die Aufhebung des Familienlohns führe zu klassenspezifischen Arrangements, in denen sich »weibliche Kader der berufstätigen Mittelschicht« (ebd.) und prekäre Care- und Niedrigqualifikationsarbeiterinnen gegenüberstehen. In Teilen ist damit das eingetreten, was Mariarosa Dalla Costa am Beginn der Debatte um Lohn für Hausarbeit befürchtet hatte, eine Befreiung vom Spülbecken im Zuge einer Unterwerfung unter die Macht der Lohnarbeit (2014 [1973]: 13).

Sozialstaatlicher Wandel vor dem Hintergrund von Herrschaftsverhältnissen

Durch den gegenwärtigen Um- und Abbau sozialer Sicherungssysteme wird die Realisierung von Care immer schwieriger. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen passen nicht mehr zu den Anforderungen, denen eine gelungene Care genügen muss. Der Reproduktionspakt als »institutionell organisierte und politisch legitimierte gesellschaftliche Ordnung des Verhältnisses von Produktion und sozialer und individueller Reproduktion« (Jurczyk 2010: 60) gilt nicht mehr, weil »Erwerbsarbeit, Familie, Geschlechterverhältnisse und Kontextinstitutionen wie Kindergärten und Schulen [...] nicht mehr aufeinander abgestimmt« sind (ebd.: 64).

Gabriele Winker (2007: 28ff.) arbeitet heraus, dass die arbeits- und sozialrechtlichen Reformen, die im Paket der Hartz-Gesetze I–VI in den Jahren 2003/04 umgesetzt wurden, die Rahmenbedingungen für einen flächendeckenden Niedriglohnsektor mit nicht-existenzsichernden Jobs geschaffen haben. Er wird flankiert von dequalifizierter Arbeit, Leiharbeit und letztlich Arbeitslosengeld II (ALG II) als Grundsicherung auf dem Niveau des Existenzminimums mit niedrigsten Zumutbarkeitskriterien für die Annahme eines Jobs. Begleitet wurde diese Verschärfung der Bedingungen von der Umstellung des Elterngeldes auf Erziehungsgeld, das Gutverdienende finanziell

20 Repräsentative Ergebnisse besagen, dass 2016 in 66,4% aller Haushalte mit Kindern beide Eltern erwerbstätig waren, wobei in 71,4% dieser Haushalte ein Elternteil in Vollzeit, das andere in Teilzeit beschäftigt war (Statistisches Bundesamt 2017b: 65).

besser stellt, indem es Betreuenden einkommensabhängig Transferleistungen von bis zu 1.800 Euro ermöglicht, während die Mindestsumme von 300 Euro für HartzIV-Empfänger_innen sogar mit dem ALG II verrechnet wird und daher kein Mehreinkommen generiert (Winker 2007: 31f.). Weiter wurde 2006 im Tarif für den öffentlichen Dienst (TVöD) der Ortszuschlag, der bis dahin für Kinder gezahlt wurde, abgeschafft (ebd.: 34); eine zusätzliche Demontage des Familienlohns. Nach dem 2008 reformierten Unterhaltsrecht stiften die Zeit der Ehe und die in ihr erbrachten Leistungen sowie der Verzicht auf eigene Berufstätigkeit keinen Anspruch auf Unterhalt nach einer Scheidung. Anders als zuvor können sorgende Personen, meist die Mutter, nur dann ein Recht auf Unterhaltszahlung geltend machen, wenn sie ein- bis dreijährige Kinder betreuen (Duden 2009: 17). Auch hier ist also ein Leitbild juristisch fixiert, dass für alle Menschen die Erwerbsarbeit zur gültigen Norm erklärt. Weil die Reformen öffentlich als geschlechtsneutral verhandelt werden, sind Frauen zwar doppelt von ihnen betroffen, können dies aber nicht thematisieren, ohne zugleich die eigentlich kritisierte Bindung von Frau-Sein an Hausarbeit zu bekräftigen (Hartmann 2011: 406). Mit dem geschilderten Umbruch nimmt die ökonomische Bedeutung der Ehe ab, weil jede und jeder Einzelne individuell für die Daseinsvorsorge zuständig ist beziehungsweise im Konstrukt der Bedarfsgemeinschaft auch Wohngemeinschaften oder homosexuelle Partnerschaften mit in die Berechnung von Transferleistungen einbezogen werden (Winker 2007: 41).

Gleichzeitig mit dem Um- und Abbau sozialer Sicherungsleistungen steigen die Anforderungen an gelingende Care. Zum Beispiel sind heute in der Kindererziehung ständige Aktivitäten üblich, aufgrund von Deregulierung wird immer mehr Altenpflege an die Familie delegiert, veränderte Anforderungen des Erwerbslebens verlangen verfeinerte Reproduktionspraxen (Winker 2011: 335). Darüber hinaus führt der Druck fortwährender Selbstoptimierung zu steigenden Anforderungen an erfolgreiche Selbstsorge (Winker 2013: 121). Aus den wachsenden Beanspruchungen und dem Fehlen ausreichender sozialstaatlicher Leistungen resultiert eine Care-Lücke, die zunehmend von Migrant_innen in undokumentierten Arbeitsverhältnissen geschlossen wird (Brückner 2010: 54).

Gabriele Winker (2015: 57ff.) hat auf der Grundlage des Mikrozensus 2013 vier idealtypische Reproduktionsmodelle entwickelt, die einen je spezifischen Umgang mit dem Dilemma der Überlastung durch Kommodifizierung und Flexibilisierung zeigen. Im ökonomisierten Reproduktionsmodell (ebd.: 58ff.) liegt ein überdurchschnittliches Haushaltseinkommen vor. Beide Erwachsenen gehen einer sozialversicherungspflichtigen Vollzeit-Normalarbeit nach. Die damit verbundene Belastung generiert eine Versorgungslücke, die durch den Einkauf von Care-Dienstleistungen geschlossen wird. Die diesem Modell Zugerechneten profitieren besonders stark vom einkommensabhängigen Elterngeld und dem niedrigen Lohnniveau migranti-

scher Sorgearbeiterinnen. Im paarzentrierten Reproduktionsmodell (ebd.: 61ff.) geht nur eine Person – typischerweise ein Mann – einer Vollzeit-erwerbstätigkeit nach. Das Haupteinkommen wird durch eine Teilzeiterwerbs-tätigkeit ergänzt. Das Haushaltseinkommen liegt zwischen 80 und 120 Prozent des Medians. Reproduktionsarbeit wird von Frauen in Doppelbe-lastung erledigt, teilweise ergänzt durch Dienstleisterinnen. In diesem sehr häufig anzutreffenden Typus ist die Absicherung der nicht in Vollzeit er-werbstätigen Person weitaus weniger gegeben als im klassischen Familiener-nährermodell. Im prekären Reproduktionsmodell (ebd.: 64ff.) verfügen die Beteiligten mit 60 bis 80 Prozent des Einkommensmedian über keine dauer-haft existenzsichernde Perspektive. Dadurch entsteht eine enorme Doppelbe-lastung, weil Frauen in der Regel für den Großteil der Reproduktionspraxen zuständig sind und zusätzlich unter prekären Bedingungen ergänzendes Ein-kommen zu akquirieren suchen. Die Auslagerung von Care an Dienstleis-ter_innen ist mangels finanzieller Möglichkeiten ausgeschlossen. Das subsis-tenzorientierte Reproduktionsmodell (ebd.: 66ff.) ist auf Transferleistungen angewiesen. Das Haushaltseinkommen liegt unter 60 Prozent des Medians und wird aus einem Mix von Transferleistungen, informeller Beschäftigung und schlecht bezahlten Jobs realisiert. Stigmatisierung und die Notwendig-keit, ständig aktiv zu sein, um die eigene Existenz zu sichern, schränken die Möglichkeiten gesellschaftlicher Teilhabe erheblich ein.

Die vier Reproduktionsmodelle sind auf unterschiedliche Weise an Herr-schaftsverhältnisse gekoppelt. Im prekären und subsistenzorientierten Modell ist aufgrund des rassistisch segregierten Arbeitsmarktes von einem über-durchschnittlichen Migrant_innenanteil auszugehen. Das ökonomisierte Mo-dell wiederum funktioniert nur infolge der niedrigen Löhne oftmals migrantischer Haushaltshilfen. Auch Körperverhältnisse verringern die Chancen auf dem Arbeitsmarkt, sodass chronisch kranke und behinderte Menschen oft-mals auf das subsistenzorientierte Modell zurückgeworfen sind. In allen Mo-delle sind es vor allem Frauen, die die nötigen Reproduktionspraxen erledigen und dabei widersprüchliche Anforderungen erfüllen. (ebd.: 68ff.) Sowohl Lohnarbeit als auch andere Varianten der Existenzsicherung stellen in allen Modellen hohe, tendenziell erschöpfende (Ehrenberg 2008) Anforderungen an Flexibilität und Engagement, neben denen nicht-warenförmige soziale Beziehungen zunehmend unter Druck geraten und gelingende Care immer schwieriger zu verwirklichen ist. Die ökonomische Bedeutung dieser Be-obachtung wird in Abschnitt 3.2.1 weiter diskutiert. Im Folgenden werde ich den zweiten Strang des Care-Diskurses umreißen.

2.2.3 Care-Ethik als Kritik androzentristischer Gerechtigkeitsvorstellungen

Am Beginn des care-ethischen Diskurses stand – wie bei den care-theoretischen Überlegungen zum Kapitalismus – eine nordamerikanische Publikation, nämlich Carol Gilligans *In a Different Voice* (1982; deutsch 1988). Auf Basis dreier empirisch-psychologischer Studien rekonstruiert sie eine spezifisch weibliche Moral des verantwortungsvollen und empathischen Umgangs in persönlichen Beziehungen (Gilligan 1988: 87ff.). Gilligan bezeichnet sie als »Ethik der Anteilnahme (*care*)« (ebd.: 94), die nicht wie die in der Philosophie hegemoniale Pflichtethik nach formellen Regeln sucht, mit denen sich das Gebot der Hilfe für Andere abstrakt bestimmen lässt, sondern die konkrete »Anteilnahme und Verantwortlichkeit in Beziehungen« (ebd.: 93) ins Zentrum der Abwägung stellt. Paradigmatisch für eine zweite Welle der Care-Ethik sieht Frans Vosman (2016: 41) die kanadische Politikwissenschaftlerin Joan Tronto, die anschließend an ethisch-moralische Überlegungen die politische Theorie einer *caring democracy* (Tronto 2013) formuliert, die darauf zielt, sorgeleistende Institutionen und Strukturen grundlegend zu demokratisieren, um gelingende Care allen Menschen gleichermaßen zuteil werden zu lassen (ebd.: 137ff.). Elisabeth Conradi (2001: 233ff.) entwirft im Anschluss an Carol Gilligan eine feministische Ethik der Achtsamkeit. Ihr Ansatz kreist um den Begriff Interrelationalität, der es erlaubt, die Entwicklung von Moral nicht als Akt quasi außerhalb der Welt für sich stehender autonomer Subjekte zu konzipieren, sondern als aufeinander bezogene Praxis, die in vielfältige Macht- und Herrschaftsverhältnisse eingebunden ist. Diese philosophisch begründete feministische Care-Ethik kritisiert die herrschende Moral vom Standpunkt einer Praxis der Achtsamkeit und Verbundenheit aus. Sie begründet die Achtung anderer Menschen direkt aus der grundlegenden menschlichen Eigenschaft, aufeinander angewiesen zu sein. Widersprüche, die sich in asymmetrischen Care-Beziehungen ergeben, gelten nicht als Störung der abstrakt bestimmten Gerechtigkeit, sondern sind Gegenstand der praktisch auszuhandelnden Care-Ethik. (ebd.: 237f.) Menschen werden in der Konzeption nicht als voneinander unabhängige Subjekte, die sich getrennt von der Gesellschaft bestimmen lassen, gedacht, sondern »als eingebettet in und strukturiert durch gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse« (ebd.: 85).

Häufig wurde den Vertreterinnen der Care-Ethik die Konstruktion und Idealisierung einer essenziell weiblichen Güte vorgeworfen (Adamczak 2017: 199; Wichterich 2017: 261f.). In Bezug auf Gilligan verfehlt der Einwand den Gegenstand, weil sie nicht von einer essenziell gegebenen »anderen Stimme« (Gilligan 1988) ausgeht. Startpunkt ihrer Überlegungen war vielmehr der Androzentrismus ihres Kollegen und Forschungsleiters Lawrence Kohlberg. Dieser verstand als höchste Stufe der Moralentwicklung eine aus

allgemeinen Erwägungen heraus getroffene Beurteilung, die sich empirisch vor allem bei männlichen Proband_innen zeigen ließ. Die eher bei Frauen vorliegende Perspektive einer an konkreter Betroffenheit und sozialen Kontexten orientierten Moral stellte er der abstrakt-allgemeinen Moralentwicklung gegenüber als unterlegen dar (Gilligan 1988: 94ff.; vgl. Vosman 2016: 36f.; Dingler 2016: 98f.). Care-Ethik betreibt also keine Überhöhung essenziell gedachter Weiblichkeit, sondern formuliert feministische Kritik an einer androzentristischen Moralphilosophie, die sich als universell und damit neutral versteht.

Abhängigkeit und Verletzlichkeit nehmen in der Care-Ethik die Stellung ein, die in der hegemonialen Pflichtethik der Autonomie zukommt (Vosman 2016: 49). Die Idee eines paradigmatisch von der Gruppe geschiedenen, rational handelnden (autonomen) Einzelwesens ist ideengeschichtlich eine relativ neue Erscheinung. Für die gesellschaftliche Durchsetzung dieses Selbstverständnis ist die Philosophie der europäischen Aufklärung entscheidend. Immanuel Kant bestimmt 1784 Aufklärung als Befreiung des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Kern seiner Definition ist die Leitvorstellung, »sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen« (Kant 2007a [1784]: 35). Völlig unabhängig von Anderen und von der eigenen Befangenheit in Leiblichkeit erhebt sich in diesem Sinne der Geist mittels der Vernunft über die Sinnenwelt und kann sie als Objekt erkennen (Wedel 2004: 45). Der größte Teil der Bevölkerung, darunter das »das ganze schöne Geschlecht« (Kant 2007a [1784]: 35) – so Immanuel Kants klischeehafte Bestimmung von Weiblichkeit – geht diesen Schritt zur Mündigkeit nicht. Seyla Benhabib (1995) betont, dass dies der immanenten Logik der Konstruktion des erkennenden Subjekts entspricht: Die Vorstellung eines reinen Verstandes, dessen konkrete leibliche Bedürfnisse schon vorab erfüllt sind, verallgemeinert die Erfahrung von weißen, erwachsenen und besitzenden Männern, die damit zum universellen Muster und zur erkenntnistheoretischen Grundlage des Menschen an sich erklärt werden (ebd.: 167f.). Denn bevor ein autonomes Subjekt sich seines Verstandes ohne Anleitung bedienen kann, wurde es unzählige Male gewickelt, getröstet, gefüttert, angezogen, motiviert und anderweitig umsorgt. Es ist auf jemanden im Hintergrund angewiesen, der es in die Position bringt, von außen auf die Welt zu blicken und zu rasonieren. Diese Rolle nahmen und nehmen – sowohl in der realen Welt als auch in der philosophischen Begründung dieser spezifischen Form von Subjektivität – in der Regel Frauen ein (ebd.: 170ff.). Ein Blick auf die sozialen Spaltungen des Zeitalters der Aufklärung macht deutlich, dass diese Vorstellung damals nicht für alle Menschen formuliert werden konnte. Das Verhältnis zwischen Männern und Frauen – kurz gesagt, der Fakt, dass Frauen kostenlos für Männer tätig sind – wurde eben nicht im Rahmen der verallgemeinerten Leistungskonkurrenz zwischen Freien und Gleichen verortet (Hausen 1974: 391). Um die Unterordnung der Frau zu

legitimieren, war daher eine andere Moralvorstellung nötig, nämlich die ursprünglich religiös begründete Norm einer typisch weiblichen Moral der Dienstbarkeit und Güte (Senghaas-Knobloch 2008: 239f.),²¹ in der es die Pflicht von Frauen ist, Care-Bedürfnisse zu spüren und zu erfüllen (Conradi 2001: 16ff.). So entsteht eine legitimatorische Subjekt-Objekt-Beziehung, die Conradi (2016: 74f.) am Beispiel Jean Jacques Rousseaus idealtypisch als normativ gebotene Sphärentrennung rekonstruiert: »Die zur ›Sittlichkeit‹ und Güte erzogenen Frauen bilden [...] eine komplementäre Ergänzung der politisch handelnden Männer.« (ebd.: 75)

Ich werde den Gedanken der Sphärentrennung später wieder aufgreifen und zeigen, wie er auf der strukturellen Ebene mit der Trennung von Warenproduktion und Reproduktion der Arbeitskraft korrespondiert (Abschnitt 3.2.1). An dieser Stelle ist relevant: Die Care-Ethik möchte nicht die ohnehin fragliche Vorstellung einer essenziell weiblichen Ethik festschreiben, sondern kritisiert die Spaltung und die Hierarchisierung von Pflichtethik und konventioneller Moral der Güte. Sie erlaubt es damit, eine fundamentale Spaltung moderner Gesellschaften zu hinterfragen und setzt dagegen eine interrelationale Ethik der Achtsamkeit, die Autonomie und Verbundenheit möglich macht.²²

In der deutschsprachigen Diskussion wurde »das subjekt- und gesellschaftskritische Moment der Care-Ethik« (Dingler 2016: 99) wenig zur Kenntnis genommen. Als Rezeptionsbarriere erwies sich der starke Fokus auf die Anerkennung von Reproduktionspraxen als Arbeit. Obwohl auch im care-ethischen Diskurs Care als Arbeit gilt, wurde befürchtet, dass die Konzentration auf Ethik dem Kampf um die Anerkennung von Sorgepraxen als Arbeit schaden würde (Conradi 2016: 77). Ein weiterer Grund für die »zwei nahezu unverbundene[n] Paralleldiskurse« (Conradi 2016: 76) ist die Tatsache, dass Care-Ethik tatsächlich wenig auf gesamtgesellschaftliche Fragen zielt. Care wird vor allem thematisiert als Problem der Haltung zwischen Menschen, darüber hinaus allenfalls als handlungsleitendes Prinzip für Institutionen mittlerer Ebene. So belässt es Elisabeth Conradi (2016: 85) am Ende ihres Beitrags *Die Ethik der Achtsamkeit zwischen Philosophie und Gesellschaftstheorie* bei der allgemeinen und derzeit auch schon für die Jugendhilfe gesetzlich und professionstheoretisch verankerten Forderung nach Partizipation

21 Conradi (2016: 73) bezeichnet sie als »konventionelle Moral der Güte«.

22 Vor diesem Hintergrund sei darauf verwiesen, dass die drei geschilderten Normvorstellungen (abstrakte Gerechtigkeit und konventionelle Moral der Güte sowie Interrelationalität als dialektische Aufhebung des Gegensatzpaares) als Begründung und Legitimation für das Care-Handeln meiner Interviewpartner_innen eine entscheidende Rolle spielen. Inwiefern eine interrelationale Ethik der Achtsamkeit als handlungsleitendes Prinzip im Feld der konsensuellen Nichtmonogamie emanzipatorische Praxis begründet, werde ich in Abschnitt 5.3.3 an Interviewbeispielen ausführen und weiter diskutieren.

(Debiel/Wagner 2017). Keiner der Beiträge im aktuellen Sammelband *Praxis der Achtsamkeit* (Conradi/Vosman 2016), der den Anspruch hat, die aktuelle ethico-politische Debatte zusammenzufassen, widmet sich dem Zusammenhang von konventioneller Pflichtethik und Kapitalismus. Transformationsstrategien werden nur auf den Ebenen von Institutionen (Stensöta 2016) und zivilgesellschaftlichem Handeln (Cress 2016) besprochen.

In Bezug auf die politischen Implikationen der Care-Ethik stellt sich also die Frage, wie gesellschaftspolitische Relevanz herstellbar ist. Das werde ich im Folgenden diskutieren und dabei die beiden Diskursstränge aufeinander beziehen.

2.2.4 *Politische Implikationen care-ökonomischer und care-ethischer Theorien*

Bevor ich die politische Sprengkraft einer Verbindung von sozioökonomischen und ethischen Care-Theorien diskutiere, fasse ich kurz die Bedeutung der beiden skizzierten Diskursstränge zusammen. Der ökonomische und soziologische Teil der Care-Debatte bezieht sich auf Institutionen und gesellschaftliche Verhältnisse und zielt darauf, Sorge nicht auf Frauen abzuwälzen, sondern als gesellschaftlich notwendige Aufgabe anzuerkennen. Die Organisation von Care soll umstrukturiert werden, was bei kapitalismuskritischen Autorinnen bedeutet, die ganze Gesellschaft umzuwälzen. Care-Ethik rekurriert auf Menschen und Institutionen, kritisiert die hegemoniale androzentristische Ethik und zielt auf eine Ethik der Achtsamkeit. In der Praxis soll letztere es erlauben, Menschen nicht als getrennte Subjekte, sondern als grundsätzlich verbunden wahrzunehmen. Transformation wird ausgehend von Interaktionen gedacht und möchte Verbundenheit als allgemeine Beziehungsweise durchsetzen und auf diese Weise Gesellschaft verändern.

Obwohl die Qualität zugewandter Verbundenheit auch im care-ökonomischen Diskursstrang Berücksichtigung findet (explizit etwa bei Madörin 2009: 8f.), liegt sein Fokus auf einer anderen Ebene. Was im einen Gegenstandsbereich gilt – es ist begrüßenswert, wenn Menschen sich intrinsisch motiviert umeinander kümmern –, wird im anderen zum Problem, wenn Unternehmen und die öffentliche Hand die intrinsische Motivation nutzen, um Profite zu steigern und Kosten zu senken (Haubner 2017). Teilweise wird auch der Versuch unternommen, moralische Überlegungen auf die Organisation der Gegenwartsgesellschaft zu übertragen. So schlagen zum Beispiel Adelheid Biesecker und Sabine Hofmeister (2010: 60, 74) vor, moralische Grundwerte in der kapitalistischen Ökonomie zu verankern. Es bleibt aber die Frage, »inwiefern solche Ideale der Macht kapitalistischer Akkumulation widerstehen können, wenn letztere selbst nicht analysiert wird« (Plonz 2011: 370).

Frigga Haug (1983) macht gegen die Vorstellung eines transformatorischen Gehalts ethischer Überlegungen den grundsätzlichen Einwand geltend, dass sich mit einer veränderten Moral allein kein gesellschaftlicher Wandel herbeiführen lässt. Dagegen betont Anne Cress, Interrelationalität als Praxis führe zu einem Verstehen, »durch das sich die gemeinsam Handelnden bewusst werden, welche Möglichkeiten sie haben, in und durch die Interaktion einen Beitrag zur gesellschaftlichen Transformation zu leisten« (2016: 400). Die Formulierung erinnert daran, wie die Kritische Psychologie Verständigung als Ausgangspunkt kollektiver Handlungsfähigkeit konzeptioniert: als Möglichkeit, den gesellschaftlichen Rahmen zu verstehen und zu verändern (Osterkamp 2008). Wie schon dargelegt, wird dies im care-ethischen Diskurs vor allem auf der Ebene der Interaktion gedacht und wenig auf Gesellschaft bezogen. Meines Erachtens ist das inkonsequent, weil die Care-Ethik ihren Ausgangspunkt in einer Frage nimmt, die zutiefst gesellschaftlich ist, nämlich der Spaltung in ein erkennendes Subjekt und ein untergeordnetes Objekt. Diese Spaltung korrespondiert mit der Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit sowie der gesellschaftlichen Sphärentrennung von Produktion und Reproduktion. Der Kapitalismus beruht auf einer Trennung von Produktion und Reproduktion, diese wird mithilfe zweier geschlechtsspezifischer Subjektivierungsformen realisiert, denen wiederum zwei moralphilosophische Konzeptionen unterschiedliche Handlungsrepertoires nahelegen. Wenn die Subjektivierungsform mit dem Kapitalismus entsteht, muss für eine Transformation der Gesellschaft auch diese Subjektivierungsform überwunden werden (Heilmann/Scholz 2017: 345f.) – genau darin besteht also der implizit kapitalismuskritische Gehalt einer care-ethischen Kritik androzentristischer Moralvorstellungen und mit ihnen verbundener Subjektivierungsweisen. Explizieren ließe sich der kapitalismuskritische Gehalt der Care-Ethik, würde er nicht auf gesellschaftliche Teilbereiche bezogen, sondern auf die fundamentale Gesellschaftskonstitution. Wenn Care-Ethik erforscht, wie sich Verwaltungshandeln (Stensöta 2016) oder Pflege (Vanlaere et al. 2016) achtsamer gestalten lassen, kann das zu einer Zivilisierung der genannten Bereiche beitragen. Werden aber nur die reproduktiven Teilbereiche der Gesellschaft dergestalt reformiert, wird die Sphärentrennung von Produktion und Reproduktion reproduziert. Die Achtsamkeit der sorgend Tätigen steigert deren Motivation und kann dadurch helfen, Reproduktionskosten zu senken.

Insofern stimme ich Frigga Haug zu, dass eine neue Ethik allein nicht notwendig zu einer neuen Gesellschaft führt. Allerdings lässt sich eine Gesellschaft, die nicht mehr auf der Konkurrenz individueller Einzelinteressen beruht, nicht mit einer tief verwurzelten Ethik der Vereinzelung schaffen. Eine neue Gesellschaft braucht eine neue Ethik – genau hier liegt die wichtige Rolle einer interrelationalen Care-Ethik, die ich später (Abschnitt 3.2.2) weiter diskutieren werde. Was konsensuelle Nichtmonogamie angeht, wird im empirischen Teil deutlich werden, dass emanzipatorische Ansprüche sich

am ehesten da durchsetzen lassen, wo eine Praxis der Achtsamkeit mit institutionellen Formen und einer gesellschaftspolitischen Zielrichtung einhergeht. Auch das spricht dafür, care-ethische Überlegungen stärker mit gesellschaftstheoretischen Fragestellungen zu verknüpfen.

2.3 Geschlechtliche Aufgabenteilung in Intimbeziehungen

Die schon referierten Zahlen über Zeitverwendung (vgl. Abschnitt 2.2.2) haben deutlich gemacht, welch ungemein großer Aufwand nötig ist, um gelingende Sorge zu gewährleisten. Ein genauerer Blick zeigt, dass diese zu einem guten Teil von Frauen in Intimbeziehungen realisiert wird: Frauen verbringen im Durchschnitt etwa 27, Männer 17 Stunden pro Woche mit »Haushaltsführung und Betreuung der Familie«. Im Bereich der Erwerbstätigkeit ist das Verhältnis umgekehrt: circa 15 gegenüber 19 Stunden pro Woche (Statistisches Bundesamt 2015: 11). Männer arbeiten deutlich öfter in Normalarbeitsverhältnissen, Frauen fast fünfmal häufiger als Männer in Teilzeit und sind mehr als viermal so oft geringfügig beschäftigt (Statistisches Bundesamt 2017b: 358). Auf den ersten Blick ließe sich vor diesem Hintergrund vermuten, die stärkere Beteiligung von Frauen an der Hausarbeit resultiere aus ihrer geringeren Erwerbsbeteiligung. Dagegen lässt sich auf der Ebene der Zahlen einwenden, dass der durchschnittliche Unterschied von vier Stunden in der Erwerbsarbeit deutlich kleiner ist als jener von zehn Stunden im Haushalt. Außerdem übernehmen Frauen auch dann den Löwenanteil an Reproduktionspraxen, wenn sie über ein größeres Einkommen verfügen und mehr Wochenstunden arbeiten als ihre Partner (Procher et al. 2014: 22; Kopetsch/Speck 2015). Eine Zusammenfassung älterer, vornehmlich quantitativer Studien bei Peuckert (2012: 481ff.) konstatiert eine »verbale Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre« (ebd.: 481), was die geschlechtsspezifische Aufgabenteilung angeht. Je nach Studie präferieren bis zu 97 Prozent der befragten Männer und Frauen eine gleichberechtigte Aufgabenteilung (ebd.: 475). Gleichzeitig sind die notwendigen Tätigkeiten rund um den Haushalt in hohem Maße geschlechtsspezifisch verteilt: Versorgungstätigkeiten wie Wäschewaschen, Kochen und Reinigen werden vorrangig von Frauen erledigt, ebenso (wenn auch weniger stark ausgeprägt) die Sorge für die Gestaltung des Haushalts, der Einkauf sowie Alten- und Krankenpflege. Männer erledigen stärker technische Verrichtungen im Haushalt und den Umgang mit Behörden. Frauen, vor allem Mütter, koordinieren die zur Verfügung stehende Zeit und delegieren Aufgaben, wobei sie die zentrale Verantwortung übernehmen, während Männer eher partikular Aufgaben ausführen. Der gewichtigste Faktor für eine geschlechtsspezifische Aufga-

benteilung ist das Vorhandensein von Kindern, weitere sind die Dauer der Beziehung und die Einkommensverteilung (ebd.: 485ff.)

Ich werde nun auf mehrere qualitative Studien zur geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung in Partnerschaften ausführlicher eingehen (Kaufmann 1994; 2006; 2008; Koppetsch/Burkart 1999; Koppetsch 2001; König 2012; Koppetsch/Speck 2015). Anschließend diskutiere ich, welche Schlussfolgerungen sich für die Aufgabenteilung in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungen aus ihnen ziehen lassen.

2.3.1 *Strategien zum Vereinen von Gleichheitsanspruch mit realer Ungleichheit*

Der französische Soziologe Jean-Claude Kaufmann hat sich in mehreren Untersuchungen mit verschiedenen Aspekten von Sorge in Intimbeziehungen beschäftigt, darunter Wäschewaschen (1994), Kochen (2006) und Aushandlung von Konflikten (2008). Den wissenschaftlichen Rahmen seiner Forschung bildet das modernisierungstheoretische Paradigma, das im Rahmen einer allgemeinen Modernisierung und Flexibilisierung eine »berauschende Wahlfreiheit auf allen Gebieten« (Kaufmann 2008: 240) konstatiert, wodurch Akteur_innen »immer weniger [...] einen vorgeformten Bezugsrahmen« (Kaufmann 1994: 291) für die Gestaltung ihrer Beziehungen vorfinden. Vor diesem Hintergrund eröffnet sich »immer mehr Raum für Improvisation und freie Interpretation, was im Gegenzug bedeutet, dass die Paare enorm an der Harmonisierung und der Einigung arbeiten müssen« (Kaufmann 2008: 241), statt auf starre traditionelle Handlungsmuster zurückzugreifen. Gleichzeitig mit dem Aufweichen althergebrachter Verbindlichkeiten beobachtet Kaufmann durchgehend einen neuen normativen Anspruch auf »Gleichheit zwischen den Geschlechtern« (1994: 292). In allen drei Studien Kaufmanns scheitern die Interviewten regelmäßig daran, diesem Leitbild gerecht zu werden.

Die Untersuchungen verdeutlichen vor allem einen zentraleren Zusammenhang: Heterosexuelle Paare entwickeln Deutungsmuster und Routinen, mit denen es gelingt, den Wunsch nach Gleichheit mit realer Ungleichverteilung reproduktiver Praxen zu vereinen. Auf dieses Phänomen wurde schon vorher hingewiesen (Meulenbelt 1988: 141f.), es zieht sich durch die qualitativen Studien zu geschlechtsspezifischer Aufgabenteilung in Paaren und wird von Cornelia Koppetsch und Günter Burkart (1999) pointiert als *Illusion der Emanzipation* benannt.

Als zentrale Strategien für die diskursive Herstellung von Gleichheit finden sich bei Kaufmann:

- Männer übertreiben ihre Beiträge maßlos (1994: 176), sie stellen sich »im Gewande moderner Helden« dar, wenn sie »im Grunde lächerliches

gelegentliches Staubsaugen und sonntägliches Grillen hervorheben« (ebd.). Frauen betonen korrespondierend besonders die Beiträge ihrer Männer und bringen mildernde Umstände für deren geringe Beteiligung vor (ebd.).

- Frauen verzichten auf die Thematisierung von Ungleichheit, weil sie dadurch zum einen den an sich selbst gestellten Anspruch, eine emanzipierte Frau zu sein, infrage stellen würden (ebd.: 179), zum anderen um den häuslichen Frieden zu wahren (2008: 50).
- Durch den Verweis auf Bedürfnisorientierung können Männer ihre Nachlässigkeit bei Reinigungstätigkeiten legitimieren, weil Schmutz und Unordnung sie nicht weiter störe – »unweigerlich wird sich derjenige [sic] von beiden, der sich am meisten ärgert, an die Arbeit machen« (ebd.).
- Männer üben sich in strategischer Inkompetenz und erreichen damit, dass ihre Partnerinnen Aufgaben übernehmen, bei denen sie sich als zu unbeholfen gerieren (ebd.: 62).

Im Verlauf ständiger beiläufiger Aushandlungsprozesse entsteht bei einer Mehrzahl der untersuchten Paare ein Zustand, in dem ein Maß der Ungleichheit herrscht, mit dem die Beteiligten zufrieden sind, ohne den Anspruch der Gleichheit gänzlich aufzugeben (Kaufmann 1994: 181f.). In der ersten Untersuchung über *Schmutzige Wäsche* (1994) erkennt Kaufmann als hauptsächlichen Grund für die Ungleichverteilung verinnerlichte Geschlechterrollen, die in der reflexiven Moderne gerade nicht von außen aufgezwungen würden, sondern so gründlich inkorporiert seien, dass es den Subjekten kaum möglich sei, ihnen auf Dauer zu widerstehen (ebd.: 293). Trotzdem betont er abschließend, die Orientierung an Eigenverantwortung öffne einen Raum für sozialen Wandel durch stetige Veränderung der Praxis (ebd.: 295). Die Ergebnisse einer Untersuchung zu häuslicher Aufgabenteilung aus dem Jahr 2008 relativieren diese Erwartung allerdings. Den nach 14 Jahren abermals interviewten Paaren ist es weitgehend nicht gelungen, egalitäre Praxen zu entwickeln. Stattdessen wird mit zunehmender Dauer der Beziehungen die traditionelle Geschlechterordnung reaktiviert, um sich nicht ständig über den verfehlten Anspruch zu ärgern (Kaufmann 2008: 243f.). Genauer gesagt: Vor dem Hintergrund von Enttraditionalisierung und Freiheitsbestrebungen sehen sich Paare der Aufgabe gegenüber, eine individuelle Paarordnung zu kreieren. Der Gleichheitsanspruch gerät dabei mit habitualisierten Geschlechterrollen in Konflikt, was zu Streit und Ärger führt. Im Verlauf der Beziehung stellten Teilnehmer_innen der Studie fest, dass eine Aufgabenteilung, die sich an traditionellen Rollen orientiert, eher dazu geeignet ist, ein gelingendes Miteinander zu begründen als das Aufrechterhalten der Spannung oder eine Veränderung individueller Verhaltensdispositionen (ebd.: 239ff.).

Dass die von Kaufmann rekonstruierten Strategien zum Übereinbringen von Gleichheitsanspruch und realer Ungleichheit heute noch relevant sind,

zeigt sich in meiner Untersuchung. Ich werde an geeigneter Stelle darauf zurückkommen. Kaufmann geht in seinen Abhandlungen nur wenig auf soziale Ungleichheit ein. Ich lege nun dar, wie Cornelia Koppetsch mittels Rekonstruktion milieuspezifischer Partnerschaftsstile die Dimension sozialer Ungleichheit stärker in die Forschung zur geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung einbezieht.

2.3.2 *Milieuspezifische Aufgabenteilung und Illusion der Emanzipation*

Ähnlich wie Kaufmann untersuchen Cornelia Koppetsch und Günter Burkart in der Studie *Die Illusion der Emanzipation* (1999), ob die soziologischen Befunde der Modernisierungstheorie (Beck/Beck-Gernsheim 2015 [1990]; Beck 2016 [1986]) beziehungsweise der reflexiven Modernisierung (Giddens 1997) im Feld der Intimbeziehungen empirisch belegt werden können oder vor allem ein Ideal formulieren, mit dem die Menschen ihr Scheitern individuell erklären können. Daraus ergibt sich die Frage, ob die zur Unterlegung eines gesamtgesellschaftlichen Trends herangezogenen Beobachtungen von Bastelbiografien und Patchworkidentitäten eventuell klassenspezifische Phänomene darstellen, die vor allem in den individualisierten Milieus der Forschenden selbst vorhanden sind (Koppetsch/Burkart 1999: 5). Konkret analysieren sie, »wie Geschlechtnormen in Paarbeziehungen faktisch wirksam werden, differenziert nach sozialen Milieus« (1999: 6). Als Milieu fassen sie nicht die individuelle Orientierung an kulturellen Codes, sondern Formen sozialer Ungleichheit, die von ökonomischen, kulturellen und symbolischen Faktoren abhängen und aufrechterhalten werden (ebd.: 286f.). Die Zugehörigkeit zu einem Milieu ergibt sich in diesem Sinne nicht durch freie Wahl. Eine milieuspezifische Lebensweise wird vielmehr über Peergroups, Familie und Verwandtschaft tradiert. Bildungslaufbahn und Beruf können soziale Mobilität ermöglichen, entsprechend überliefert sich Milieuzugehörigkeit umso stärker, je kontinuierlicher das Netz der privaten Beziehungen und je kürzer die Bildungslaufbahn ist (Koppetsch 2001: 119). Vor diesem Hintergrund rekonstruieren Cornelia Koppetsch und Günter Burkart (1999: 16ff.; Koppetsch 2001: 12) drei Milieus: das individualisierte, das familialistische und das traditionale. Auch hier erlaubt der Vergleich mit einer später durchgeführten ähnlich ausgerichteten Studie (Koppetsch/Speck 2015), das Verhältnis von sozialem Wandel und Persistenz in den Blick zu nehmen. Die milieutypischen Varianten geschlechtsspezifischer Aufgabenteilung und deren Begründungszusammenhänge lassen sich wie folgt zusammenfassen.

Das individualisierte Milieu (Koppetsch/Burkart 1999: 145ff.; Koppetsch 2001: 116f.) orientiert sich auf der Ebene kultureller Codes am Gleichheitsdiskurs der modernen Partnerschaft (Leupold 1983), das heißt an Idealen der

Selbstverwirklichung und der Autonomie zweier Subjekte. Geschlecht wird eher als soziale Konstruktion aufgefasst (Koppetsch 2001: 125), entsprechend finden sich hier wenige und nur schwach ausgeprägte Vorgaben über angemessene Geschlechterrollen sowie ein Leitbild konsensueller und herrschaftsfreier Kommunikation (ebd.: 116f.). Gerade Paare mit egalitärer Einstellung haben Schwierigkeiten, Ungleichheiten zu akzeptieren, weil sie mit ihrer Werteorientierung in Konflikt stehen (Koppetsch/Speck 2015: 237). Trotzdem besteht in diesem Milieu die größte Diskrepanz zwischen ideellen Vorgaben und der tatsächlichen Praxis (ebd.: 47). Schon in den 1990er-Jahren war es in diesem Milieu nicht unüblich, dass Frauen ein höheres Einkommen erzielen (Koppetsch/Burkart 1999: 145ff.). Wenn Frauen größeren beruflichen Erfolg haben, kompensieren die Männer ihre Erfolglosigkeit im Beruf durch »Autonomiebestrebungen in der Beziehung« (Koppetsch/Speck 2015: 47) und weisen den stärker berufstätigen Frauen die Verantwortung für Haushalt und Kindererziehung zu. Je stärker die finanzielle Ungleichheit, desto entschiedener scheinen sich die Männer von der Reproduktionspraxis fernzuhalten. Ähnlich wie in der von Luc Boltanski und Éve Chiapello (2003) beschriebenen Künstlerkritik bezieht sich das Ideal der Gleichberechtigung dabei darauf, dass für alle Beteiligten Selbstverwirklichung möglich sein soll (Koppetsch/Speck 2015: 62ff.). Da sich die Frauen in den untersuchten Paaren im Beruf verwirklichen, versuchen die Männer tatsächlich oftmals im künstlerischen Bereich zu reüssieren, was ihnen keine Zeit für Sorgetätigkeiten lässt: »Nachlässigkeit in Alltagsdingen wird [...] nicht zufällig als Teil eines kreativen Lebensstils und einer alternativen Männlichkeit kultiviert« (ebd.: 65), was es erlaubt, materielle Ungleichheit zu ignorieren. Teilweise verstehen die Männer das Übernehmen von Reproduktionspraxen durch die Frauen als »Wiedergutmachung« (ebd.: 74) für deren berufliche Besserstellung. Der alternative Männlichkeitsentwurf kompensiert den niedrigeren beruflichen Status, er funktioniert als Distinktionsmerkmal gegenüber der konventionelleren Gattin, aber auch gegenüber kleinbürgerlichen (traditionellen) Lebensweisen und Eliten (ebd.: 80ff.). Männer können also gewissermaßen ihre alternative Lebensweise als kulturelles Kapital geltend machen, wobei sie »umso mehr Zeit in ihre künstlerischen oder wissenschaftlichen Projekte [investieren], je hartnäckiger die berufliche Anerkennung ausbleibt, und [...] so die Ansprüche der Partnerin auf eine neue Verteilung von Haus- und Betreuungsarbeit« unterlaufen (ebd.: 163). Im Vergleich zur 1999 veröffentlichten Studie hat sich das individualisierte Milieu in den 2010er-Jahren am wenigsten verändert (ebd.: 29).

Im traditionellen Arbeitermilieu (Koppetsch 2001: 117f.) dominiert in Abgrenzung dazu ein ironischer Umgang mit dem selbstreflexiven Gestus der Akademiker_innen: Dem konventionellen Rollenverständnis kommt eine hohe Relevanz zur Begründung des eigenen Handelns zu; die sozialen Rollen von Ehemann und -frau sind nicht Gegenstand, sondern Fundament innerehe-

licher Machtverhandlungen. Es liegt eine hierarchische Sphärentrennung und ein »ritueller Patriarchalismus« (Koppetsch/Speck 2015: 38) mit offener Demonstrationen geschlechtlicher Rollen über symbolische oder körperliche Mittel vor, wobei letzteres in der 2015 veröffentlichten Untersuchung weniger stark auffiel, was zum Teil einer anderen Zusammensetzung des Samples geschuldet war. Vor allem jüngere Teilnehmer_innen stellten den rituellen Patriarchalismus nicht mehr offensiv zur Schau, was darauf hinweist, dass es sich um einen gesellschaftlichen Trend handelt (ebd.: 38f.). Im traditionellen Milieu wird Erwerbsarbeit weniger als Möglichkeit zur Selbstverwirklichung denn als Zwangssystem wahrgenommen. Daher funktioniert hier die für das individualisierte Milieu geschilderte männliche Strategie nicht, mit ökonomisch nicht zielführenden Selbstverwirklichungsprojekten häusliche Untätigkeit zu legitimieren. Im traditionellen Milieu kann die Untätigkeit der Männer viel klarer als Problem artikuliert werden (ebd.: 104). Weil aber die Sorge um und für Haushalt und Familie nicht den Rang einer angemessenen maskulinen Tätigkeit hat, fallen die untersuchten Männer oftmals in Muster von Heranwachsenden zurück. Frauen nehmen dagegen eine mütterliche Rolle ein (ebd.: 105), ein Schema, das schon Kaufmann (2008: 72) beobachtet hatte und das sich auch in den von mir geführten Interviews zeigt. Die Hauptverantwortung für die Organisation und Koordination von Care verbleibt alles in allem bei den Frauen, Männer helfen nur unter Anleitung (Koppetsch/Speck 2015: 103ff.).

Das familistische Milieu orientiert sich an der bürgerlichen Familie und am dort verankerten Ideal der Solidarität zwischen den Verheirateten. Die Rollenerfüllung ist hier nicht rigide fixiert, sie wird vielmehr funktional begründet: Frau und Mann arbeiten gleichwertig aber andersartig an verschiedenen Orten (in der Sphäre der Erwerbsarbeit beziehungsweise des privaten Haushalts) mit verschiedenen Mitteln für das gemeinsame Ziel einer harmonischen Familie (Koppetsch/Burkart 1999: 96ff.; Koppetsch 2001: 118; Koppetsch/Speck 2015: 38). Somit ist ein Rollenwechsel leichter möglich als im individualisierten und im traditionellen Milieu. Wird die Frau zur Familienernährerin, übernimmt eben der Mann die traditionell weibliche Rolle in Haushalt und Familie (Koppetsch/Speck 2015: 129). Punktuelle Abgrenzungen existieren im Bereich der Wäsche, die ein weibliches Residuum bleibt oder in der Wahrnehmung eines als typisch weiblich konstruierten Putzfimmels (ebd.: 134). Möglich macht den Rollenwechsel die große Bedeutung der Familie als »Hort der Solidarität« (ebd.: 155) im Gegensatz zur Erwerbssphäre. Im Vergleich zum individualisierten Milieu – wo zur Männerrolle die Betonung von Autonomie gehört – wird im familialistischen Milieu der Wunsch nach Bindung von beiden Erwachsenen formuliert (ebd.: 156).

Wie auch bei Kaufmann zieht sich durch die Untersuchungen von Koppetsch die Frage, ob ökonomische Veränderungen sozialen Wandel im häuslichen Bereich anstoßen. Das Resümee sieht ähnlich ernüchternd aus: *Wenn*

der Mann kein Ernährer mehr ist (Koppetsch/Speck 2015), verändern sich geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen nur wenig, nach wie vor wird die geschlechtliche Aufgabenteilung zuungunsten der Frauen heruntergespielt oder gelehnet, vor allem im individualisierten Milieu. In den anderen Milieus kommt es teilweise zu einem Machtzuwachs der Frauen, weil hier kein Anspruch der Gleichheit dem Artikulieren der Ungleichheit im Wege steht. Ein Wandel zeigt sich daher gerade nicht in jenen Milieus, wo der Gleichheitsanspruch am stärksten vertreten wird, sondern dort, wo sich eine Alltagspraxis herausbildet, die sich praktisch – nicht programmatisch – an alternativen Rollenvorstellungen orientiert (ebd.: 235ff.).

Trotzdem sehen Cornelia Koppetsch und Sarah Speck eine hohe »Beharrungskraft männlich dominierter Formen in Familie, Beruf und Öffentlichkeit« und beobachten Tendenzen, »Geschlechterdifferenzen in Alltag und Kultur wieder stärker zu betonen und biologisch zu begründen« sowie eine zunehmende Unsicherheit beziehungsweise Prekarisierung und das damit eihergende Ende des Normalarbeitsverhältnisses (2015: 12). Sie kommen zu dem Schluss, dass die Barrieren gegen eine Modernisierung der Geschlechterverhältnisse im häuslichen Bereich größer sind als in der Erwerbsarbeit (ebd.: 240ff.) und machen drei Gründe für die »restaurativen Tendenzen im Geschlechterverhältnis« geltend (ebd.: 244):

- Als Reaktion auf die Abnahme der verbindlichen Zuweisung von Status und Identität in Zeiten neoliberaler Deregulierung wird wieder verstärkt auf traditionelle Geschlechterrollen zurückgegriffen (ebd.: 245; ähnlich auch Kaufmann 2008: 239ff.).
- Traditionelle Familienformen dienen der Abgrenzung gegenüber prekären Milieus (Koppetsch/Speck 2015: 246f.).
- Die symbolische Re-Souveränisierung der Männerrolle erlaubt es Männern, ihre Vorherrschaft mittels Selbstentfaltung und Autonomie statt beruflichem Erfolg zu betonen (ebd.: 250f.).

Das bisher dargelegte betont den sozialen und ökonomischen Druck, dem partnerschaftliche Geschlechtervereinbarungen unterliegen (Koppetsch/Burkart 1999: 4; vgl. auch Winker 2007). Eine Studie von Tomke König (2012) fragt dagegen, ob und in wieweit neue familiäre Care-Arrangements sozialen Wandel auf struktureller Ebene anstoßen können.

2.3.3 *Partnerschaftliche Geschlechterarrangements als »Motor« sozialen Wandels*

Die Ausgangsfrage von Tomke König ist, »wie sich (neue) Geschlechterarrangements im Privaten auf die Bedeutung und die Strukturmerkmale von

Hausarbeit auswirken« (2012: 50). Noch stärker als Jean-Claude Kaufmann folgt sie der modernisierungstheoretischen Grundannahme, dass aufgrund der Enttraditionalisierung heteronormative Zweigeschlechtlichkeit nicht mehr als allgemein verbindlicher Rahmen für die häusliche Aufgabenteilung herangezogen werden kann (ebd.: 54), ebenso wenig wie die mit ihr verbundenen Konventionen (ebd.: 80). Stattdessen rekonstruiert sie eine Paarpraxis, in der beide beteiligten Erwachsenen zuständig für die Haushaltsführung sind und in einem kontinuierlichen Aushandlungsprozess bestimmen, wer welche Aufgaben übernimmt, wobei sowohl die individuelle Motivation als auch die Belastung durch Erwerbsarbeit mit in die Entscheidungsfindung einbezogen werden (ebd.: 46f., 64f., 68).

Die bedürfnisorientierte Aushandlung wurde bei Jean-Claude Kaufmann (2008: 50) problematisiert, weil sie im Effekt in einer traditionellen geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung resultiert, also legitimatorischen Charakter hat. Tomke König betont hingegen stärker, dass gelungene Beziehungspraxis in einer komplexen Aushandlung besteht und Lust und Fähigkeiten dabei wichtige Rahmenbedingungen sind. Sie stellen Handlungsmotivationen her und ermöglichen es damit beiden Partner_innen, sich an der gemeinsamen Haushaltsführung zu beteiligen, was einen entscheidenden Faktor für das subjektive Gelingen der Beziehungspraxis darstellt (König 2012: 70ff.). Die Praxis der Aushandlung könne vor dem Hintergrund der Erosion biologisierender und essenzialisierender Geschlechterbilder zudem sukzessive Einstellungsänderungen bei den Beteiligten bewirken. (ebd.: 93). Neben einer stärker den sozialen Wandel betonenden Einschätzung der empirischen Ergebnisse unterscheidet sich der Ansatz von König in einem wichtigen Detail von der immer wieder zitierten Figur der *Illusion der Emanzipation* (Koppetsch/Burkart 1999). Statt einer Gleichzeitigkeit von Gleichheitsanspruch und geschlechterdifferenzierender Praxis findet sie sowohl in den Normen ihrer Befragten als auch in ihren Praxen Widersprüche zwischen traditionellen und modernen Formen vor. Dieselben Befragten orientieren sich ebenso an traditionellen Geschlechterrollen wie auch am Gleichheitsideal (König 2012: 91f.).

Die Paradoxie von Wandel und Persistenz der Geschlechterverhältnisse besteht entsprechend nicht im Widerspruch von Normen und Praxis, sondern als Widerspruch in beiden Bereiche (ebd.: 206). Gleichwohl erkennt König in diesem Befund das Potenzial, die symbolisch-kulturelle Reproduktion der Geschlechterverhältnisse umzuwerfen (ebd.: 207). Denn viele der untersuchten Männer und Frauen haben sich traditionell männliche sowie traditionell weibliche Kompetenzen und Tätigkeitsbereiche angeeignet und auf diese Weise individuell den Widerspruch von männlich konnotierter Erwerbsarbeit und weiblich konnotierten Reproduktionspraxen aufgehoben (ebd.: 210ff.).

Die damit verbundene Doppelbelastung auf beiden Seiten des Geschlechterverhältnis offenbart laut König eine Reproduktionskrise, weil nicht mehr

klar geregelt ist, wer wen um- und versorgt (ebd.: 91ff.). Eine Lösung bietet die Einstellung von Haushaltshilfen, die es den Paaren ermöglicht, »eine gerechte Arbeitsteilung zu realisieren« (ebd.: 94) – wobei König kaum darauf eingeht, dass diese Variante von Geschlechtergerechtigkeit nur funktioniert, weil gut verdienende Paare schlecht bezahlte, in der Regel weibliche und oftmals migrantische Arbeitskraft ausbeuten können. Eine weitere Antwort ist das Senken von Standards (ebd.: 194). Als dritte Strategie nennt König die der Retraditionalisierung, die sie allerdings nicht als Anpassung an Geschlechternormen, sondern als Umgang mit Überforderung liest, also nicht mit der Persistenz von Rollenvorstellungen, sondern der Macht des strukturellen Umfelds erklärt (ebd.: 195). Entsprechend wäre es angemessen, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen so zu verändern, dass die Zwänge des Erwerbslebens Menschen nicht mehr in die traditionelle Aufgabenteilung drängen und dadurch vergeschlechtlichen (ebd.: 201).

Zusammenfassend lässt sich sagen: Im Unterschied zu den bereits dargestellten Ergebnissen von Jean-Claude Kaufmann und Cornelia Koppetsch sieht Tomke König vor allem im häuslichen Bereich viel mehr Spielräume für geschlechtliche Veruneindeutigung, die auch genutzt werden. Im Vergleich erscheint die Erwerbssphäre als rückständig, was sie zu dem Schluss veranlasst, häusliche Geschlechterverhältnisse könnten zum »Motor« eines möglichen radikalen Wandels der Gesellschaft« werden, wenn es gelingt, dieselbe Aufwertung, die traditionell weibliche Tätigkeiten im häuslichen Bereich schon erfahren haben, auf Sorgeberufe zu übertragen (ebd.: 215).

2.4 Zwischenfazit zur gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie

Was lässt sich vor dem Hintergrund des Dargelegten über die gesellschaftliche Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie sagen? Im ersten Abschnitt wurde klar, dass die hohe Verbindlichkeit emotionaler und sexueller Monogamie, institutionalisiert in der bürgerlichen Ehe, ein relativ neues Phänomen ist. Erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts entwickelt sich die Ehe in Europa zur vorherrschenden, staatlich geförderten und moralisch gebotenen Beziehungsform. Ihre Durchsetzung ging mit der Konstruktion einer essenziell und biologisch begründeten bipolaren Geschlechterordnung einher, die in der Sphärentrennung von Produktion und Reproduktion ihre Institutionalisierung erfuhr.

Nichtmonogamie wurde dagegen immer wieder als Moment von Emanzipation diskutiert – strukturell als Absterben der Familie nach der Oktoberrevolution, individuell als Befreiung von gesellschaftlichen Normen und Zwängen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Während das Absterben

der Familie vor allem über die Vergesellschaftung von Care realisiert werden sollte, blieb Sorge im Diskurs über ›freien Liebe‹ im Zuge der 1968er-Revolution weitgehend unbeachtet. In der neueren Debatte um konsensuelle Nichtmonogamie taucht Care indessen schon zu Beginn auf: zum einen in der Figur der moralischen – und damit naheliegenderweise auch sorgsam – Schlampe (Easton/Liszt 1997), zum anderen in der politischen Forderung, Care als gesellschaftliches Prinzip zu verankern (AutorInnenkollektiv 2001: 18).

Ob es in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken gelingt, Sorgebedürfnisse angemessen zu befriedigen und die nötigen Tätigkeiten weniger (oder gar nicht) geschlechtsspezifisch zu verteilen, ist eine offene Frage. Konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke könnten tatsächlich Möglichkeiten zur Realisierung solidarischer Beziehungsweisen bieten, die weniger heteronormativ und exklusiv funktionieren. Möglicherweise stellen sie Ressourcen zur Verfügung, um Sorgepraxen gerechter zu verteilen. Der oftmals patriarchale Charakter der ›freien Liebe‹ macht aber klar, dass eine Überschreitung der Monogamienorm nicht automatisch emanzipatorischere Geschlechterverhältnisse nach sich zieht. Es gibt keinen plausiblen Grund, wieso die in Paaren verbreiteten Vorgehensweisen zur diskursiven Herstellung von Gleichheit bei simultaner Aufrechterhaltung von Ungleichheit im Handeln – Übertreiben männlicher Beiträge, Verzicht auf die Thematisierung von Ungleichheit, Bedürfnisorientierung als Legitimation für männliche Untätigkeit, männliche strategische Inkompetenz – nicht auch in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken vorkommen sollten. Gerade weil bisherige Forschungsergebnisse nahelegen, dass konsensuelle Nichtmonogamie vor allem in gut gebildeten, postkonventionellen Milieus praktiziert wird (Noël 2006; Sheff 2006: 624f.; Aguilar 2013: 105), liegt möglicherweise hier die *Illusion der Emanzipation* (Koppetsch/Burkart 1999) besonders stark ausgeprägt vor.

Andererseits könnte konsensuelle Nichtmonogamie gerade verhindern, sich verbindlich und sorgsam aufeinander zu beziehen und damit von Menschen präferiert werden, die keine besonderen Care-Bedürfnisse verspüren oder Sorgearbeiten entsprechend dem ökonomisierten Reproduktionsmodell von Dienstleister_innen erledigen lassen. Speziell die popularisierte Variante der Polyamory wurde als Modell für die neoliberale Flexibilisierung des Beziehungsmarktes kritisiert, die eben nicht gegenseitige Verbundenheit und Sorge, sondern individuelle Selbstoptimierung in den Mittelpunkt stellt.

Selbst wenn es in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken gelingen sollte, emanzipatorischere Formen von Care zu entwickeln, bleibt die Frage, wie es glücken kann, diese zu verallgemeinern. Der care-ethische Diskurs zeigt sich relativ optimistisch, dass neue Ausprägungen des Aufeinander-Bezug-Nehmens sukzessive gesellschaftliche Bedeutung erlangen könnten und diese veränderten Praxen der Intimbeziehungen nach und nach

generalisiert werden. Gleichwohl darf die Gefahr der Nutzung emanzipatorisch gemeinter Impulse zur Modernisierung herrschaftlich geprägter Strukturen nicht außer Acht gelassen werden. Während Jean-Claude Kaufmann die 1994 artikulierte Hoffnung auf Fortschritt später relativiert und Cornelia Koppetsch eine Retraditionalisierung konstatiert, betont Tomke König weiterhin den Druck, den der allmähliche Wandel von Umgangsweisen und Überzeugungen im Privaten auf die gesellschaftliche Organisation ausübt. Dieser Widerspruch muss letztlich weiter untersucht werden. Dabei sollte insbesondere eruiert werden, wem es offensteht, Gleichheitsansprüche zu realisieren. Das Auslagern von Hausarbeit an Dienstleister_innen ist nur für finanziell Bessergestellte möglich und beruht auf den Ungleichheiten eines rassistisch und sexistisch strukturierten Arbeitsmarktes. Diese Umschichtung ist also kaum als Modell allgemeiner Emanzipation geeignet. Die zweite von König genannte Strategie – die Senkung des Care-Niveaus – ist zwar generalisierbar, hat aber zur Konsequenz, dass Care insgesamt in geringerem Maße verwirklicht wird.

Vor diesem Hintergrund lassen sich die schon in der Einleitung angerissenen Thesen zur gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie ausführlicher formulieren.

1. Emanzipation: Konsensuelle Nichtmonogamie kann ein Sammelbecken für »Alltagspionier_innen« (Kruppa 2013: 149) sein, die geschlechtsspezifische Subjektivierungsformen sowie Normen überwinden und egalitäre Geschlechtermodelle leben. Care-Bedürfnisse werden interrelational ausgehandelt und die zu ihrer Befriedigung nötigen Tätigkeiten geschlechtergerecht verteilt. Bestenfalls eignen sich die dabei entwickelten Praxen zur Verallgemeinerung.
2. Neoliberale Vereinnahmung: Das Aufkommen neuer Intimbeziehungen ist das Ergebnis veränderter Geschlechter- und Klassenverhältnisse im Neoliberalismus. Die zunehmende Verbreitung konsensueller Nichtmonogamie könnte eine klassenspezifische Reaktion auf die gestiegenen Anforderungen an Reproduktion sein, die vor allem denjenigen offen steht, die wenig Care-Bedürfnisse haben oder über die finanziellen Mittel verfügen, sie durch Dienstleister_innen realisieren zu lassen.
3. Persistenz: Nicht ausschließen lässt sich allerdings auch, dass konsensuelle Nichtmonogamie Ausdruck einer Retraditionalisierung ist oder die von Jean-Claude Kaufmann und Cornelia Koppetsch beschriebenen Mechanismen der Geschlechterungleichheit in monogamen Beziehungen mit mehr Beteiligten wiederholt werden.

Es bleibt festzuhalten, dass sich allein theoretisch nicht bestimmen lässt, welche politische Wirkung neue Formen des Sich-aufeinander-Beziehens hervorbringen. Vergleicht man die Ergebnisse von Cornelia Koppetsch und Tomke König, so entsprechen die Annahmen – privater Wandel als Folge

gesellschaftlicher Entwicklungen im Gegensatz zu Intimbeziehungen als Motor sozialer Transformierung – den jeweiligen Ergebnissen. Aber sozialer Wandel tritt weder ein, wenn nur strukturelle Veränderungen vorliegen, noch, wenn nur alltägliche Praxen modifiziert werden. Das deutet darauf hin, dass konsensuell-nichtmonogame Beziehungsformen gesellschaftspolitisch wirksam werden können, wenn sich aus der Verbindung mit anderen sozialen Bewegungen, die stärker auf Strukturveränderung setzen, Synergieeffekte ergeben. Das scheint derzeit wenig greifbar.

Um die bis hierher reflektierten Zusammenhänge stärker in einen gesellschaftstheoretischen Kontext zu stellen, werde ich nun die Bedeutung von Intimbeziehungen in einem kapitalismuskritischen Rahmen diskutieren. In Abschnitt 3.3 komme ich erneut auf die Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie zurück.

3 Intimbeziehungen als zentrales Feld gesellschaftlicher Reproduktion

Im Folgenden werde ich Intimbeziehungen – im Besonderen konsensual-nichtmonogame – stärker in einem gesellschaftstheoretischen Rahmen diskutieren, denn zentrale Aufgaben der Reproduktion des sozialen Gesamtzusammenhangs werden als familiäre Care erledigt: In Intimbeziehungen wird kostengünstig und ohne die Notwendigkeit übergeordneter Steuerung eine für den Fortbestand des Kapitalismus unentbehrliche Ware, die Arbeitskraft, reproduziert. Auch erlernen und verinnerlichen Kinder in diesem Kontext wesentliche Fähigkeiten für das Bestehen in einer kapitalistisch und heteronormativ geprägten Gesellschaft. Die Beteiligten erfahren einander als komplementär konstruierte Geschlechtscharaktere und reproduzieren auf vielen Ebenen die Trennung zwischen den beiden aufeinander bezogenen Sphären Produktion und Reproduktion.

Ich beziehe mich auf verschiedene theoretische Paradigmen.²³ Da in Kapitel 2 schon deutlich wurde, dass Care-Praxen in Intimbeziehungen stark geschlechtsspezifisch strukturiert sind und eine unabdingbare Funktion für das Bestehen der kapitalistischen Ordnung übernehmen, ergibt sich der Bezug auf feministische und marxistische Ansätze schon aus der Fragestellung. Überlegungen zur Intersektionalität erlauben es, das Verhältnis verschiedener im Interviewmaterial rekonstruierter Herrschaftsverhältnisse zu reflektieren. Habitustheoretische Erwägungen machen deutlich, wie Subjekte soziale Strukturen inkorporieren. Auf diese Weise lässt sich begreifen, wieso auch in den Netzwerken explizit heteronormativitätskritischer Interviewpartner_innen hegemoniale Geschlechterverhältnisse wirksam sind. Care-ethische Reflexionen zu geschlechtsspezifischen Moralvorstellungen und Identitätskonstruktionen ziehe ich vor allem heran, weil in den Interviews diverse Gerechtigkeitsvorstellungen angesprochen wurden, die vor diesem Hintergrund besser in ihrem Zusammenhang nachvollziehbar sind. Um im Ganzen betrachtet nicht nur die gesellschaftliche Bedingtheit der in den Interviews geschilderten Praxen zu zeigen, sondern auch den Eigensinn der Subjekte, greife ich auf ethnomethodologische und kritisch-psychologische Ansätze zurück.

Mit einem Herangehen, das weder den Willen der Menschen noch die Logiken der Gesellschaftsstruktur als voneinander unabhängige Determinan-

23 Der Anspruch ist nicht, eine konzeptionell geschlossene Vermittlung dieser Ansätze zu leisten. Vielmehr geht es darum, im Sinne einer »gegenstandsbezogenen prismatischen Brechung« (Knapp 2013: 348), die Theorien aufeinander zu beziehen, die es erlauben, die empirischen Ergebnisse in ihrer Spezifik und gesellschaftlichen Bedingtheit zu begreifen. Insofern hat sich die Auswahl der theoretischen Bezüge im Forschungsprozess aus der Fragestellung und der Auseinandersetzung mit der Empirie ergeben.

ten auffasst, stehe ich vor der Frage, wo die Darstellung beginnen soll, wenn alles mit allem zusammenhängt. Um die unübersichtliche und komplexe Welt der Intimbeziehungen theoretisch handhabbar zu machen, orientiere ich mich an einer analytischen Trennung von Identitätskonstruktionen, symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen, wie sie von Nina Degele und Gabriele Winker (Winker/Degele 2009; Winker 2012) vorgeschlagen wurde.

In Abschnitt 3.1 erläutere ich die Unterscheidung dieser drei Ebenen und ihre Wechselwirkungen. Ich argumentiere weitgehend konzeptionell, um zu verdeutlichen, wie die drei Ebenen analytisch abgegrenzt und theoretisch aufeinander bezogen werden. Relevant ist die Unterscheidung auch in Bezug auf die Methodik der Studie, weil der Fokus der Intersektionalen Mehrebenenanalyse darin besteht, das Interviewmaterial entlang der drei Ebenen aufzubrechen und so zu rekonstruieren, wie sich Subjekte im Rückgriff auf Identitätskonstruktionen, symbolische Repräsentationen und soziale Strukturen im Rahmen einer kapitalistischen Gesellschaftsstruktur positionieren. Die Selbstpositionierungen der Interviewpartner_innen werden mithilfe von Subjektkonstruktionen nachgezeichnet, diese bilden einen wichtigen Zwischenschritt der Intersektionalen Mehrebenenanalyse (vgl. Kapitel 4).

Im zweiten Teil (Abschnitt 3.2) konkretisiere ich gegenstandsbezogen das vorher vor allem analytisch eingeführte Konzept des Intersektionalen Mehrebenenansatzes. Ich vermittele wertkritische und feministische Theorien, um wesentliche Strukturmerkmale der kapitalistischen Gesellschaft zu erfassen. Dabei gehe ich auch auf die politisch-ökonomische Dimension der schon in Abschnitt 2.2.2 besprochenen gesellschaftlichen Bedeutung von Care ein. Weiter konkretisiere ich das Verhältnis von sozialen Strukturen, symbolischen Repräsentationen und Identitätskonstruktionen im Feld der Intimbeziehungen und diskutiere handlungstheoretisch, wie sich Subjekte in der sozialen Praxis vor dem Hintergrund der drei Ebenen mehr oder weniger eigensinnig positionieren.

Schließlich rekapituliere ich in Abschnitt 3.3 die zentralen Ergebnisse der theoretischen Auseinandersetzung und beziehe sie zusammenfassend auf den Gegenstand meiner Studie. Davon ausgehend reformuliere ich die drei Thesen zur gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie (vgl. Abschnitt 2.4).

3.1 Der Intersektionale Mehrebenenansatz

Wenn Beziehungspraxen nicht isoliert, sondern in ihrem gesellschaftlichen Kontext betrachtet werden sollen, ergibt sich das Problem, diesen komplexen Zusammenhang zu erfassen. In soziologischen Analysen werden für diesen Zweck analytisch einzelne Ebenen unterschieden, genauer erfasst und in

ihren Zusammenhängen betrachtet. Ich orientiere mich am Intersektionalen Mehrebenenansatz (Winker/Degele 2009; Winker 2012), der Identitätskonstruktionen, symbolische Repräsentationen und soziale Strukturen im Rahmen einer kapitalistischen Gesellschaft unterscheidet. Ich werde im Folgenden die Spezifik dieser drei Ebenen erläutern (Abschnitt 3.1.1), danach gegenstandsbezogen die Wechselwirkungen zwischen ihnen umreißen (Abschnitt 3.1.2) und anschließend (Abschnitt 3.1.3) die forschungspraktische Bedeutung einer intersektionalen Perspektive diskutieren.

3.1.1 Identitätskonstruktionen, symbolische Repräsentationen und Gesellschaftsstrukturen

Was bedeutet es, wenn Menschen sich als ›poly‹ bezeichnen und damit eine Poly-Identität reklamieren? In seiner alltäglichen Nutzung meint der Begriff Identität die Überzeugung, aus einer inneren und ungesellschaftlichen »Echtheit« (Adorno 2003a [1951]: 175) heraus identisch mit sich selbst zu sein (ebd.: 173ff.). Gleichwohl sind die Kategorien, mit denen Identität bestimmt wird, durchweg gesellschaftliche, beispielsweise Zugehörigkeiten zu national, geschlechtlich oder rassistisch bestimmten Gruppen. Zusammengefügt werden kann dieses Paradox nur, indem das Annehmen einer Identität als Entdeckung des vorher schon Gegebenen verstanden wird (Cooper 2012: 125). Ganz unterschiedliche Ansätze wie die Kritische Theorie, die Figurationssoziologie und der Poststrukturalismus kommen übereinstimmend zu dem Befund, dass Identität ein historisch-spezifisches Verständnis menschlicher Existenz ist, das sich zur Zeit der Aufklärung (oder je nach Ansatz in der Moderne) gesellschaftlich durchsetzt (vgl. Adorno 2003b[1955]: 56; Elias 1992: 460f.; Lemke 2001: 87). Vor allem in feministischen Diskursen wurde die Widersprüchlichkeit dieser gesellschaftlichen Formation menschlichen Seins betont: Die als Identität verstandene Subjektivität unterwirft sich gesellschaftlichen Normvorstellungen, kann sich dafür aber politisch artikulieren, Rechte einfordern und auch die diskursiven Grundlagen der Identität modifizieren (Maihofer 1994: 255; Genschel 1996: 529f.; Großmaß 1999: 19; Hopfner 1999: 149ff., quaestio 2000: 15f.). Vor dem Hintergrund des widersprüchlichen Inhalts des Begriffs Identität ist die Aufgabe der Sozialwissenschaft, »die Prozesse und Mechanismen zu erklären«, durch die Identität »sich in bestimmten Momenten zu einer mächtigen, Zwang ausübenden Realität auskristallisieren kann« (Cooper 2012: 125). Im Rahmen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse geschieht das, indem rekonstruiert wird, wie die Interviewpartner_innen ihr Selbstverständnis unter Rückgriff auf gesellschaftliche Differenzkategorien artikulieren. Diese Artikulation wird als Identitätskonstruktion gefasst (Winker/Degele 2009: 27f.; 59ff.; Winker 2012: 17).

Wissensbestände auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen bestimmen, welche Identitätskonstruktionen gesellschaftlich als sinnhaft erscheinen und so vergleichsweise leicht entwickelt und gelebt werden können (ebd.: 54). Viele heute sinnstiftende Differenzkategorien – zum Beispiel Geschlecht als essenzielles Merkmal oder Zugehörigkeit zu einer Nation – entstanden erst im 19. Jahrhundert, sind jedoch heute so alltäglich, dass sie als Selbstverständlichkeiten gelten. Das scheinbar unhintergebar Seiende erweist sich in der soziologischen Betrachtung als geworden und konstruiert (Butler 1991: 49f.). Die Betonung des konstruierten Charakters kann dazu verleiten, die subjektive Relevanz und das Beharrungsvermögen verinnerlichter Selbstverständnisse zu unterschätzen. Unter Rekurs auf Pierre Bourdieu (2005: 44ff.) möchte ich deswegen betonen, dass Identitätskonstruktionen nicht nur als als äußerliches Verhältnis verstanden werden können, sondern sich in Subjekte einschreiben.

Im Feld konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke zeigt sich, wie in der Beziehungspraxis kollektive Identitätskonstruktionen entstehen, die als Vorstellungen über das ›Wir‹ handlungsleitend werden. Natürlich unterliegen Subjekte vielfältigen Anrufungen, die Zugehörigkeit zu Gruppen als naturwüchsigen und unhintergehbaren Teil in das eigene Selbstverständnis einzubeziehen, sich also zum Beispiel als Teil eines nationalen Kollektivs zu verstehen. Solche Anrufungen, wie die BILD-Schlagzeile »Wir sind Papst« oder die Marketing-Kampagne »Du bist Deutschland«, lassen sich auf der Ebene der symbolischen Repräsentation als politische Strategien kritisieren, die darauf drängen, individuelle Interessen und Bedürfnisse zugunsten der Interessen eines völkisch oder national definierten Kollektivs zurückzustellen. Davon zu unterscheiden ist die Schaffung einer kollektiven Identität, bei der die Identitätskonstruktion im gegenseitigen Bezug einer sozialen Gruppe geschieht. So haben Cornelia Schadler und Paula-Irene Villa gezeigt, dass sich Angehörige polyamorer Beziehungsnetzwerke als »Polyviduen« beschreiben lassen, als »Immer-Verbundene«, deren ständige Kommunikation über Aktivitäten, Gefühle und Gedanken zu einem gemeinsamen Selbstverständnis führt (2016: 22f.). Entscheidend ist dabei, dass nicht nur auf der Ebene symbolischer Repräsentationen gemeinsame Vorstellungen geteilt und auf der Ebene sozialer Strukturen eine Institutionalisierung im Beziehungsnetzwerk entsteht, sondern die Beteiligten Selbstverständnisse teilen und den in ihnen formulierten Ansprüchen eine ähnliche oder gar gleiche Bedeutung beimessen. Kollektive Identitätskonstruktionen sind in der Interviewanalyse oft an essenzialistischen Aussagen über ein ›Wir‹ zu erkennen. Sie wirken wie jede andere Identitätskonstruktion als Unterwerfung unter die Ansprüche und Zwänge, die aus den im Prozess entstandenen Merkmalen hervorgehen. Gleichzeitig wird das gemeinsame Selbstverständnis gestärkt und die Möglichkeit eröffnet, die Gruppe nach außen darzustellen.

Mehrere Differenzkategorien können bei der Identitätskonstruktion nebeneinander oder zusammen wirkmächtig sein. Einzelne können in der gesellschaftlichen Wahrnehmung zur dominanten werden, was Everett C. Hughes (2009: 147) als Master-Status bezeichnet hat. Aufgrund fortschreitender Individualisierungsprozesse sind Identitätskonstruktionen heute immer weniger eng an gesellschaftlich definierte Vorgaben gebunden und es erweisen sich verstärkt arbiträre Merkmale als identitätsstiftend (Winker/Degele 2009: 59). Gleichwohl kann ein individueller Willensakt nur bedingt ein Merkmal zur Identität erklären, weil die Darstellung – die Performanz (Butler 1991: 49f.) – einer Identität vom Gegenüber erkannt werden muss, um sozialen Sinn zu ergeben: Aussagen über sexuelle Identitäten, etwa »Ich bin poly«,²⁴ sind nur dann sinnvoll, wenn es die Chance gibt, mit dieser Positionierung auch als eine Person verstanden zu werden, die konsensuell-nichtmonogam lebt und dies als relevant für ihr Selbstverständnis sieht. Welche Identitätskonstruktionen im Feld konsensueller Nichtmonogamie sinnstiftende und handlungsleitende Geltung erlangen, ist unter diesen Vorzeichen eine empirische Frage.

Die zweite Ebene ist die der symbolischen Repräsentationen. Darunter verstehen Winker/Degele Normen, Werte und Stereotype, aber auch Ideologien sowie Diskurse (2009: 54; 67), kurz gesagt, die verschiedenen Elemente einer symbolisch-kulturellen Ordnung. Dazu gehören unter anderem die Diskurse, in denen der soziale Sinn von Identitätskonstruktionen verhandelt wird. Für den Gegenstand dieser Studie sind an erster Stelle die Vorstellungen über Geschlecht und Begehren von Belang: In der heterosexuellen Matrix (Butler 1991) existieren zwei gegensätzlich konstruierte Geschlechter, genannt Männer und Frauen, die mit Rekurs auf Biologie als gegeben vorausgesetzt werden.²⁵ Mono-Normativität, der »normative Apparat der Monogamie als selbstverständliches Orientierungs- und Ordnungsmuster, das durch Institutionen, Gesetze, und Gefühlscodierungen abgesichert ist« (Pieper/Bauer 2014: 1, vgl. Abschnitt 2.1.1), fügt diese beiden komplementären Geschlechter sinnhaft in einem Paar zusammen, sodass sie sich gegenseitig ergänzen. Die Ideologie des Familismus (Notz 2014) setzt eine wirkmächtige Norm, in der die bürgerliche Kleinfamilie »Dreh- und Angelpunkt aller sozialen Organisationen« (ebd.: 8) ist, was Gesetze und Institutionen legitimiert sowie Alltagshandeln begründet, indem andere Beziehungsformen als weniger relevant und förderungswürdig erscheinen. Aber auch der Kapitalismus

24 In der politischen Auseinandersetzung wird Polyamory oftmals als sexuelle Orientierung dargestellt, was strategisch darauf zielt, analog zu anderen sexuellen Orientierungen Anerkennung einzufordern (Tweedy 2011; Robinson 2013).

25 Wenn ich von Männern und Frauen spreche, ist dies genau so zu verstehen: Als komplementär konstruierte Wissensbestände über Identitätskonstruktionen, auf die sich Subjekte in ihrer Selbstpositionierung beziehen und die im Alltag darin resultieren, dass sich konkrete Menschen als Männer und Frauen verstehen und auch so handeln.

reproduziert sich auf einer symbolisch-kulturellen Ebene, indem zum Beispiel neoliberale Ideologie zunehmend alle Menschen individuell für das eigene Scheitern verantwortlich macht (Winker/Degele 2009: 54) oder habitualisierte »feine Unterschiede« (Bourdieu 1987) soziale Ungleichheit reproduzieren, weil kulturelle Klassenschranken sozialen Aufstieg verhindern.²⁶

Neben Identitätskonstruktionen und symbolischen Repräsentationen ist die Ebene der sozialen Strukturen relevant. Anthony Giddens versteht unter sozialen Strukturen »Muster für die Strukturierung sozialer Beziehungen« (1997: 68). Gabriele Winker und Nina Degele (2009: 15) betonen den ungleichheitsgenerierenden Charakter sozialer Strukturen, die sich in der kapitalistischen Gesellschaft meist als Herrschaftsverhältnisse zeigen. Diese werden von Akteur_innen in der sozialen Praxis kontinuierlich konstruiert und reproduziert (Winker/Degele 2009: 58). In der kapitalistisch bestimmten Gesellschaft finden sich vier dominante Herrschaftsverhältnisse (ebd.: 25; 38ff.): Klassenverhältnisse, heteronormative Geschlechterverhältnisse, Rassismen und Körperverhältnisse oder Bodyismen. Alle vier regeln als gesellschaftliche Platzanweiser den differenzierten Zugang zum Arbeitsmarkt und legitimieren Ungleichheit. Hegemoniale Geschlechterverhältnisse ermöglichen die kostengünstige Reproduktion der Ware Arbeitskraft im vermeintlich privaten Bereich.

Gabriele Winker und Nina Degele (2009: 38ff.) erweitern das einschlägige Tripel von Rassismus, Kapitalismus und Geschlechterverhältnissen (Combahee River Collective 1979; Meulenbelt 1988; Strobl et al. 1993) um Körperverhältnisse oder Bodyismen, weil der normgerechte Körper im Neoliberalismus immer mehr zur einer wichtigen Resource sozialer Positionierung wird. Gerade im Feld der Intimbeziehungen bietet sich diese Sichtweise an. So lässt sich Körperkapital durchaus als feldspezifische Kapitalsorte²⁷ begreifen und damit auf der Strukturebene diskutieren.

26 Der Begriff Klasse meint hier zum einen ein Strukturmerkmal im Sinne des Unterschieds zwischen Kapitalist_innen und Proletarier_innen. Zum anderen bezieht sich der Begriff Klassismus auf die durch symbolische Repräsentationen legitimierte Diskriminierungen »auf der Grundlage von sozialer Herkunft, Bildung und Beruf« (Winker 2015: 94).

27 Pierre Bourdieu unterscheidet ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital (1983) sowie feldspezifische Kapitalsorten (Bourdieu et al. 2013: 139). Karl Lenz (1998: 85) schlägt in diesem Zusammenhang vor, von Körperkapital zu sprechen und damit Aussehen, Körperkraft oder Gesundheit als Ressourcen im Feld der Intimbeziehungen zu konzeptualisieren. In diesem Sinne lässt sich auch der Vorschlag von Gabriele Winker und Nina Degele (2009: 38ff.), Körper auf der Ebene der Struktur zu verstehen, im Feld der Intimbeziehungen umsetzen.

3.1.2 Wechselwirkungen zwischen drei Ebenen

Ich gehe wie Gabriele Winker und Nina Degele (2009) in einer nicht strukturdeterministischen und zugleich nicht-voluntaristischen Betrachtung davon aus, dass keine der drei analytisch getrennten Ebenen die anderen wesentlich determiniert. Stattdessen müssen die jeweils konkreten Wechselwirkungen rekonstruiert werden. Wie genau Identitätskonstruktionen, symbolische Repräsentationen und soziale Strukturen sich im Feld gegenseitig beeinflussen und in der Praxis zum Ausdruck kommen, ist deswegen eine empirische und historische Frage.

Das bedeutet am Beispiel konsensueller Nichtmonogamie: Symbolische Repräsentationen (wie die Monogamienorm oder die politischen Artikulationen einer Poly-Bewegung) beeinflussen die Art und Weise, wie Menschen sich selbst als (nichtmonogamer) Mensch verstehen. Sie beeinflussen Identitätskonstruktionen. Identitätskonstruktionen müssen sich im Rahmen symbolisch-kulturell produzierter Wissensbestände bewegen, um als sinnhaft erkannt zu werden (ebd.: 59f.). Symbolische Repräsentationen sind entscheidend für die Frage, ob Lebensweisen sich in der Alltagspraxis sinnhaft ausdrücken können. Sie ermöglichen die Artikulation des eigenen Seins als Identität und beschränken sie zugleich. Gegen diesen Mechanismus versuchen identitätspolitische Bewegungen sinnhafte Identitätskonstruktionen zu schaffen oder zu modifizieren. Ziel ist es, Bewertungen, die an bestimmte Lebensweisen oder Selbstverständnisse geknüpft sind, umzudeuten. Eine anti-sexistische Nichtmonogamiekampagne wie die *Schlampagne* (vgl. Abschnitt 2.1.4) lässt sich somit als Versuch verstehen, die pejorative symbolische Repräsentation ›Schlampe‹ so umzudefinieren, dass sie als positiv bewertetes Selbstverständnis für nichtmonogame Frauen/Lesben annehmbar ist. Auf diese Weise soll die mono-normative Beziehungsordnung um eine sinnhafte sowie nicht als Abweichung definierte Subjektposition ergänzt werden.

Symbolische Repräsentationen können sich in Gesellschaftsstrukturen materialisieren, wenn ihre Inhalte in Gesetzen, Verordnungen und Institutionen fixiert werden (Winker/Degele 2009: 73). Die Monogamienorm ist strukturell verankert im Eherecht, wo Ehe als Beziehung nur zweier Beteiligter definiert ist, die zahlreiche Rechtsansprüche nach sich zieht. Auch über den juristischen Aspekt hinaus ist die Ehe als soziale und religiöse Institution zu verstehen, in der sich Normen materialisiert haben. Die Institutionalisierung von Beziehungen über geteiltes Eigentum oder die gemeinsame Haushaltsführung ist ebenfalls ein Beispiel für Materialisierung. Die sozialstrukturelle Rahmung wirkt ihrerseits förderlich oder beschränkend auf symbolische Repräsentationen. So trägt die Möglichkeit einer Hochzeitsfeier dazu bei, die mono-normative Beziehungsordnung positiv zu bestärken, umgekehrt lässt das Verbot der Polygamie (§ 1306 BGB) nichtmonogame Beziehungen als sozial schädlich erscheinen.

Soziale Strukturen werden auf der Ebene symbolischer Repräsentationen artikuliert und verhandelt (Winker/Degele 2009: 76). Institutionen und Gesetze stellen einen legale und damit als legitim angesehene Rahmung für Alltagspraxis zur Verfügung. So hat etwa das Bundesverfassungsgericht nach einer längeren juristischen Auseinandersetzung am 10. Oktober 2017 entschieden:

»Das allgemeine Persönlichkeitsrecht (Art. 2 Abs. 1 i.V.m. Art. 1 Abs. 1 GG) schützt die geschlechtliche Identität. Es schützt auch die geschlechtliche Identität derjenigen, die sich dauerhaft weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zuordnen lassen.« (BverfG, Az. 1 BvR 2019/16)

Deutlich wird hier sowohl der rechtliche Schutz von Identitätskonstruktionen als auch die Möglichkeit, mittels juristischer Kämpfe um Identität soziale Strukturen zu verändern.

Kultursoziologische Überlegungen in Anschluss an Bourdieu können erklären, wie klassen- und geschlechtsspezifische Identitätskonstruktionen als Habitus inkorporiert werden und soziale Strukturen legitimieren und stabilisieren. In diesem Sinne lassen sich Intimbeziehungen als soziales Feld²⁸ begreifen, in dem es für die verschiedenen aufeinander bezogenen Positionen – zum Beispiel Mutter–Kind, Ehefrau–Ehemann, Affäre–Freund_in – strukturell begrenzte Vorgaben für als normal geltendes Verhalten gibt. Die Akteur_innen handeln also immer vor dem Hintergrund feldspezifischer Regeln für die jeweiligen Positionen. Die Strukturen begünstigen Habitusformen, »Systeme dauerhafter *Dispositionen*«, die »als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen« (Bourdieu 1979: 165) wirken. Menschen folgen demgemäß in der Alltagspraxis meist nicht bewusst gesellschaftlichen Regeln und werden auch nicht gezielt von anderen Akteur_innen gesteuert. Vielmehr betont Bourdieu, wie stark verinnerlichte Wahrnehmungs- und Handlungsmuster soziale Praxis strukturieren, weil sie als Habitus inkorporiert werden. Der Habitus legt Praxen nahe, die – außer während radikaler Umbrüche – die ihm zugrunde liegende soziale Struktur unbemerkt reproduzieren (ebd.: 165ff.). Habitus ist »zu Natur gewordene Geschichte [...], die als solche negiert weil als zweite Natur realisiert wird« (ebd.: 171). Als Identitätskonstruktionen inkorporierte geschlechtsspezifische Wissensbestände liefern ein scheinbar biologisches Fundament für die geschlechtliche Aufgabenteilung und zementieren männliche Herrschaft (Bourdieu 2005: 43ff.). In

28 Als soziale Felder versteht Bourdieu gesellschaftliche Teilbereiche, in denen immanente Funktionsgesetze Strukturen vorgeben und damit die Grenzen der Handlungsspielräume für Inhaber_innen relational bestimmter Positionen festlegen (Joas/Knöbl 2004: 527f.). Die Position einer Person im Feld ist bestimmt durch die ihr zur Verfügung stehende Kapitalstruktur und das Kapitalvolumen (ebd.: 540), also Menge und Zusammensetzung von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital sowie feldspezifischen Kapitalsorten, im Falle von Intimbeziehungen Körperkapital.

der alltagspraktischen Selbstpositionierung beziehen sich Akteur_innen auf bestehende symbolische Repräsentationen sowie soziale Strukturen und konstruieren sich als identitär geformte Subjekte.²⁹

3.1.3 *Intersektionalität als Anspruch*

Wie schon erwähnt, geht der Intersektionale Mehrebenenansatz von vier dominanten Herrschaftsverhältnissen in einer kapitalistischen Gesellschaft aus. Auf der Strukturebene ist der Ansatz intersektional, weil er den Anspruch hegt, Klassenverhältnisse, Geschlechterverhältnisse, Rassismen und Körperverhältnisse in ihrer gegenseitigen Verschränkung oder Überschneidung (engl. intersection) zu begreifen. Kimberlé Crenshaw (1989) beginnt ihren für die Intersektionalitätsforschung grundlegenden Artikel mit einem Beispiel, das deutlich macht, wie das Absehen von Mehrfachdiskriminierung verhindert, soziale Lagen und damit auch soziale Prozesse angemessen zu begreifen. Sie zitiert den Titel eines einschlägigen Bandes zu Mehrfachdiskriminierung: *All the Women Are White, All the Blacks Are Men, But Some of Us Are Brave* (Hull 1982). Kimberlé Crenshaw zielt auf die Praxis, soziale Positionierung nur eindimensional in den Blick zu nehmen und zu übersehen, dass Mehrfachdiskriminierung nicht einfach als Summe von Einzeldiskriminierungen begriffen werden kann. Stattdessen soll die Verschränkung oder Überschneidung der einzelnen Herrschaftsverhältnisse analysiert werden. Für eine gesellschaftstheoretische Reformulierung von Intersektionalität ist es laut Gudrun-Axeli Knapp (2013: 350) nötig, Identitätskonstruktionen und soziale Gruppenkategorien stärker als bisher geschehen empirisch zu analysieren und in ihrem Verhältnis zu sozialen Strukturen zu begreifen. Auch weitere sozialwissenschaftliche Kritiken weisen in dieselbe Richtung, beispielsweise der Hinweis, dass mathematische Metaphoriken an die Stelle konkreter Analysen treten (West/Fenstermaker 1995: 12). Zudem formuliert Kathy Davis eine Kritik an der »Vieldeutigkeit und Unvollständigkeit« (2010: 56) von Kategorienlisten, die Strukturkategorien und sektorale Diskriminierungen gleichrangig behandeln und extensiv angelegt sind.

Ich übernehme aus dem Intersektionalitätsdiskurs vor allem den Anspruch, empirisch zu rekonstruieren, welche Bedeutung Herrschaftsverhältnisse in ihrer Verschränkung in der sozialen Praxis entfalten. Auch Gabriele Winker und Nina Degele nehmen das Konzept »vor allem« (2009: 11) in Bezug auf die Empirie auf. Bei den jetzt folgenden theoretischen Erwägungen steht im Mittelpunkt, welche Ansätze geeignet sind, die in den Interviews

29 Im Methodenteil (Kapitel 4) zeige ich, wie diese Selbstpositionierungen aus dem Interviewmaterial rekonstruiert und als Subjektkonstruktionen festgehalten werden. Letztere bilden einen zentralen Zwischenschritt der Intersektionalen Mehrebenenanalyse.

rekonstruierten Herrschaftsverhältnisse – vorwiegend Geschlechter- und Klassenverhältnisse – begrifflich und konzeptionell zu erfassen.

3.2 Intimbeziehungen zwischen Struktur, Normierung und Eigensinn

Nach diesem Überblick zur mehrdimensionalen und intersektionalen Analyseperspektive stelle ich Überlegungen bezüglich der strukturellen Prägung von Intimbeziehungen vor. Dafür muss ich teilweise etwas ausholen, weil die gesellschaftsstrukturelle und normative Rahmung von Intimbeziehungen so tief- und weitgehend ist, dass sie einer eingehenden Betrachtung bedarf.

In Abschnitt 3.2.1 gehe ich vor allem von der Ebene sozialer Strukturen aus und leite aus einer wertkritischen und feministischen Perspektive wesentliche Strukturmerkmale der kapitalistischen Gesellschaft her: die Herstellung von Gesellschaftlichkeit über Warentausch und Vernutzung von Arbeitskraft, den immanenten Zwang zur Profitmaximierung, die Konkurrenz aller Beteiligten sowie die strukturelle Trennung von Produktion und Reproduktion.

In Abschnitt 3.2.2 konkretisiere ich gegenstandsbezogen das Verhältnis von sozialen Strukturen, symbolischen Repräsentationen und Identitätskonstruktionen. Ich zeige zum einen, wie im Feld der Intimbeziehungen symbolisch-kulturell gefasste Normen, Diskurse und Ideologien gesellschaftliche Verhältnisse (also soziale Strukturen) stabilisieren, zum anderen, wie institutionalisierte Strukturen ihrerseits Normen reproduzieren. Des Weiteren gehe ich der Einschreibung symbolischer Repräsentationen und sozialer Strukturen in den Habitus der Subjekte nach. Am Beispiel der Ehe zeichne ich nach, auf welche Weise sozialer Wandel mittels Kämpfen auf verschiedenen Ebenen trotzdem möglich ist.

Abschnitt 3.2.3 diskutiert die Bedeutung der schon in Abschnitt 3.1 angesprochenen Selbstpositionierungen in handlungstheoretischer Perspektive. Erst im Tun der Akteur_innen entfalten Identitätskonstruktionen und symbolische Repräsentationen vor dem Hintergrund von Gesellschaftsstrukturen ihre Wirksamkeit. Ich recurriere hier auf die ethnomethodologische Idee des *doing difference*, das den widersprüchlichen und gebrochenen Rekurs auf die drei Ebenen in der Praxis denkbar macht. Um in diesem Rahmen den Eigensinn der Subjekte und die Perspektive von Emanzipation sichtbar zu machen, führe ich zudem die Kategorien restriktiver und erweiterter Handlungsfähigkeit von Klaus Holzkamp ein.

3.2.1 *Warenproduktion und Reproduktion der Arbeitskraft im Kapitalismus*

Im Folgenden werde ich dem analytischen Raster des Intersektionalen Mehrebenenansatzes folgend die Bedeutung der Gesellschaftsstruktur für Intimbeziehungen diskutieren. Ich greife auf eine wertkritische Lesart von Karl Marx' Hauptwerk *Das Kapital* (1962 [1890]; 1963 [1893]; 1964 [1894]) zurück, wie sie beispielsweise von Moishe Postone (2003), Robert Kurz (1994; 1999), Roswitha Scholz (1992; 2000) und dem marxistischen Theoriezirkel *Krisis* (Lohoff/Trenkle 2012) dargelegt wurde. Die wertkritische Kapitalismuskritik unterscheidet sich vor allem darin von anderen marxistischen Ansätzen, dass sie nicht Ausbeutung, Entfremdung oder Klassenkämpfe, sondern die In-Wert-Setzung als zentrales Merkmal des Kapitalismus benennt. In-Wert-Setzung wird verstanden als historisch-spezifischer Prozess. Dieser resultiert darin, konkrete Dinge und Tätigkeiten in eine kapitalistische Form zu überführen, in der nicht mehr Qualitäten und Unterschieden, sondern der abstrakten Gleichheit als Ware und Arbeit die zentrale Rolle zukommt.

Um das zu erläutern, umreißt ich im ersten Abschnitt die Bedeutung von Arbeit, Wert und Ware im Kapitalismus, die im Kern darin besteht, dass unter dem Imperativ der Profitmaximierung vom konkret-sinnlichen Gehalt von Produkten und Tätigkeiten abstrahiert wird und diese Abstraktion aus ihnen Waren und Arbeit³⁰ macht. Ungemein wirkmächtig wird diese Struktur zum einen, weil sie die Menschen von anderen Formen der Bedürfnisbefriedigung abschneidet und zwingt, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, um finanzielle Ressourcen zu erlangen. Infolge dieses Zwangs werden tendenziell alle Menschen in Konkurrenz um die vorhandenen Arbeitsplätze gesetzt. Zum

30 Im wertkritischen Diskurs bezeichnet der Begriff Arbeit direkt wertschaffende Tätigkeiten. Die Wortherkunft des heutigen Begriffs Arbeit verweist durchweg auf Zwang und Fremdbestimmung (Bierwisch 2003: 9f.), was insofern angemessen ist, als in der Form der Arbeit jedwede Tätigkeit zuerst als Mittel für den gesellschaftlichen Selbstzweck der Warenproduktion von Belang ist. Die begriffliche Konsequenz, die ich aus diesen Überlegungen ziehe, ist, nicht von Arbeit zu sprechen, ohne ihre derzeit wirkmächtige Bestimmung als warenproduzierende Tätigkeit mitzudenken. Wo ich die qualitative Seite der Arbeit – ihre Eigenschaft, verschiedenste Bedürfnisse zu bedriegen – meine, werde ich von Tätigkeiten sprechen. Die begriffliche Schwierigkeit ist an dieser Stelle zumindest teilweise ein Problem der Sprache. Im Englischen beinhaltet der Begriff *labour* den Tauschwertcharakter der Arbeit, während *work* den Gebrauchswertcharakter betont, ohne nahezulegen, dass *work* weniger notwendig oder mühevoll sei als *labour* (Marx 1962 [1890]: 62). Arlie Russel Hochschild (2003: 7) unterscheidet in diesem Sinne warenförmige *emotional labor* und im Privathaushalt geleistete *emotional work*, was in der deutschsprachigen Ausgabe als Gefühlsarbeit und Gefühlsmanagement übersetzt wurde (Hochschild 2006: 30), weil es im Deutschen keine begriffliche Differenzierung zwischen notwendigen Tätigkeiten mit Tauschwertcharakter und notwendigen Tätigkeiten ohne Tauschwertcharakter gibt.

anderen lege ich dar, wie der Warenfetisch Denken und Handeln der Subjekte formt, indem er den Wert der Waren als eine scheinbar natürliche Eigenschaft erscheinen lässt.

Im Anschluss gehe ich auf die soziale Reproduktion als notwendige Bedingung der Warenproduktion ein: Arbeitskraft muss hergestellt und erhalten werden, um vernutzt werden zu können. Das umfasst die Pflege bestehender Arbeitskräfte, Aufzucht und Hege neuer Generationen und die Reproduktion der Produktionsverhältnisse. Ergebnis vergangener Kämpfe ist auf der Ebene der Gesellschaftsstruktur eine in Sphären unterschiedene, hierarchische und an Geschlechtern orientierte Trennung von Warenproduktion und Reproduktion der Arbeitskraft, die sich unter anderem in Gesetzen niedergeschlagen hat und die nach wie vor umkämpft ist.

Danach zeige ich, dass Care und die Reproduktion der Arbeitskraft nicht identisch sind. Während Care auf die Erfüllung konkreter menschlicher Bedürfnisse zielt, geht es bei der Reproduktion der Arbeitskraft darum, Subjekte zu ihrer gesellschaftlichen Funktion zu befähigen. Die begriffliche Trennung lässt sich nicht einfach auf verschiedene Praxen übertragen: Sorgende Praxen bringen in der Regel die Reproduktion der Arbeitskraft mit sich, müssen dies aber nicht. Umgekehrt geschieht die Herstellung von Arbeitskraft in der Regel mittels sorgender, auf direkte Bedürfnisbefriedigung zielender Praxen. Sie ist aber auch als bloße Zurichtung zur Arbeit denkbar. Deshalb ist zu reflektieren, wann und wo welche Zielbestimmung im Vordergrund steht. Die analytische Trennung ist zentral für den Gegenstand dieser Studie, um soziale Praxis nicht vorschnell unter ihre funktionale Bestimmung zu subsumieren und auf diese Weise die emanzipatorischen Perspektiven solidarischer Care-Praxen schon im Ansatz unsichtbar zu machen.

Arbeit, Wert und Ware als Elemente einer fetischisierten Gesellschaftsstruktur

Die Wertkritik kritisiert den Kapitalismus als warenproduzierende Gesellschaft. Die elementare Form gesellschaftlichen Reichtums ist die Ware als »verallgemeinerte gesellschaftliche Form im Kern der kapitalistischen Gesellschaft« (Postone 2003: 204). Sie lässt sich analytisch in zwei Teile spalten: Für den individuellen Nutzen steht ihre Eigenschaft im Mittelpunkt, ein »nützliches Ding« (Marx 1962 [1890]: 87) zu sein, das »durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art befriedigt. Die Natur dieser Bedürfnisse, ob sie z. B. dem Magen oder der Phantasie entspringen, ändert nichts an der Sache.« (ebd.: 49) Auf der anderen Seite sind Waren Trägerinnen von Wert. Aus diesem Grund kann jede Ware gegen eine andere Ware von idealerweise gleichem Wert getauscht werden – der Äquivalententausch, die grundlegende Operation des Kapitalismus. Während das nützliche Ding interessant ist, solange ein Bedürfnis nach ihm besteht, zielt die kapita-

listische Dynamik auf die Realisierung von Mehrwert durch die Veräußerung von Waren. Die konkreten Waren sind vor allem als Trägerinnen von Wert, also unter rein quantitativen Gesichtspunkten von Belang. Deswegen ist ihre Qualität als nützliche Dinge sekundär. Als Maß für die Größe des Werts einer Ware bestimmt Marx anknüpfend an Adam Smith und David Ricardo die durchschnittlich gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, die zu ihrer Herstellung aufgebracht wird (ebd.: 53).

Postones Hinweis auf die verallgemeinerte gesellschaftliche Form meint mehr als nur das: Die kapitalistische Gesellschaft stellt ihren Zusammenhalt über Arbeit und ihre dinglichen Repräsentationen – Ware und Geld – her. Um in einer solchen Gesellschaft zu leben, ist es nötig, an diesem Stoffwechselprozess teilzuhaben. Weil es keine gesellschaftliche Auseinandersetzung darüber gibt, was unter welchen Bedingungen produziert wird, und weil der Kapitalismus nach und nach nichtkapitalistische Formen der Herstellung nützlicher Dinge beziehungsweise der Organisation der Bedürfnisbefriedigung verunmöglicht (Kurz 1999: 29f.; Federici 2012), sind alle Menschen darauf angewiesen, im Hin und Her der Warenproduktion ihr Auskommen zu sichern und daher auch grundsätzlich zueinander in Konkurrenz gesetzt (Kurz 1999: 36). In der Konkurrenz sind zwar alle Gesellschaftsmitglieder formell gleich, bewegen sich aber real in vielfältigen Ungleichheitsverhältnissen (Winker/Degele 2009: 25ff.).

Die besondere Eigenschaft der Ware Arbeitskraft in diesem Prozess besteht darin, mehr Wert zu produzieren, als zu ihrer eigenen Erzeugung aufgebracht werden muss. Der Gebrauchswert der Ware Arbeitskraft ist es, Mehrwert zu produzieren (Marx 1962 [1890]: 207f.). Der Wert der Ware Arbeitskraft bemisst sich an der zu ihrer Herstellung nötigen Arbeitszeit, die in der Regel geringer ist als die Zeit, die Arbeiter_innen für die Produktion aufbringen können. Dies ist die Quelle dessen, was Marx »Ausbeutung« (ebd.: 350) nennt, nicht etwa ein ungerechter Tausch, in dem Arbeiter_innen weniger Lohn erhalten als ihre Arbeit wert ist, sondern darin, dass Arbeitskraft mehr Wert erzeugen kann als sie selbst wert ist.

Bis hierhin steht in meiner Darstellung die Ware am Anfang und am Ende der Tauschkette, Geld erscheint als reines Tauschmittel. Die dem Kapitalismus innewohnende expansive Dynamik wird jedoch theoretisch erst erfasst, nimmt man nicht die Ware, sondern den durch sie realisierten Wert zum Ausgangspunkt der Überlegung. In der marxschen Darstellung wird die Bewegung Ware–Geld–Ware als Geld–Ware–Geld' (das heißt: mehr Geld) rekontextualisiert (ebd.: 162ff.): Kapital wird investiert, um Waren zu produzieren und damit mehr Wert zu realisieren. Ausgangspunkt und Ziel des kapitalistischen Wirtschaftens ist es also, mittels Vernutzung von Arbeitskraft aus Wert mehr Wert zu machen. Die gesamte Dynamik ergibt nur Sinn in der sozialen Konstellation einer warenproduzierenden Gesellschaft. Der gesellschaftliche Charakter der Ware wird allerdings im alltäglichen und selbstver-

ständlichen Vollzug unsichtbar, im Anblick der Ware verschwindet ihre soziale Genese als Produkt des komplexen Prozesses der Verwertung menschlicher Arbeitskraft (ebd.: 85ff.). Der gesellschaftliche Zusammenhang erscheint als ein Hin und Her von Waren und Werten, die sich gegenseitig ins Verhältnis setzen, die Menschen erscheinen als unabhängige, freie und zusammenhanglose Individuen oder autonome Subjekte. Mit anderen Worten: Die Wertvergesellschaftung geht mit einer Beziehungsweise einher, die Menschen trennt, indem sie Waren miteinander verbindet (Adamczak 2017: 75f.). Denn: Warenproduktion ist die verallgemeinerte Form gesellschaftlich notwendiger Tätigkeiten und damit auch der Bedürfnisbefriedigung. Kapitalismus drängt also darauf, allen stofflichen Reichtum und alle Tätigkeiten in seine Formen – Ware und Arbeit – zu überführen und verdrängt in diesem Zuge alle nichtkapitalistischen Formen.

Dieser Zusammenhang lässt sich aus der Binnensicht der Verhältnisse nur mittels kategorialer Kritik begreifen, ein Zusammenhang, den Norbert Elias (1983: X) als »Grundproblem der Soziologie« bezeichnet:

»Aus dem Zusammenleben der Menschen geht etwas hervor, was sie nicht verstehen, was ihnen selbst rätselhaft und geheimnisvoll erscheint.« (ebd.)

Gerade dass die Tätigkeiten des kapitalistisch organisierten Alltags so selbstverständlich verrichtet werden, verhindert ein Verständnis der dahinter liegenden Struktur. Arbeitskraft und Ware sind *Fetische*, die »Konsolidation unseres eigenen Produkts zu einer sachlichen Gewalt über uns« (Marx/Engels 1978 [1845]: 33), die den gesellschaftlichen Zusammenhang strukturieren, aber verschleiern, dass ihre Bedeutung eine rein gesellschaftliche ist.

Die expansive Dynamik des Kapitalismus geht mit zyklischen Krisen der Kapitalverwertung einher. Da der Warenwert nicht durch die konkret verausgabte Arbeitskraft bestimmt wird, sondern durch den gesellschaftlich notwendigen Durchschnitt, ermöglicht eine überdurchschnittliche Produktivität einem Einzelkapital Extraprofite aufgrund niedrigerer Produktionskosten. Der stumme Zwang der Verhältnisse bewegt alle Kapitalien unaufhörlich dazu, ihre Produktivität zu steigern, um in der Konkurrenz zu bestehen. Das hat die stetige Steigerung der gesellschaftlich durchschnittlichen Produktivität zur Folge, wodurch wiederum immer mehr Waren unter Einsatz von immer weniger Arbeitskraft produziert werden können. Bleiben alle anderen Rahmenbedingungen gleich, sinkt der Warenwert und damit auch der Profit, der mit der einzelnen Ware realisiert werden kann (Marx 1964 [1894]: 261ff.). Eine weitere Profitmaximierung wäre durch den Verkauf von mehr Waren möglich. Da aber immer weniger Arbeitskraft benötigt wird, senkt die Steigerung der Produktivität die Zahl der abhängig Beschäftigten. Das wiederum beschränkt die Realisierung von Profit, weil die Kaufkraft sinkt (Lohoff/Trenkle 2012: 54). Der Kapitalismus entzieht sich also infolge des immanenten Zwangs zur Produktivitätssteigerung seiner eigenen Grundlage,

weil er Arbeit – Quelle des Werts – zunehmend unnötig macht (Marx 1962 [1890]: 262). Mögliche Reaktionen auf diese Überakkumulationskrise sind die Vernichtung von Kapital (ebd.: 264), das Erschließen neuer Anlagemöglichkeiten, zum Beispiel mittels der Verlagerung von Kapital ins Ausland (ebd.: 266), oder über die Einführung neuer Waren, etwa tragbarer Telefone oder Finanzdienstleistungen (Winker 2015: 98), die Kommodifizierung vormals nicht warenförmig strukturierter Bereiche (Marx 1983 [1857/58]: 322f.) oder die Senkung der Reproduktionskosten (Winker 2015: 99).

Die in Abschnitt 2.2.2 besprochene Problematik immer schlechter gelingender Care lässt sich nun neu kontextualisieren. Gabriele Winker (2015: 91ff.) richtet den polit-ökonomischen Blick neu aus, indem sie nicht das Verhältnis von Arbeit und Kapital, sondern das Verhältnis von Warenproduktion und Reproduktion der Arbeitskraft in den Mittelpunkt stellt. Sowohl die Senkung der Löhne als auch die Ausweitung der Produktion in Billiglohnländer senken die Kosten für die Reproduktion der Arbeitskraft. Der Staat reagiert auf die Krise im Sinne des Kapitals, indem er etwa das allgemein übliche Reproduktionsniveau durch Refamiliarisierung und den Um- und Abbau sozialer Sicherungssysteme senkt. Im Resultat steigen kurzfristig die Profite. Auf lange Sicht verschlechtern sich jedoch die Rahmenbedingungen für eine gelingende Reproduktion der Arbeitskraft, was zu einer »Krise der sozialen Reproduktion« (ebd.: 92) führt, weil »die Zuspitzung des Widerspruchs zwischen Profitmaximierung und Reproduktion der Arbeitskraft die qualitative und quantitative Verfügbarkeit der Arbeitskräfte so beeinträchtigt, dass dies perspektivisch eine deutliche Verschlechterung der Bedingungen der Kapitalverwertung nach sich zieht« (ebd.). Die in Abschnitt 2.2.2 angesprochene Care-Lücke hat also zwei Seiten: Die beteiligten Akteur_innen geraten in Existenznöte, weil sie ihre Care-Bedürfnisse nicht mehr angemessen realisieren können. Gleichzeitig kommt es zu einer Krise der Kapitalverwertung, weil nicht mehr hinreichend motivierte, gesunde und ausgebildete Arbeitskräfte zur Verfügung stehen.³¹

Soziale Reproduktion als notwendige Bedingung von Warenproduktion

Ein zentraler Zusammenhang wurde bis hierhin in meiner Darstellung ausgeklammert: Die Quelle der Arbeitskraft. Bevor Menschen überhaupt in der Lage sind, ihre Arbeitskraft zu Märkte zu tragen, müssen sie geboren, aufgezogen und ausgebildet werden. Und auch danach brauchen sie täglich Nah-

31 Das steht nur auf den ersten Blick im Widerspruch zur Tatsache, dass im Zuge der Überakkumulationskrise immer weniger Arbeitskräfte benötigt werden. Da Rationalisierungsmaßnahmen vor allem unqualifizierte Beschäftigte freisetzen (Ludwig-Mayerhofer 2013: 298), liegt trotz strukturell bedingter Erwerbslosigkeit gleichzeitig ein Fachkräftemangel vor, der seinerseits die Krisendynamik verschärft.

rung, Zuspruch und vieles mehr – kurzum: Sie müssen umsorgt werden, um weiterhin der Verwertung zur Verfügung zu stehen. Der Löwenanteil dieser Tätigkeiten findet – wie schon in Abschnitt 2.2.2 dargelegt – unbezahlt im Rahmen von Intimbeziehungen statt und wird von Frauen erbracht. Der Prozess der sozialen Reproduktion umfasst nicht nur die Wiederherstellung der an die arbeitenden Personen gebundenen Ware Arbeitskraft mittels Bereitstellung von Nahrung, Auswahl und Pflege angemessener Kleidung, Beratung sowie anderer jeweils konkret berufs- und klassenspezifischer Hilfeleistungen, sondern auch die Herstellung neuer Generationen von Arbeitskräften (Marx/Engels 1978 [1845]: 28f.) und das, was Louis Althusser (2010 [1970]) Reproduktion der Produktionsverhältnisse nennt: die ständige Herstellung der Bedingungen der Produktion. Dazu gehört die Unterwerfung unter basale Ideologeme wie Anstand, Moral und staatsbürgerliche Bildung sowie die Vermittlung der »Regeln der durch die Klassengesellschaft etablierten Ordnung« (ebd.: 43).

Im Prozess der fortgesetzten Eingliederung weiterer Lebensbereiche in die Funktionslogik des Kapitals werden vormals unbezahlte reproduktive Tätigkeiten³² als Dienstleistung realisiert und damit kommodifiziert. Die Ausweitung warenförmiger Care mittels reproduktiver Dienstleistungen kann als anhaltende ursprüngliche Akkumulation im Sinne des Systemimperativs der ständigen Ausweitung des Kapitalismus verstanden werden (Dück/Schütt 2014: 5). Dies mag für Einzelkapitale im Bereich der reproduktiven Dienstleistungen profitabel sein. Die Inanspruchnahme warenförmiger Care erhöht allerdings in der Regel die Reproduktionskosten,³³ sodass die Löhne steigen müssen und der Profit sinkt. Die Freistellung eines Teils des Arbeitskräftereservoirs, wie es zur Zeit der Hausfrauenehe üblich war, erhöht ebenfalls die Reproduktionskosten, weil der Lohn des Arbeiters die Versorgung seiner Ehegattin abdecken muss. Die höchsten Profite sind demnach zu erzielen,

32 Ich umgehe hier den geläufigen Begriff Reproduktionsarbeit, weil er nicht in den begrifflichen Rahmen der Wertkritik passt. Ein Gutteil feministischer Auseinandersetzung mit der marxischen Werttheorie fragte, ob die Reproduktionsarbeit Wert schaffe (Dück/Schütt 2014: 5). Das tut sie, allerdings nur indirekt (Plonz 2011: 369), indem sie die Arbeitskraft herstellt, die wiederum Wert produziert. Insofern ist Reproduktionsarbeit keine Arbeit im wertkritischen Sinne, obwohl sie notwendige Bedingung für die Verwertung ist und verschiedenen anderen Arbeitsdefinitionen entspricht, weil sie etwa zielbestimmt und mühevoll geschieht, etwas produziert (nämlich Arbeitskraft) und unter kapitalistischen Bedingungen notwendig ist (vgl. Krebs 2002: 23ff. zu verschiedenen Arbeitsbegriffen). Aus diesem Grund ist in der Wertkritik nicht von Reproduktionsarbeit, sondern von der Reproduktion der Arbeitskraft beziehungsweise von Reproduktionspraxen die Rede.

33 Ein Sonderfall liegt vor, wenn hochwertige unbezahlte Reproduktionspraxen durch qualitativ schlechtere kommodifizierte Angebote ersetzt werden, wie Heidi Hartmann (2013: 22) am Beispiel preiswerter Fastfoodketten und der Ernährung armer Bevölkerungsteile in den USA illustriert.

wenn die Arbeitskraft unentlohnt nach und neben der Lohnarbeit reproduziert wird (Winker 2018).

Wie genau die Reproduktion der Ware Arbeitskraft geschieht, wird nicht nur von den widerstreitenden Systemimperativen – Profitmaximierung der Einzelunternehmen und Ausweitung warenförmiger Strukturen – beeinflusst. Die »Wertbestimmung der Arbeitskraft« enthält darüber hinaus »ein historisches und moralisches Element« (Marx 1962 [1890]: 185). Zur Aufrechterhaltung der Gesellschaftsstruktur muss das üblicherweise Geltende über symbolische Repräsentationen – Diskurse, Normen, Moralvorstellungen – gerechtfertigt werden. Das historische und moralische Element der Reproduktion der Arbeitskraft ist umkämpft; auf der Ebene der Repräsentation wird ausgehandelt, welches Reproduktionsniveau sowohl allgemein gesellschaftlich als auch für partikuläre Tätigkeiten oder Branchen angemessen ist (Althusser 2010 [1970]: 41). So geht etwa der in Deutschland seit den 1920er-Jahren zumindest für (gewerkschaftlich) gut organisierte und privilegierte abhängig Beschäftigte realisierte Familienlohn (Duden 2009: 22; Gottschall/Schröder 2013: 164) auf soziale Auseinandersetzungen zurück. Er resultierte aus einem historischen Kompromiss zwischen männlich dominierter Arbeiterbewegung und patriarchal-konservativen Sozialreformern (Cooper 2015: 50ff., vgl. auch Hausen 1974: 382f.). Der 1844 in England verabschiedete *Factory Act* nimmt Frauen die Vertragsfreiheit und schließt sie von der Lohnarbeit aus, was Melinda Cooper (2015: 50ff.) als Materialisierung von Kämpfen, mit anderen Worten: als strukturelle Verfestigung hegemonialer Repräsentationen, versteht. Die hierarchische Trennung von Produktion und Reproduktion hat sich also auch in Strukturen niedergeschlagen.

Adelheid Biesecker und Sabine Hofmeister (2010) kritisieren den Ansatz, das empirische und historische Verhältnis von Produktion und Reproduktion zu analysieren, da die Trennung zwischen produktiven und reproduktiven Tätigkeiten eine theoretische sei, die nur »durch die paradoxe Struktur moderner Ökonomie« (ebd.: 52) real werde und nicht theoretisch verdoppelt werden sollte. Gleichwohl wurden Warenproduktion und Reproduktion der Arbeitskraft nicht nur theoretisch, sondern vor allem historisch-konkret auseinandergerissen, weshalb die gegenseitig aufeinander verwiesenen Sphären auch nur historisch-konkret wieder zusammengefügt werden können. Sie analytisch als eins zu betrachten genügt nicht. Dieses Zusammenfügen, das Überwinden einer für die gegenwärtige Gesellschaft zentralen Spaltung, wäre eine revolutionäre Veränderung.

Die Kritik dieser Spaltung stand im Zentrum der Hausarbeitsdebatte der 1970er-Jahre. Sie adressierte eine geschlechterblinde Soziologie, der ein Gespür für die gesellschaftliche Bedeutung von Hausarbeit fehlte (König 2012: 41). Weil Anerkennung im Kapitalismus über Entlohnung kommuniziert wird, stellt die Nichtbezahlung von Hausarbeit eine Missachtung dar

(ebd.: 43). Hausarbeit aufzuwerten, indem ihre ökonomische Bedeutung anerkannt und demzufolge entlohnt wird, war ursprünglich strategisch motiviert. Als realpolitisches Programm sieht sich die Forderung mit zwei Problemen konfrontiert: zum einen mit der schon in Abschnitt 2.2.2 besprochenen Befreiung vom Spülbecken im Zuge einer Unterwerfung unter die Lohnarbeit (Dalla Costa 2014 [1973]: 13). Zum anderen eignen sich bestimmte Tätigkeiten aus ihrer Logik heraus schlecht für die Warenform. Insbesondere Care kann in der durch den kapitalistischen Rahmen bestimmten Funktionalität nicht aufgehen, weil die Orientierung an Effizienz ihren zentralen Inhalt – Zuwendung – infrage stellt (Jochimsen 2010; Senghaas-Knobloch 2013: 210).

Die hier vorgebrachte Argumentation zielt daher nicht darauf, alle Reproduktionspraxen begrifflich als Arbeit zu fassen, um sie auf diesem Weg gesellschaftlich aufzuwerten. Stattdessen wird die strukturelle Trennung von Produktion und Reproduktion inklusive der in ihr manifestierten Hierarchie zwischen beiden Bereichen kritisiert. Ich werde nun weiter auf den Widerspruch zwischen sorgenden Praxen und der funktional bestimmten Herstellung der Arbeitskraft eingehen.

Der Unterschied zwischen Care und Reproduktion der Arbeitskraft

Bisher wurde der Wert der Arbeitskraft als Wert der Waren bestimmt, die zu ihrer Reproduktion erforderlich sind. Das Besondere an der Ware Arbeitskraft ist, dass sie mehr Wert hervorzubringen vermag, als zu ihrer Erzeugung nötig ist. Reproduktionspraxen wurden als jene Tätigkeiten definiert, welche die Ware Arbeitskraft herstellen. Gleichwohl geht die Sorge für einen lebendigen Menschen nicht in seiner möglichst effektiven Zurichtung für die Arbeit auf. Um nicht alle sorgenden Tätigkeiten von vornherein auf ihre reproduktive Funktion im kapitalistischen System zu reduzieren, bezeichne ich als Care Tätigkeiten, die »seien sie bezahlt oder nicht, primär direkt auf das Wohlergehen von Menschen ausgerichtet sind« (Madörin 2009: 9) und mit einer zugewandten Haltung einhergehen (vgl. Abschnitt 2.2.3). Da die Reproduktion der Arbeitskraft ja gerade nicht das menschliche Wohlergehen, sondern die Fähigkeit, Waren zu produzieren anvisiert, sind Care und Reproduktion der Arbeitskraft nicht deckungsgleich. Care kann unter Umständen gerade nicht darauf zielen, blindlings Arbeitskraft wiederherzustellen, sondern versuchen, Zeit für Muße einzuräumen (Winker 2015: 144). Sicherlich lässt sich jeglicher Müßiggang im Sinne einer Work-Life-Balance so umdeuten, dass eine zeitweise Schonung die dauerhafte Verwertung von Arbeitskraft sicherstellt. Das würde aber weder den Beweggründen der Akteur_innen noch der ökonomischen Bedeutung von Care-Praxen gerecht, die den Umfang von Arbeit zu verringern suchen. So formulieren Ratgeber wie *Lieber krankfeiern als gesund schuften* (Mende 1984; vgl. auch Anonymus

2001) explizit das Ziel, individuelles Wohlergehen über die Verringerung der Arbeitszeit herzustellen (vgl. auch die Beiträge der ›Glücklichen Arbeitslosen‹ in Paoli 2002). Die Autor_innen dieser Publikationen sorgen sich selbstverständlich um das Wohlergehen ihrer Mitmenschen, obwohl sie Praxen vorschlagen, die die Wiederherstellung der Ware Arbeitskraft sabotieren sollen. Demgegenüber erweisen sich Reproduktionspraxen, die ausschließlich die Arbeitskraft möglichst effektiv restituieren wollen, als wenig sorgsam. Wenn etwa der Manager eines transnationalen Konzerns bedauert, für familiäre Abläufe stehe kein Prozessdiagramm zur Verfügung (Connell 2010: 15), steht das im Widerspruch zur menschenbezogenen Qualität von Care.

Wie lassen sich also Care und Reproduktion der Arbeitskraft unterscheiden? Das Ziel der Reproduktion der Arbeitskraft ist funktional bestimmt. Darin ist eine Gleichgültigkeit gegenüber der Qualität der mit ihr verbundenen Tätigkeiten angelegt. Sie steht in Konflikt mit der »Fürsorgetationalität« (Waerness 2000) von Care: Zweck von Reproduktionspraxen mögen vom Standpunkt des Arbeitsmarkts leistungsfähige Arbeitskräfte, vom Standpunkt des Staates Staatsbürger_innen mit oder ohne Uniform sein. Bei der Interaktion zwischen *care giver* und *care receiver* steht eine Subjekt-Subjekt-Beziehung im Mittelpunkt. Care zielt auf menschliches Wohlergehen und beruht auf einer zugewandten Haltung, die eine Beziehungsweise konstituiert, welche nicht der Logik des Äquivalententauschs folgt (Senghaas-Knobloch 2008: 228). Die funktional bestimmte Reproduktion der Arbeitskraft steht in einem Spannungsverhältnis zur unmittelbaren Bedürfnisorientierung, die das Besondere an Care ist (Dück/Schütt 2014: 6). Wo Care als Lohnarbeit verrichtet wird, müssen die Beschäftigten das Wohlergehen der Empfänger_innen oftmals gegen die funktionale Bestimmung durchsetzen (Brückner 2011b: 114; Nowak 2011: 384; Müller 2014: 44ff.). Aber das gilt nicht nur für warenförmige Care. Auch im familiären Bereich nimmt die Bedeutung einer ökonomischen Logik zu und sorgt für Entgrenzungserfahrungen, die von allen Beteiligten moderiert werden müssen (Hochschild 2004; Jürgens/Voß 2007; Schier/Jurczyk 2007). Care ist also nicht nur als Reproduktion der Arbeitskraft Voraussetzung der Warenproduktion, sondern steht gleichzeitig im Widerspruch zu ihr, weil sie nicht auf Systemimperative, sondern auf menschliches Wohlergehen aus ist, dem unter kapitalistischen Rahmenbedingungen nur eine nachrangige Bedeutung zukommt. Um nicht den Schluss nahezulegen, im Bereich von Care läge automatisch ein emanzipatorischer Gegenentwurf zur Warengesellschaft, sei daran erinnert, dass der Widerspruch ein immanenter ist. Sowohl die Zuständigkeit für Care als auch die meisten Care-Praxen sind durch geschlechtsspezifische symbolische Repräsentationen geprägt (vgl. Abschnitt 2.2.2). Außerdem konstituiert die Sphäre der Reproduktion über den wechselseitigen Verweisungszusammenhang der beiden Sphären die Warenwelt mit (Hochschild 2004: 50ff.). Care und Reproduktion der Arbeitskraft lassen sich aber trotzdem analytisch un-

terscheiden. Erstere bezweckt das Wohlergehen konkreter Menschen, letztere will ihre gesellschaftliche Funktionalität als Träger_innen der Ware Arbeitskraft sicherstellen. In der Alltagspraxis tritt in der Regel beides gleichzeitig auf. Ein theoretischer Zugang, der sorgende Praxis auf ihren Funktionsaspekt reduziert, schneidet das Inkommensurable ab. Bezieht man sich begrifflich allein auf den direkt bedürfnisbezogenen Aspekt, übersieht man hingegen die funktionale Bedeutung. Daher unterscheide ich analytisch Care und Reproduktion der Arbeitskraft, wohlwissend, dass in der Alltagspraxis meist beides gleichzeitig geschieht.

Bis hierhin habe ich vor allem ausgehend von der Strukturebene argumentiert. Im folgenden betrachte ich die gesellschaftliche Bedeutung von Intimbeziehungen stärker von der Seite der symbolischen Repräsentationen, ohne dabei aus dem Blick zu verlieren, dass sich auch hier Institutionalisierungen ergeben, die als Struktur begriffen werden können.

3.2.2 *Das Verhältnis von symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen im Feld der Intimbeziehungen*

Im Folgenden konkretisiere ich gegenstandsbezogen das schon in Abschnitt 3.1.2 diskutierte Verhältnis zwischen sozialen Strukturen, symbolischen Repräsentationen und Identitätskonstruktionen im Feld von Intimbeziehung. Der damit umrissene theoretische Zugang zur gesellschaftlichen Bedeutung von Intimbeziehungen erlaubt es im weiteren Verlauf, die Analyse konsensual-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke stärker in ihren gesamtgesellschaftlichen Kontext einzubetten. Die angeführten Beispiele verdeutlichen die theoretischen Darlegungen.

Im ersten Abschnitt gehe ich von der Frage aus, wieso ungleiche Geschlechterverhältnisse nach wie vor so bedeutsam sind, obwohl ihre institutionelle Verankerung im Ehe-, Sozial- und Arbeitsrecht schwächer wird. Als Erklärung ziehe ich habitustheoretische Überlegungen heran und zeige an Beispielen der Paarbildung, dass inkorporierte symbolische Repräsentationen sehr wirksam soziale Verhältnisse stabilisieren können. Das geschieht auch dann, wenn sozialer Wandel auf der Strukturebene formell mehr soziale Mobilität erlaubt.

Weiter untersuche ich in darauffolgenden Abschnitt, wie im Feld der Intimbeziehungen die zentrale Institution Ehe Handlungsmöglichkeiten als sozial erwünscht rahmt und auf diese Weise zur Reproduktion von heteronormativen, klassistischen und nationalistischen symbolischen Repräsentationen beiträgt. Hier geht es also um die Wechselwirkungen von Struktur- und Repräsentationsebene.

Anschließend gehe ich der Entstehung der »Subjektivierungsfolie« (Waldschmidt et al. 2009: 274) *autonomes Subjekt* nach, in der Erfahrungen

weißer besitzender Männer verallgemeinert werden. Vor allem ihnen wird nahelegt, sich als von ihrer Leiblichkeit geschiedene rationale Akteure zu begreifen, die als Ergänzung auf weibliches Reproduktionsvermögen zurückgreifen können. Die wechselseitig aufeinander verwiesenen symbolisch-kulturell definierten Schablonen für gelingende Subjektivierung stabilisieren und legitimieren die strukturelle Trennung von Produktion und Reproduktion, was ich unter Rückgriff auf Bourdieu als Inkorporation (2005: 43) der kapitalistischen Gesellschaftsstruktur deute – im Sinne des Intersektionalen Mehrebenenansatzes also als Reproduktion struktureller Herrschaftsverhältnisse im Subjekt über den Umweg symbolischer Repräsentationen.

Weil die Darstellung der gegenseitigen Stabilisierung der drei Ebenen – Identitätskonstruktionen, symbolische Repräsentationen und Gesellschaftsstrukturen – oftmals monolithisch geschlossen anmutet, erörtere ich im letzten Abschnitt Möglichkeiten sozialen Wandels: Ebenfalls am Beispiel der Ehe untersuche ich, wie erfolgreiche Kämpfe zu einer rechtlichen Anerkennung neuer Familienformen geführt haben, wenngleich ihr klassistischer und nationalistischer Charakter unberührt geblieben ist.

Die (Re)Produktion von Geschlechter- und Klassenverhältnissen in heterosexuellen Partnerschaften

Ich habe in Abschnitt 2.2.2 argumentiert, in Bezug auf Geschlechterverhältnisse liege derzeit ein merkwürdiges Nebeneinander von Flexibilisierung und Persistenz vor. Flexibilisierung meint: Geschlechtsspezifische Aufgabenteilung gilt nicht mehr als selbstverständlich, sondern muss zunehmend begründet werden. Die Persistenz zeigt sich in der nach wie vor bestehenden geschlechtersegregierten gesellschaftlichen Aufgabenteilung. Diese Persistenz kann durch die stabilisierende Wirkung symbolischer Repräsentationen erklärt werden. Am Gegenstand von Ehe und Paarbildung lässt sich zeigen, wie Geschlechter- und Klassenverhältnisse auch dann reproduziert werden, wenn der Grad ihrer Institutionalisierung abnimmt.

Männer und Frauen sind in der Ehe seit 1976 gleichgestellt (Tjaden-Steinhauer 2005: 189), seit dem 1. Oktober 2017 können zudem gleichgeschlechtliche Paare ein Eheverhältnis eingehen. Der Gesetzgeber erwartet seit den 2000er-Jahren von allen erwerbsfähigen Erwachsenen, einer Erwerbsarbeit nachzugehen (Winker 2007: 37). Obwohl Arbeitsmarkt und soziale Sicherungssysteme die Vollberufstätigkeit aller Erwerbsfähigen nahelegen, ist das Familienernährermodell ideologisch weiter wirkmächtig (Lutz 2010: 29), ebenso wie die meisten heterosexuellen Paare Geschlechterverhältnisse trotz veränderter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen relativ ungebrochen reproduzieren (vgl. Abschnitt 2.3). Die folgenden Beispiele sollen zeigen, wie die Orientierung an hegemonialen Normen und Deutungsmustern gesell-

schaftliche Herrschaftsverhältnisse in der Beziehungspraxis aufrechterhält und symbolische Repräsentationen, also soziale Strukturen, stabilisiert.

Als anschauliches Beispiel lässt sich die Paarbildung entlang der Körpergröße anführen. Obwohl es einen großen Bereich der Übereinstimmung von Körpergrößen gibt, bilden sich heterosexuelle Partnerschaften in der Regel zwischen größeren Männern und kleineren Frauen (West/Zimmerman 1991: 25; Kotthoff 2001: 167; Burkart 2018: 242). Diese Relevanz der Körpergrößenunterschiede bietet den Beteiligten in Paarbeziehungen die Möglichkeit, sich als Männer und Frauen zu erfahren, indem sie ihre Geschlechtlichkeit über die Abgrenzungsfolie der anderen Person konstruieren (Hirschauer 2013: 41ff.). Geltende Attraktivitätsnormen verstärken diese Differenzkonstruktion: Sie legen in Einkommen, Körpergröße, Alter, Ausbildung und anderen Eigenschaften überlegenen Männern nahe, sich mit diesbezüglich unterlegenen Frauen zusammenzutun. Diese Mechanismen lassen sich mit Bourdieu als gesellschaftliche Konstruktion der Körper (Bourdieu 2005: 17ff.) verstehen: Auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen angesiedelte Ungleichheitsvorstellungen werden als Muster der Paarbildung herangezogen und zugleich reproduziert. Stefan Hirschauer bezeichnet das geschlechtsungleiche Paar daher als »Perpetuum mobile der Geschlechterunterscheidung« (2013: 44). Heteronormative Geschlechter- und Körperverhältnisse werden also als »Muster für die Strukturierung sozialer Beziehungen« (Giddens 1997: 68) mittels geltender Normen wirkmächtig. Körperlich große Männer und körperlich kleine Frauen haben bei der Suche nach Partner_innen mehr Erfolg, weil Attraktivitätsnormen ihre Chancen verbessern. Die Norm des Größenunterschieds bringt bei der Paarbildung gesellschaftsweit erkennbare soziale Muster hervor – ohne dass eine institutionalisierte oder verrechtlichte diesbezügliche Regelung auf der Ebene der Struktur existiert.

Klassenverhältnisse reproduzieren sich in Intimbeziehungen, weil in der Regel die Angehörigen ähnlicher Milieus Partnerschaften eingehen. Die Zugehörigkeit zu einer ökonomischen Klasse wird nicht nur über das Erbe, sondern auch über klassenspezifische kulturelle Formen in der Familie weitergegeben. Eva Illouz (2003) zeigt, wie sich das Verhältnis institutionalisierter (also struktureller) und symbolisch-kultureller Grenzziehungen bei der Anbahnung von Partnerschaften in der Zwischenkriegszeit in den USA verschoben hat: Vor den soziokulturellen Umbrüchen des *new deal* wurden nicht standesgemäße Heiraten auf der Strukturebene eingeschränkt. Die Werbung in der Oberklasse war über die institutionalisierte Form des Vorsprechens in der Herkunftsfamilie der Braut reguliert, wodurch Bewerber niedrigerer Stände von vornherein strukturell ausgeschlossen waren. In den 1930er-Jahren setzt sich eine neue Form der Brautwerbung durch: Kino, Vergnügungspark und Ausfahrten mit dem Auto spielen nun eine wichtige Rolle. Die soziale Mobilität bei der Partnerwahl nimmt zu und die Arten der Part-

nerschaftsanbahnung von Unter- und Oberschicht kumulieren (wie Eva Illouz auch weitergehend für die spätere Zeit feststellt) in Mittelklasseritualen. Während die Durchlässigkeit sozialstruktureller Grenzen zunimmt, betonen die Oberklassen habituelle Abgrenzungen, die nicht standesgemäße Heiraten auf einer symbolisch-kulturellen Ebene verhindern (ebd.: 61ff.). Natürlich ist denkbar, dass die habituelle Abgrenzung auch vorher schon erfolgte, jedoch nicht allein wirkmächtig wurde, weil die strukturelle Grenze unerwünschten Kontakt verhinderte.

Für die Untersuchung von Körper-, Geschlechter- und Klassenverhältnissen ist die Norm der Schönheit relevant. Mit dem Einsetzen der Liebesehe im 19. Jahrhundert avancierte Schönheit zu einer Ressource, die Frauen sozialen Aufstieg ermöglichte (Penz 2010: 14). Körperkapital (vgl. Fußnote) und kulturelles Kapital lassen sich so gegen das ökonomische Kapital des versorgenden Gatten in die Waagschale der Ehe werfen. Allerdings konnten zunächst nur bürgerliche Frauen Zeit und Geld für entsprechende Körperpraxen aufbringen. Für proletarische Frauen wurde Schönheit erst in den 1950er-Jahren relevant (Penz 2010: 14). Auch hier zeigt sich: Ganz ohne rechtliche oder institutionelle Fixierung reproduzierten Schönheitsnormen ein gesellschaftsweit geltendes soziales Muster (Frauen müssen ihre Schönheit erhalten, Männer ihren Status). Auf Körperverhältnisse bezogen senken Schönheitsnormen in Partnerschaften die Chancen der ihnen nicht entsprechenden Menschen auf eine soziale Beziehung wie auch für sozialen Aufstieg.

Die Beispiele illustrieren die Stabilisierung sozialer Strukturen durch symbolische Repräsentationen im Feld der Intimbeziehungen. Symbolisch-kulturell definierte Regeln angemessener Partnerschaft reproduzieren unter anderem über den inkorporierten, geschlechts- und klassenspezifisch strukturierten Habitus die heteronormativ und kapitalistisch strukturierte Gesellschaft. Mit anderen Worten: Werte, Normen und Stereotype werden nicht nur befolgt, weil die Abweichung mittels kodifizierter Sanktionen bedroht ist, sondern auch, weil sie sich über den Habitus in die Subjekte einschreiben. Soziale Strukturen (Herrschaftsverhältnisse) können also wirken, ohne notwendigerweise verrechtlicht oder institutionalisiert zu sein. Im empirischen Teil der Studie (Kapitel 5) zeige ich konkrete Wechselwirkungen im Feld, während ich im Folgenden darlege, wie nicht nur Repräsentationen Strukturen, sondern umgekehrt auch soziale Strukturen symbolische Repräsentationen reproduzieren.

Institutionalisierung als strukturelle Verfestigung von Repräsentationen

Die wichtigste Institution im Metier der Intimbeziehungen ist die Ehe. Constanze Ohms (2000: 30f.) zählt 318 ehebezogene Rechtsvorschriften im Bürgerlichen Gesetzbuch. Mit der Ehe institutionalisieren Kirche und Staat

eine Beziehung zu einer sozial anerkannten Tatsache, mit der verschiedene rechtliche Vorteile verbunden sind (Bethmann 2013: 12). Die Ehe ist nach wie vor relativ weit verbreitet, 2016 lebten 51,4 Prozent der erwachsenen Bevölkerung verheiratet zusammen (Statistisches Bundesamt 2017b: 57). Für Menschen, die in Wohngemeinschaften, Freundschaftsnetzwerken oder eben konsensuell-nichtmonogamen Beziehungen leben, gibt es keine vergleichbar konfektionierte rechtliche Regelung (Schenk 2000: 133).

Eine merkwürdige Gleichzeitigkeit von Gleichheit und Differenz kennzeichnet das Binnenverhältnis der Ehe. Zwar geht die heute übliche Norm der freien Wahl der Partner_innen (auch in ihrer rechtlich fixierten Form) von der abstrakten Gleichheit der Ehegatt_innen aus. Ähnlich wie ein (Kauf)Vertrag gründet die Ehe auf der Willenserklärung zweier Personen, hier: dem sogenannten Jawort. Entsprechend definierte schon Kant die Ehe als »Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften« (Kant 2007b [1797]: 227). In der Ehe selbst herrscht aber meist reale Ungleichheit. Entsprechend wurde sie von der zweiten Frauenbewegung als »Eckstein des patriarchalen Privilegs« (Jackson/Scott 2002, zit. nach Aguilar 2013: 108, eigene Übersetzung) kritisiert. Mutterschaft und Ehe würden als Erfüllung des weiblichen Lebens mythisiert, Frauen ein weniger prestigeträchtiger Bereich zugewiesen und allenfalls ein Zuverdienst erlaubt (van den Boogaart 1994: 32). Die Ehe drängt Männer in die Erwerbsarbeit und verweist Frauen auf einen Platz in der Reproduktionssphäre. Das geschieht nicht nur auf der symbolisch-kulturellen, sondern auch auf der gesellschaftsstrukturellen Ebene mittels Gesetzen. So folgte etwa das Unterhaltsrecht bis 2008 dem Imperativ, das Familienernährermodell ökonomisch abzusichern, indem es aus dem Verzicht auf eine eigene Erwerbsbiografie einen in der Regel dauerhaften Rechtsanspruch auf finanziellen Ausgleich nach einer Scheidung ableitete (Bredtmann/Vonnahme 2017: 7).

In den letzten Jahren haben auf rechtlicher Ebene einige Verschiebungen stattgefunden. Nach dem neuen Unterhaltsrecht stiften die Zeit der Ehe und die dort erbrachten Leistungen sowie der Verzicht auf eigene Berufstätigkeit keinen Anspruch auf Unterhalt nach der Scheidung. Nunmehr besteht nur ein Unterhaltsrecht für die Mütter, die ein- bis dreijährige Kinder zu versorgen haben (Duden 2009: 17). Die gemeinsame steuerrechtliche Veranschlagung des ehelichen Bündnisses – das sogenannte Ehegattensplitting – stützt aber nach wie vor die innerpartnerschaftliche Aufgabenteilung, indem sie das finanzielle Mitversorgen einer nicht erwerbstätigen Person begünstigt und derart Abhängigkeitsstrukturen verursacht oder stärkt (Ohms 2000: 32). Auch bei Schenkungen und Erbschaften berücksichtigt der Staat die gegenseitige finanzielle Verantwortungsübernahme verheirateter Paare (Gebauer-Jipp 2000: 130). Die steuer-, sozial- und erbrechtlichen Regelungen fördern allerdings vor allem Beziehungen besitzender Bevölkerungsgruppen: Steuerliche

Kinderfreibeträge nützen ebenso wie das einkommensabhängige Elterngeld und das Erbrecht vor allem Besserverdienenden. Die Ehe ist also auch eine biopolitische Institution (Foucault 1977: 161ff.; Lemke 1997: 74), mit deren Hilfe das Leben der Einzelnen einem staatlichen Plan der Bevölkerungsentwicklung unterworfen werden kann. Doch ist die soziale Bedeutung der Ehe durch den strategischen Imperativ »leben zu *machen*« (Foucault 1977: 165) nicht bis ins letzte determiniert, die Institution ist keine statische Materialisierung eines Herrschaftsinteresses. Gleichwohl hat ihre rechtliche Kodifizierung einen Klassencharakter, denn wer wenig zu vererben oder zu versteuern hat, profitiert kaum von den entsprechenden Regelungen.

Augenfällig wird der normierende Charakter der Ehe auch im Staatsangehörigkeitsrecht. Sie gewährt in der Regel nach drei Jahren die Möglichkeit, ein eigenständiges dauerhaftes Bleiberecht zu beantragen (Institut XY: 61). Für Menschen ohne Aufenthaltstitel ist sie ein Instrument, den eigenen Status in Deutschland zu legalisieren. Allerdings geht der freiwillige Charakter der Ehe verloren, wenn ein Paar sich aufgrund des Aufenthaltsrechts gezwungen sieht zu heiraten. Weiterhin ist die Eheschließung angesichts einer restriktiven Migrationspolitik mit mannigfachen Hürden versehen. Vielen Geflüchteten gelingt es nicht, die Unterlagen zu beschaffen, die für eine Eheschließung nötig sind, Menschen mit undokumentiertem Aufenthaltsstatus steht sie gar nicht offen. Die Ehe erlaubt also die Einbindung ins nationale Kollektiv für Heiratswillige, nützt aber gerade den am meisten Schutzbedürftigen wenig. Auch dies ist Zeichen ihrer biopolitischen Eigenschaft.

Die Ehe als Institution (also als soziale Struktur) wirkt stabilisierend auf hegemoniale symbolische Repräsentationen, indem sie einen legalen Rahmen für gesellschaftlich positiv bewertete Formen von Gesellung und Subjektivierung zur Verfügung stellt. Es handelt sich bei ihr um eine normierende Instanz, die zudem die rechtliche und soziale Anerkennung von Partnerschaften realisiert. Für die Beteiligten bedeutet sie mehr Sicherheit und Verbindlichkeit. Sie bietet staatliche Unterstützung sowie die rituelle Bekräftigung der sozialen Verhältnisse. Dass sie auch geschlechtsspezifische Identitätskonstruktionen fördert, zeigt die Formel: »Damit seid Ihr Mann und Frau.«

Im nächsten Abschnitt widme ich mich dem Zusammenhang von heteronormativ geprägten Identitätskonstruktionen und der strukturellen Trennung von Produktion und Reproduktion.

Geschlechtsspezifische symbolische Repräsentationen als Manifestation einer strukturellen Trennung

Ich habe in Abschnitt 2.2.3 bereits dargestellt, wie sich im Zuge der Aufklärung die handlungsleitende Vorstellung eines autonomen Subjekts herausbildet, dass im Kern als rational, unabhängig und unverletzlich gedacht wird. Als konstitutives Außen entsteht zur selben Zeit die Idee einer untergeordne-

ten weiblichen Subjektivität als emotionale und sorgsame Ergänzung zum autonomen Subjekt. Ich zeige nun, dass diese beiden aufeinander bezogenen Subjektivierungsfolien und die dazugehörigen Moralvorstellungen mit den Grundlagen der kapitalistischen Gesellschaft korrespondieren, vor allem mit der in Abschnitt 2.2.2 beschriebenen strukturellen Trennung von Produktion und Reproduktion. Damit expliziere ich den implizit kapitalismuskritischen Gehalt der Care-Ethik: die Kritik an der In-Wert-Setzung von Subjektivität.

Ganz offensichtlich existieren neben dem sich als vereinzelt verstehenden autonomen Subjekt andere Menschen, woraus sich im Alltag die Notwendigkeit ergibt, mit diesen zu interagieren. Die Frage ist, wie dies geschehen kann und soll. Normatives Ideal der Intersubjektivität ist in Immanuel Kants Rechtsphilosophie (2007c [1793]: 87ff.) ein Aushandlungsprozess auf Augenhöhe, in dem alle Beteiligten frei und gleich darin sind, ihre Chancen geltend zu machen; gerecht ist die damit verbundene staatliche Ordnung, wenn nur Talent, Fleiß und Glück über Wohl und Wehe des Einzelnen bestimmen. Gegenüber einer unvermittelten Herrschaft, die sich aus göttlicher Autorität herleitet, wirkt diese Forderung befreiend. Darüber hinaus verdreht die Norm abstrakter Gerechtigkeit auch den strukturellen Zwang, Geld zu erwirtschaften und seine Arbeitskraft zu Markte zu tragen zu etwas Freiheitlichem (Kurz 1999: 34; Adorno/Horkheimer 2003 [1944]: 29): Den Akteur_innen ist es geradezu geboten, ihr Glück zu suchen, im Umkehrschluss sind sie für ihr Scheitern aber auch selbst verantwortlich weil die Verantwortung für ein Bestehen in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft beim Individuum liegt (Hochschild 2004: 47).

Die Subjektivierungsfolie des autonomen Subjekts universalisiert nicht nur die partikulare Sichtweise von Männern, sie korrespondiert auch mit den Grundlagen der warenproduzierenden Gesellschaft. Ökonomie und Rechtsordnung der auf Warenproduktion basierenden kapitalistischen Gesellschaftsstruktur verlangen von den Menschen, ihr Auskommen in allgegenwärtiger Konkurrenz zu sichern. Das Selbstverständnis als vereinzelter Einzelne fungiert dabei als normativer Hintergrund. Ihm zufolge ist es schon in der Natur des Menschen angelegt, was mit dem Kapitalismus die hegemoniale Subjektivierungsweise wird: die Vorstellung, freie und gleiche Einzelindividuen trafen auf dem Markt auf Augenhöhe aufeinander (Adorno 2003a [1951]: 173ff.). Die erkenntnistheoretische Revolution der Aufklärung legt es nahe, die gesellschaftliche Form des von seiner Leiblichkeit geschiedenen, vernünftigen und vereinzelt autonomen Subjekts als außergesellschaftlich und naturhaft zu verstehen (Adorno 2003b [1955]: 56; Bourdieu 2005: 21). Das zementiert die damit verbundenen Annahmen über das Wesen des Menschen an sich und dient als eine »der stärksten ideologischen Befestigungen der modernen Kultur« (Marcuse 1969: 61).

Parallel zum Aufstieg des autonomen Subjekts etabliert sich ein entgegengesetzter Diskurs über weibliche Subjektivität: Mutterschaft wird zum

Schicksal der Frau erklärt, mystifiziert und überhöht (Faulstich 2002: 37f.). Die weibliche Verantwortung für die Reproduktion neuer Generationen (und die Reproduktion der Arbeitskraft) gilt als Erfüllung eines tiefen und innewohnenden Bedürfnisses, die (Mutter)Liebe als Natur der Frau (ebd.). Diese Annahmen spiegeln sich in der familiären Aufgabenteilung (Barrett 1990: 68; Chodorow 1994). Auch wenn gegenwärtig verschiedentlich der Bedeutungsverlust der Geschlechterpolarisierung konstatiert wird (etwa König 2012: 152f.; Bochow 2013: 167), weisen zahlreiche Forschungsergebnisse darauf hin, dass die von mir in ihrer historischen Entstehung umrissenen geschlechtsspezifischen Identitätskonstruktionen zwar einem sozialen Wandel unterliegen, grundsätzlich aber nach wie vor wirkmächtig sind. Zwar haben Frauen auf vielen Ebenen (Vertragsfreiheit, Wahlrecht, Arbeitsrecht, etc.) einen Status als autonome Subjekte erkämpft. Trotzdem wird der Antagonismus von autonomem Subjekt und sorgender Subjektivität nach wie vor in der Sozialisation an konkrete Männer und Frauen vermittelt (vgl. Abschnitt 2.2.2) und trägt dazu bei, soziale Strukturen fortwährend wiederherzustellen.

Der angesprochene kapitalismuskritische Gehalt der Care-Ethik besteht meines Erachtens in der Infragestellung von Normen und Subjektivitäten, die den Kapitalismus erst möglich machen: Er ist auf Produktion und Reproduktion angewiesen. Heteronormative Subjektivierungsfolien – autonomes Subjekt und sorgsame Weiblichkeit – dienen den Akteur_innen, je nachdem, welcher der beiden Sphären sie zugewiesen werden, als Blaupause. Die aufeinander bezogenen Konzepte abstrakter Gerechtigkeit und konventioneller Moral der Güte bieten die passenden handlungsleitenden Normen. Eine Kritik geschlechtsspezifischer Moralvorstellungen und Subjektivitäten ist in diesem Sinne eine Kapitalismuskritik auf den Ebenen der symbolischen Repräsentationen und Identitätskonstruktionen.

Das bis hierhin dargelegte wirkt beängstigend geschlossen. Soziale Strukturen, Identitätskonstruktionen und symbolische Repräsentationen bestärken sich gegenseitig, sozialer Wandel scheint im Feld der Intimbeziehungen kaum möglich. Und tatsächlich zeigt sich gerade an der Verteilung von Care-Praxen zwischen den Geschlechtern eine ungemeine Beharrungskraft (Rerich 2002). Dass der gegenseitige Verweisungszusammenhang der drei Ebenen nicht statisch ist, sondern sich durch soziale Kämpfe auch wandeln kann, verdeutlicht die am 1. Oktober 2017 erfolgte Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare.

Sozialer Wandel auf Struktur- und Repräsentationsebene

Mit der »Aktion Standesamt« hat 1992 der damalige Schwulenverband in Deutschland (SVD, später erweitert um die lesbische Position als LSVD) gegen den Ausschluss von Schwulen und Lesben aus der Ehe protestiert.

Diese Politik wurde von queer-feministischer Seite und aus einem Teil der Schwulen- und Lesbenbewegung harsch kritisiert als Normalitätskonstruktion (Ganz 2007: 59), Identitätspolitik und Heteronormalisierung der Homosexualität (Hark 2000: 35f.) sowie reformistische Abkehr vom Ziel allgemeiner Emanzipation (Bubeck 2000: 8f.). Zudem würde die normalisierende Wirkung die Ausgrenzung anderer – wahlverwandtschaftlicher – Lebensweisen verschärfen (ebd.). Gleichwohl erwies sich die Strategie des LSVD auf lange Sicht als erfolgreich. Im Sommer 2017 erklärte die christdemokratische regierende Bundeskanzlerin auf einer Podiumsdiskussion im Maxim-Gorki-Theater (Berlin) die Frage der homosexuellen Ehe zur Gewissensentscheidung. Diese Haltung erlaubte die Abweichung vom Fraktionszwang in der Abstimmung über die entsprechende Gesetzesänderung im Bundestag. Mit der Verabschiedung des *Gesetzes zur Einführung des Rechts auf Eheschließung für Personen gleichen Geschlechts* am 1. Oktober 2017 ist die heteronormativierende Rolle des Rechtsinstituts Ehe in Deutschland abgeschafft worden. Ihre mono-normative Funktion bleibt bestehen, wobei sich in den 2010er-Jahren in globaler Perspektive eine Offenheit für die eheliche Verbindung von drei oder mehr Personen andeutet: In Kanada wird debattiert, inwiefern die Artikulation einer strategischen polyamoren Identität das Recht auf Eheschließung begründet (Robinson 2013: 21f.), in Brasilien (o.A. 2015) und Kolumbien (dpa 2017) wurden bereits Ehen zwischen drei Personen geschlossen. In Deutschland wird im politischen Diskurs über die rechtliche Anerkennung von mehr als zwei Elternteilen (Dörner/Beck 2016) diskutiert, obwohl der Vorstand der GRÜNEN noch 1994 die Forderung nach Rechten für polygame Lebensgemeinschaften als »abwegig« bezeichnet hatte (Mielchen 2013: 130).

Die Öffnung der Ehe ging von der gezielten Artikulation einer nicht normgerechten symbolischen Repräsentation verheirateter gleichgeschlechtlicher Paare aus. Um dies zu ändern wurden Kämpfe auf der Strukturebene – juristische und parlamentarische Auseinandersetzungen – geführt. Im Ergebnis ist es gelungen, die strukturelle Verfestigung heterosexueller Normvorstellungen in der Ehe zu lockern. Der oben angesprochene klassistische und nationalchauvinistische Charakter der Institution blieb unangetastet, nach wie vor ist die Ehe vor allem eine Option für Menschen mit gesichertem Aufenthaltsstatus und bietet Armen kaum finanzielle Vorteile. Der mono-normative Zweck, also die kontinuierliche Ausgrenzung größerer Lebensgemeinschaften, hat sich zumindest nicht so eindeutig verfestigt, wie von den Kritiker_innen befürchtet. Das spricht umso mehr dafür, Veränderungen der Rechtsordnung konkret daraufhin zu untersuchen, welche Normalisierungen und Ausschlüsse sie produzieren.³⁴

34 Genau das hat in der Debatte um die Öffnung der Ehe Shane Phelan eingefordert, wobei ihr Fazit, die normalisierende Funktion mit einer konsequenten »Entzauberung« (2000: 141f.)

Heterosexuelle Paare greifen soziale Strukturen (Geschlechter-, Klassen- und Körperverhältnisse) vermittels habituell verinnerlichter symbolischer Repräsentationen in Identitätskonstruktionen auf und reproduzieren so Ungleichheit. Die Ehe als strukturelle Materialisierung der Geschlechterverhältnisse erhält heteronormative, mono-normative, klassistische und nationalistische symbolische Repräsentationen aufrecht, wobei der heteronormative Charakter 2017 seine rechtliche Verbindlichkeit verloren hat. Sozialer Wandels im Feld der Intimbeziehungen ist also möglich. Dem eigentlichen Motor sozialer Veränderung – dem menschlichem Handeln – wende ich mich jetzt zu. Ich diskutiere den theoretischen Stellenwert der Praxis und gehe in der Zusammenfassung (Abschnitt 3.3) ausführlicher auf die Implikationen des bis hierher Ausgeführten für die Frage konsensueller Nichtmonogamie ein.

3.2.3 *Handlungstheoretische Grundlegung*

Ich gehe davon aus, dass Menschen mit ihrer Praxis Geschichte unter nicht selbst bestimmten, sondern vorgefundenen Umständen gestalten (Marx 1960 [1852]: 115). Narrative Interviews legen eine Erfassung dieses Zusammenhangs aus ihrer eigenen Logik heraus nahe, da hier der Weltbezug der befragten Menschen im Fokus steht. Ich diskutiere im Folgenden die bisherigen Überlegungen über die Wechselwirkungen von sozialer Struktur, symbolischen Repräsentationen und Identitätskonstruktionen aus der Perspektive der Praxis. So wird theoretisch klarer, was es bedeutet, dass sich Akteur_innen in der Alltagspraxis als identitär geformte Subjekte konstruieren und dabei Bezug auf bestehende symbolische Repräsentationen sowie soziale Strukturen nehmen (vgl. Abschnitt 3.1). Ich stütze mich hierfür auf den Ansatz des *doing difference* (West/Fenstermaker 1995), weil dieser es erlaubt, zu begreifen, wie sich Subjekte in der sozialen Praxis vor dem Hintergrund von symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen selbst positionieren.

Candace West und Don H. Zimmerman haben beschrieben, wie Menschen im alltäglichen Vollzug ihr Geschlecht durch Handeln ausagieren (1991.: 18). In diesem Prozess verschwindet der sozial konstruierte Charakter der Geschlechtlichkeit hinter dem Ergebnis, weil sie als selbstverständlich oder natürlich erscheint (ebd.: 24). *Doing gender* zeigt sich an verschiedenen Aspekten der Gesellschaft, etwa in der Architektur von Toiletten (ebd.: 24), an der Farbe von Kleidung oder beim Bau von Fahrrädern. Der Prozess schreibt sich in Gesellschaftsstrukturen wie die soziale Aufgabenteilung ein (ebd.: 29ff.; Rerrich 2002: 19). *Doing gender* ist immer auch ein machtvoller

der Bedeutung zu kontern, meines Erachtens daran vorbei geht, dass der ideologische Zauber sich in Steuererleichterungen materialisiert, die allein durch einen Akt der Bewusstwerdung nicht an Bedeutung verlieren.

Vorgang zur Verstärkung und Legitimation institutioneller Arrangements, die Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen festschreiben (West/Zimmerman 1991: 32f.).

Die Grundidee des *doing gender* lässt sich als *doing difference* (West/Fenstermaker 1995) auf andere soziale Prozesse übertragen. Michaela Schier und Karin Jurczyk (2007) veranschaulichen etwa unter dem Begriff *doing family* Familie als Herstellungsleistung. *Doing family* (re)produziert klassistische (Barrett/McIntosh 1994: 43), familialistische (Notz 2014) und mono-normative (Pieper/Bauer 2005) symbolische Repräsentationen, Gesellschaftsstrukturen und Identitätskonstruktionen. Diskurse und Normen – emotionale und sexuelle Monogamienormen, der *Mothering*-Diskurs (Chodorow 1994), Gesetze des Sozial-, Ehe- und Familienrechts (Ohms 2000; Schenk 2000), Stadtplanung und Wohnungsbau (Kruppa 2013: 148) – dienen als Referenzen der alltäglichen Selbstpositionierung als identitär konstruiertes Subjekt. Für eine handlungstheoretische Grundlegung ist der beschriebene Ansatz relevant, weil er verdeutlicht, wie die ständige Wiederholung von Alltagspraxen sowohl Identitätskonstruktionen als auch symbolische Repräsentationen vor dem Hintergrund von Gesellschaftsstrukturen (re)produziert und aufgrund der hohen Selbstverständlichkeit dieser Alltagspraxen ihre Herstellungsleistungen unsichtbar macht. *Doing difference* in Paaren ist also eine ständige Feedbackschleife zwischen Identitätskonstruktion (Darstellung und Inkorporation einer intelligiblen Identitätskonstruktion), symbolischer Repräsentation (Herstellung einer kulturellen Ordnung von in der Regel heterosexueller und in Paaren aufeinander bezogener Zweigeschlechtlichkeit) vor dem Hintergrund sozialer Strukturen (strukturelle Arrangements und Institutionen wie die Trennung von Warenproduktion und Reproduktion der Arbeitskraft).³⁵ Feedbackschleife meint in diesem Kontext, dass sich die Phänomene auf den drei Ebenen wechselseitig beeinflussen und in der Regel gegenseitig stabilisieren oder sogar bestärken: Identitätskonstruktionen passen zu entsprechenden Institutionen und Gesellschaftsstrukturen und werden von diesen positiv sanktioniert.

Die Vorstellung einer ständigen Variation der Referenzen mag die Unausweichlichkeit der Reproduktion bestehender Verhältnisse zu stark beto-

35 In ihrer Argumentation zu Klassenverhältnissen gehen Candace West und Sarah Fenstermaker (1995: 26ff.) davon aus, dass im alltäglichen *doing class* die symbolisch-kulturellen Elemente die entscheidenden – weil erkennbaren – sind. Dieser Gewichtung folge ich nicht. Ihr Beispiel, eine Hausangestellte, die beim gemeinsamen Familienausflug zum Strand angehalten wird, Dienstkleidung zu tragen, verweist eher auf eine symbolisch-kulturelle Abgrenzung, die herangezogen wird, sofern die strukturelle nicht greift, wie ich schon in Abschnitt 3.2.2 unter Bezug auf Eva Illouz (2003) betont habe. Der Hausangestellten wird eine klassistische Performanz nahegelegt, um den Ausschluss symbolisch zu markieren und zu reproduzieren, den sie umgeht, indem sie im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit einen Ort aufsucht, der normalerweise der oberen Mittelklasse vorbehalten ist.

nen. Soziale Strukturen und symbolische Repräsentationen rahmen Handlungen, Handlungen reproduzieren diesen Rahmen, das darf aber nicht als geschlossener Kreislauf verstanden werden, sondern als einer, der immer wieder auch kleinere Modifikationen erlaubt (Adamczak 2017: 100). Judith Butler hat darauf hingewiesen, wie eine Praxis der »subversiven Wiederholung« (1991: 216) Verschiebungen in der Geschlechterordnung erreichen kann (ebd.: 217) – nicht ohne später (2017 [1997]) darauf zu insistieren, die diesbezüglichen Potenziale nicht zu überschätzen. Gleichwohl reicht ein oberflächlicher Blick auf die Entwicklungen der letzten 50 Jahre, um die Dynamik in der kulturellen Reproduktion von Geschlechtsidentitäten zu belegen. So hat sich das Bild dessen, was erkennbare Weiblichkeit und Männlichkeit ausmacht, stark gewandelt. Die heteronormative Vorstellung, eine gelingende Geschlechterperformanz sei zwingend mit Heterosexualität verbunden, bröckelt. Die Konstruktion der Transsexualität ist als konstitutives Außen an die Stelle getreten, an der vorher Homosexualität als Abgrenzungsfolie diente (Runte 1998). Letzteres Beispiel zeigt: Die Praxis der (Re)Produktion einer symbolischen Ordnung vermag diese auch zu modifizieren.

Ein Konzept für ein genaueres Verständnis von Veränderungspotenzialen stellt Klaus Holzkamp (1985: 249ff.) mit der Idee der Handlungsfähigkeit zur Verfügung. Das Konzept ist eingebunden in die Kritische Psychologie, die sich die zentrale Aufgabe setzt, »die vielfältigen und widersprüchlichen *Vermittlungen* zwischen gesamtgesellschaftlichem Prozeß und individueller Subjektivität – also auch zwischen gesamtgesellschaftlichen Notwendigkeiten und dem Grad und der Art ihrer subjektiven Erfassung/Verkennung« (Holzkamp 1984: 25) zu untersuchen. Ausgangspunkt ist die anthropologische Annahme, der Drang, Einschränkungen subjektiver Entfaltungsmöglichkeiten durch Handeln zu überwinden liege »in der gesellschaftlichen Natur des Menschen« (Holzkamp 1985: 241). Analytisch unterschieden wird zwischen restriktiver und verallgemeinerter Handlungsfähigkeit. Restriktive Handlungsfähigkeit erlaubt es, sich im Rahmen der gesellschaftlichen Bedingtheit strategisch zu bewegen, ohne die Notwendigkeit und die Möglichkeit zu sehen, diesen Rahmen zu verändern (ebd.: 385). Verallgemeinerte Handlungsfähigkeit liegt vor, wenn Menschen, gegebenenfalls gemeinsam, den strukturellen Rahmen erweitern und infrage stellen (ebd.: 285). Restriktive Handlungsfähigkeit ist kurz- und mittelfristig gedacht subjektiv funktional, weil sie individuelle Vorteile im Rahmen des Bestehenden verspricht (Holzkamp 1984: 31). Sie geht aber in der Regel damit einher, andere Menschen zu kontrollieren oder zu unterdrücken (Holzkamp 1987: 17). Auf Dauer verstetigt das Verharren im Modus restriktiver Handlungsfähigkeit für alle Beteiligten die fehlende Verfügungsgewalt über die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und schadet auf diese Weise den subjektiv erreichbaren Lebensmöglichkeiten. Jede kurzfristige Bewältigungsstrategie schränkt auf lange Sicht »die eigene Basis für die Erweiterung seiner Lebensmöglichkei-

ten« ein (ebd.). Verallgemeinerte Handlungsfähigkeit zielt auf die »Verfügung über die Befriedigungsquellen, d. h. Verfügung über die Bedingungen, von denen meine Lebens- und Entwicklungsmöglichkeit abhängt« (ebd.: 14). Das kann jedoch zu Konflikten mit Herrschaftsinstanzen führen, die ihrerseits danach streben, den gesellschaftlichen Prozess zu gestalten (ebd.: 16). Konflikte mit Herrschaftsinstanzen steigern aber mitunter die Verfügungsgewalt über den gesellschaftlichen Rahmen. In revolutionären Situationen verschiebt sich das Verhältnis von sozialer Rahmung und subjektivem Handeln, eine kollektive Handlungsfähigkeit geht mit größeren und geplanten Veränderungen der Struktur einher (Adamczak 2017: 100). Auch wenn hier nicht nahegelegt werden soll, dass eine solche Situation derzeit erwartbar ist, hilft die Vorstellung von Handlungsfähigkeit, weil sie die Möglichkeit der Subjekte unterstreicht, in der Praxis eigene Identitätskonstruktionen, aber auch symbolische Repräsentationen und Gesellschaftsstrukturen zu verändern. Die Frage ist also: Wie erfahren und modifizieren Subjekte Gesellschaftsstrukturen und symbolische Repräsentationen? So können widerständige Praxen stärker gewürdigt werden als im interaktiven Paradigma des *doing difference*.

Die subjektwissenschaftliche Orientierung hat in meiner Studie besondere Relevanz für die gewählte Methodik, die sich zum einen am Mitforscher_innenprinzip der Kritischen Psychologie orientiert (siehe Abschnitt 4.6), zum anderen die Zwischenergebnisse der Interviewauswertungen daraufhin untersucht, welche Modi der Handlungsfähigkeit – restriktive oder verallgemeinerte – in ihnen vorliegen (Nowak et al. 2012: 24). Insgesamt ergibt sich vor allem eine starke Orientierung an der Frage, inwiefern Menschen, die konsensuell-nichtmonogam leben, in ihrer Praxis Möglichkeitsräume finden, nutzen und erweitern.

3.3 Die gesellschaftliche Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie

Wie kamen die in der Einleitung erwähnten zehn Kommunard_innen auf die Idee, Nichtmonogamie könne eine Revolution in Gang setzen? Sie haben geahnt, dass Intimbeziehungen der gesellschaftliche Ort sind, an dem das Verhältnis von Produktion und Reproduktion alltäglich verhandelt wird. Hier werden neue, arbeitswillige und vergeschlechtlichte Subjektivierungsweisen eingeprägt, hier werden symbolische Repräsentationen über angemessenes Verhalten sowie über Deutungen der Verhältnisse aufgenommen und, gegebenenfalls modifiziert, weitergetragen. Das alles geschieht im strukturellen Rahmen der Warenproduktion, die mit sozialer Ungleichheit einhergeht und staatlich reguliert wird. Aus der Erkenntnis, dass Monogamie zu den gesellschaftlichen Grundlagen der warenproduzierenden Gesellschaft gehört,

schlossen die Kommunar_d_innen allerdings, ihre eigene Nichtmonogamie habe das Potenzial, die ganze Gesellschaft umzuwerfen. Diese maßlose Selbstüberschätzung legitimierte zugleich die mitunter gewaltsam erzwungene Unterordnung des persönlichen Wohls der Kommunar_d_innen unter das revolutionäre Ziel. Das Scheitern der Mühl-Kommune gehört zur Geschichte der programmatischen Nichtmonogamie. Um sie nicht zu wiederholen, aber auch, um die Hoffnung auf gesellschaftliche Veränderung nicht aufzugeben, gilt es, die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen Intimbeziehungen und anderen gesellschaftlichen Bereichen konkret zu analysieren. Als Grundlage für den empirischen Teil der Studie sei daher rekapituliert, welche Interdependenzen zwischen Gesellschaftsstruktur, symbolischen Repräsentationen und Identitätskonstruktionen bisher dargelegt wurden.

Auf der Ebene der Struktur sind Menschen im Kapitalismus gezwungen, ihre Arbeitskraft unter Bedingungen der Konkurrenz gegen Lohn zu verkaufen. Sie stellen Waren von Wert her und befriedigen ihre Bedürfnisse, indem sie mit ihrem Lohn wiederum Waren kaufen. Damit diese Produktionsweise funktionieren kann, muss ständig die Ware Arbeitskraft reproduziert werden, was historisch vor allem von Frauen erledigt wurde. Auch heute hilft eine geschlechtsspezifische Aufgabenteilung dabei, den Wert der Arbeitskraft niedrig zu halten und Profite zu steigern. Das Verhältnis von Produktion und Reproduktion folgt also dem Primat der Produktion, dadurch wird Care im Kapitalismus zum Vehikel der Profitmaximierung. Ebenso wie vom Standpunkt des Systems aus die konkrete Seite der Warenproduktion – nützliche Dinge, unterschiedliche Tätigkeiten, individuelle Menschen – Mittel zum Zweck der Warenproduktion sind, ist das direkte Wohlergehen von Menschen (Ziel von Care) Mittel der möglichst günstigen Reproduktion der Arbeitskraft.

Entsprechend der wechselseitig aufeinander verweisenden Sphären von Produktion und Reproduktion sind seit dem 19. Jahrhundert symbolisch-kulturell definierte Subjektivierungsfolien entstanden: Das zuerst nur männlich gedachte autonome Subjekt, das abstrakten Gerechtigkeitsimperativen folgt, aber ausblendet, dass seine Existenz auf weiblich konnotierte (und in der Regel von Frauen erbrachte) Care angewiesen ist. Diese Care geschieht zu einem Gutteil in Intimbeziehungen. Sie erfüllen damit eine spezifische Aufgabe im Kreislauf von Warenproduktion und Reproduktion der Arbeitskraft. Genau das meint der Slogan »Das Private ist politisch« der zweiten Frauenbewegung. Im vermeintlich privaten Bereich geschieht der Löwenanteil der sozialen Reproduktion, der Grundbedingung der Warenproduktion.

Diese sozialen Verhältnisse erscheinen als selbstverständlich. Die analytische Trennung von Care und Reproduktion der Arbeitskraft macht einen Widerspruch sichtbar: Systemimperative drängen darauf, sorgende Praxen einer funktionalen Bestimmung, also der Reproduktion der Arbeitskraft, zu unterwerfen. Meine Analyse versucht, die beschriebene Strukturpolitik zu

erfassen, Sorgepraxen aber zugleich nicht auf ihre Funktion zu reduzieren, um so dem Eigensinn der Subjekte gerecht zu werden.

Es wurde deutlich, dass soziale Strukturen (Geschlechterverhältnisse, aber auch Klassen- und Körperverhältnisse sowie Rassismus) und entsprechende Normen, Werte, Stereotype, Ideologien und Diskurse sich gegenseitig stabilisieren. Die Ehe stellt einen wesentlichen strukturellen Rahmen für normgerechtes Verhalten zur Verfügung. Sie drängt Menschen, sich als Männer und Frauen zu konstruieren und die damit verbundenen Verantwortlichkeiten wahrzunehmen, insbesondere induziert sie eine geschlechtsspezifische Aufgabenteilung, in der Frauen für die Reproduktion der Männer, Kinder und anderer Angehöriger zuständig sind. Die steuer- und erbrechtliche Bedeutung der Ehe fördert bessergestellte Paare, Aufenthaltsrechtliche Hindernisse machen binationale Ehen umso schwieriger, je unsicherer der juristische Status der Beteiligten ist. Die Ehe kann daher als biopolitische Institution verstanden werden, die das reproduktive Potenzial der Bevölkerung fördert und dabei einem klassenspezifischen und rassistischen Imperativ folgt. In den letzten Jahren haben soziale Kämpfe dazu geführt, dass der heteronormative Charakter der Ehe relativiert wurde, ihre mono-normativen und rassistischen Bestimmungen bleiben intakt, die Klassenspezifität hat sich aufgrund des Um- und Abbaus sozialer Sicherungssysteme verschärft.

Handlungstheoretisch habe ich argumentiert, dass Subjekte sich in der Praxis selbst positionieren und sich auf Identitätskonstruktionen, symbolische Repräsentationen und soziale Strukturen beziehen. Dieser Bezug hat ebenfalls meist einen bewahrenden Charakter, erlaubt aber auch sozialen Wandel, wenn es gelingt, alternative Vorstellungen gegen hegemoniale zu positionieren, was für die beteiligten Subjekte mit einer verallgemeinerten Handlungsfähigkeit einhergeht. Sozialer Wandel kann zwar theoretisch von allen Ebenen ausgehen, der gegenseitige Verweisungszusammenhang macht es aber schwierig, ihn allein individuell (über alternative Identitätskonstruktionen), allein diskursiv (auf der Ebene symbolischer Repräsentationen) oder allein strukturell (etwa über Gesetze) herbeizuführen.

Was lässt sich daraus über konsensuelle Nichtmonogamie schlussfolgern? Konsensuell-nichtmonogam lebende Menschen müssen und können ihre Intimbeziehungen abseits bewährter Normen, Deutungsmuster und Gesetze realisieren. Zum einen findet ihre Gesellung deshalb unter unsichereren Rahmenbedingungen statt, was gelingende Care eventuell schwieriger macht. Die fehlende Institutionalisierung konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsformen lässt sozialen Wandel zugleich leichter möglich erscheinen, weil ein wichtiger stabilisierender Knoten des gegenseitigen Verweisungszusammenhangs nicht geknüpft ist. Für die Untersuchung von Sorgepraxen ergeben sich daraus einige Fragen, die helfen können, die Geltung der drei in der Einleitung dargelegten Thesen zur gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller

Nichtmonogamie (Emanzipation – neoliberale Vereinnahmung – Persistenz struktureller Herrschaftsverhältnisse) zu konkretisieren.

Wie werden Care und Reproduktion der Arbeitskraft vor dem Hintergrund der kapitalistischen Gesellschaftsstruktur in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken realisiert und begründet? Wie wirkt dies auf die Subjekte und auf die Gesellschaft? Können die Beteiligten trotz der Abweichung von hegemonialen Formen ihre Sorgebedürfnisse befriedigen? Zeichnet sich in in den untersuchten Netzwerken eine sukzessive Einstellungsänderung in Bezug auf Geschlechterverhältnisse ab? Dies muss notwendig der Fall sein, um die emanzipatorische These zu stärken.

Wird die nichtmonogame Beziehungsführung verfolgt, um einen optimalen Umgang mit flexiblen und deregulierten Arbeitsmarktanforderungen zu verfolgen? Das würde für die Vereinnahmungsthese sprechen und, falls es mit einer entsprechenden geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung einhergeht, auch für die der Persistenz.

Entstehen im Bereich der konsensuellen Nichtmonogamie Netzwerke kollektiver Care, in denen Menschen weder auf die Warenform noch auf heteronormative Muster zurückgreifen? Das spräche für Emanzipation, gerade wenn sich ausgehend von Intimbeziehungen geschlechtergerechtere und weniger warenförmig strukturierte Beziehungsweisen auch gesamtgesellschaftlich verbreiten würden. Ohne gesellschaftspolitischen Anspruch könnten solche Netzwerke kollektiver Care allerdings auch schlichtweg einen Umgang mit der Krise sozialer Reproduktion bieten, der den Beteiligten restriktive Handlungsfähigkeit ermöglicht. Um die emanzipatorischen Potenziale konsensuell-nichtmonogamer Care-Praxen zu diskutieren, ist es zentral, Care und Reproduktion der Arbeitskraft analytisch zu unterscheiden, das heißt, zu reflektieren, in welchem Maße die untersuchten Praxen auf menschliches Wohlbefinden zielen oder stärker funktional den Systemimperativen folgen.

Werden hegemoniale Geschlechts- und Begehrensnormen in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken modifiziert, durch alternative Angebote ergänzt oder reproduziert? Eine Abnahme der Bedeutung vorherrschender Geschlechter- und Begehrensnormen spräche dafür, dass hier zumindest ein Ansatz für Emanzipation vorläge. Daran anschließen würde die Frage, ob es Anzeichen dafür gibt, dass sich egalitäre Normen ausgehend vom Feld konsensueller Nichtmonogamie verallgemeinern lassen. Entfalten sie nur begrenzte Wirksamkeit in einer überschaubaren Subkultur, wäre das mit einer neoliberalen Flexibilisierung durchaus kompatibel. Sollte sich zeigen, dass in den untersuchten Netzwerken die hegemonialen Normen mehr oder weniger ungebrochen fortexistieren, spräche das für die Persistenzthese.

Hinsichtlich sozialer Ungleichheit ist zu fragen, wie die Interviewpartner_innen mit den immanenten klassen- und geschlechtsspezifischen Regeln im Feld der Intimbeziehungen umgehen. Wenn konsensuell-

nichtmonogame Beziehungsnetzwerke einem flexibilisierten Milieu die Möglichkeit bieten, soziales und kulturelles Kapital in Relation zu ökonomischem aufzuwerten, erweitern die Akteur_innen ihre (restriktive) Handlungsfähigkeit auf Kosten derer, die über weniger kulturelles und soziales Kapital verfügen. Sollten sich hingegen solidarische Praxen zeigen, die dazu beitragen, die Reproduktion sozialer Ungleichheit in Intimbeziehungen zu verringern, spräche das für die These der Emanzipation. Hier würde sich die Frage anschließen, ob und wie die in einem kleinen Teil der Gesellschaft praktizierten Formen sich verallgemeinern lassen. Sind die Netzwerke so offen, dass sie leicht erweitert werden können? Entstehen soziale Konstellationen, die milieu- und klassenübergreifend adaptiert werden können? Beides zusammen könnte eine breitere emanzipatorische Perspektive eröffnen.

Für die Frage der politischen Strategien – sie ergibt sich automatisch aus der Problematik emanzipatorischer Potenziale von konsensueller Nichtmonogamie – ist zu diskutieren, unter welchen Bedingungen rechtliche Veränderungen solidarische Wege aufzeigen oder vielmehr erneut den normalisierenden Charakter, aber auch den Klassen- sowie rassistischen Charakter staatlich legitimierter Bindungen fortschreiben. Im Gegenzug kann der bewusste Verzicht auf staatliche Anerkennung eine Absage an die Inanspruchnahme von Privilegien indizieren und ein Modell für weniger Normalisierung und mehr Selbstbestimmung bieten, gleichzeitig aber eben auch auf einen affirmativen Umgang mit der neoliberalen Tendenz zur Selbstverantwortung hinweisen. Anders gesagt vermag die Befreiung aus der traditionellen Geschlechterordnung mit einer stärkeren Unterwerfung unter kapitalistische Zwänge einhergehen oder aber selbstbestimmte solidarische Beziehungen in Aussicht stellen. Daraus ergibt sich die Frage: Unter welchen Bedingungen lassen sich letztere realisieren?

Die in der Einleitung angesprochenen und am Ende von Kapitel 2 ausformulierten drei Thesen können nun wie folgt reformuliert werden:

1. Emanzipation: In Netzwerken kollektiver Care werden im Prozess der Beziehungsgestaltung solidarische Praxen entwickelt, die weder heteronormative Geschlechterverhältnisse noch die neoliberale Logik der individuellen Selbstverantwortlichkeit reproduzieren und trotzdem eine gelingende Erfüllung von Care-Bedürfnissen ermöglichen. Care-Bedürfnisse werden interrelational ausgehandelt und die zu ihrer Befriedigung nötigen Tätigkeiten geschlechtergerecht verteilt. Es entwickeln sich communities of care, in denen nicht nur egalitäre Normen sondern auch entsprechende Praxen vorliegen. Die Netzwerke erweitern damit nicht allein ihre eigenen Möglichkeiten, sondern sind zum einen anschlussfähig für mehr Menschen und bilden zum anderen Modelle aus, die nicht nur für ein überschaubares Milieu attraktiv sind.
2. Neoliberale Vereinnahmung: Ein postkonventionelles und akademisches Milieu nutzt konsensuelle Nichtmonogamie, um sein kulturelles und so-

ziales Kapital aufzuwerten, die eigene gesellschaftliche Stellung zu verbessern und kreativ mit neoliberalen Flexibilisierungsanforderungen umzugehen. Somit wäre Polyamory eine Anpassungsleistung an die Krise sozialer Reproduktion (Winker 2015: 91ff.), eine Selbsttechnik, die den Trend zur emotionalen Selbstoptimierung (Illouz 2007: 41) bestärkt und womöglich die Ausweitung tendenziell erschöpfender Anforderungen von Selbstverantwortung und Eigeninitiative (Ehrenberg 2008) auf den sozialen Nahbereich befördert. Die nicht verwertbaren Anteile von Sorgerepraxis geraten zunehmend unter Druck. Geschlechterrollen verlieren ihre Verbindlichkeit, allerdings um den Preis, dass alle Beteiligten sich stärker an Markterfordernissen orientieren.

3. Persistenz: Care wird traditionell verteilt, Männer beuten das Reproduktionsvermögen mehrerer Frauen aus, sind aber nicht bereit, im Gegenzug eine dauerhafte finanzielle Versorgung zu leisten, wobei alle Beteiligten diskursive Anstrengungen unternehmen, die damit verbundenen Ungleichheiten zu dethematisieren.

4 Zur Methode

Qualitative Methoden sind Werkzeuge der Sozialforschung, um Material gegen die eigenen Annahmen auseinanderzubrechen (Corbin/Strauss 1990: 12), zugleich aber auch eine Brille, die theoriegeleitet den Blick auf soziale Praxis schärfen soll. Verschiedene Methoden legen spezifische Perspektiven auf das untersuchte Geschehen nahe. Am Anfang dieses Kapitels stehen daher Überlegungen, welchen erkenntnistheoretischen Stellenwert das methodisch generierte Wissen hat oder besser: haben sollte.

In Abschnitt 4.1 erläutere ich ausgehend von zwei entgegengesetzten methodischen Irrtümern den Anspruch, den Eigensinn der Subjekte wie auch die gesellschaftliche Bedingtheit ihrer Praxen im Verhältnis zueinander zu bestimmen. Im darauffolgenden Teil (Abschnitt 4.2) werden der Zugang zu den Interviewten über eine Onlineumfrage und die Auswahl der Interviewpartner_innen dargestellt. Der Onlinesurvey diente dazu, möglichst viele konsensuell-nichtmonogam Lebende anzusprechen, aus diesen wurden mittels minimaler und maximaler Kontrastierung fünfzehn Interviewpartner_innen ausgewählt. Die sozialstrukturelle Zusammensetzung des Samples wird – auch unter Bezug auf die in der Onlineumfrage gewonnenen Daten – in Abschnitt 4.3 besprochen.

Abschnitt 4.4 erklärt, wieso und wie ich narrative Interviews und ergänzende Netzwerkzeichnungen erhoben habe. Abschnitt 4.5 stellt die Methodik der Intersektionalen Mehrebenenanalyse dar und begründet, warum sie dem in Abschnitt 4.1 aufgestellten Anspruch auf die Vermittlung subjekt- und gesellschaftstheoretischer Perspektiven gerecht wird.

Insbesondere die subjektwissenschaftlich gestützte Orientierung am Mitforscher_innenprinzip soll sicherstellen, den Eigensinn der Subjekte zu erfassen. In Abschnitt 4.6 stelle ich dar, auf welche Weise der Anspruch eingelöst wurde, die Interviewpartner_innen in die Forschung einzubeziehen. In Abschnitt 4.7 fasse ich die Überlegungen zusammen und reflektiere, inwiefern es gelungen ist, die Methodik der Intersektionalen Mehrebenenanalyse durch die Triangulation von Interviewmaterial und Netzwerkdaten sowie mit der partiellen Umsetzung des Mitforscher_innenprinzip zu erweitern.

4.1 Empirische Sozialforschung und Gesellschaftstheorie

Die politische Diskussion um konsensuelle Nichtmonogamie bewegt sich zwischen zwei Polen (vgl. Abschnitt 2.1.4). Vor allem nichtmonogame Aktivist_innen betonen, konsensuelle Nichtmonogamie biete eine Möglichkeit, ein freieres Leben zu führen, indem man sich von herrschenden Normen

abgrenzt. Vor allem Ideologiekritiker_innen setzen dagegen, sie sei vor allem als Anpassung an neoliberale Anforderungen zu verstehen. Der Antagonismus zwischen einer voluntaristischen Position, die den Willen der Beteiligten in den Mittelpunkt stellt und einer strukturdeterministischen Position, der die Gesellschaftsstruktur als entscheidende Instanz gilt, existiert auch auf der Ebene der Methodik: Es wäre eine leichte Übung, zu beweisen, wie stark das Leben der konsensuell-nichtmonogamen Interviewpartner_innen von Herrschaftsverhältnissen durchzogen ist. Wer sich intensiv mit einem Interview beschäftigt, findet selbstverständlich Muster, die der *Illusion der Emanzipation* (Koppetsch/Burkart 1999, vgl. Abschnitt 2.3.2) und anderen bekannten Zusammenhängen entsprechen.

Ein Vorgehen, das in Interviewpassagen nach Belegen für theoretische Annahmen sucht, übersieht aber systematisch diejenigen Teile des Gesagten, die eben nicht in einer bloßen Reproduktion herrschender Normen und Strukturen bestehen. Der Eigensinn der Subjekte wird unsichtbar, Forschung zur machtvollen Geste aus der Perspektive soziologischer Besserwisseri. Pierre Bourdieu nennt dieses Vorgehen den objektivistischen Irrtum. Er besteht kurz gesagt darin, die beobachteten Phänomene »in verdinglichte oder verdinglichende Modelle zu pressen« und »die Praxis [...] als *Objekt* zu behandeln« (Bourdieu 1979: 143). Ähnlich verkürzt wie eine Suche nach dem ohnehin Bekannten wäre es, die Interviews schlichtweg zusammenzufassen und die geschilderte Praxis »auf eine gelebte Erfahrung zu reduzieren« (ebd.: 134). Forschung, die diesem subjektivistischen Irrtum (ebd.) unterliegt, verliert die möglicherweise legitimatorische Funktion von Interviewaussagen aus dem Blick. Ein Statement wie »Bei uns ist die Hausarbeit gut verteilt.« verrät eine Sicht auf die Partnerschaft, in der die bestehende geschlechtliche Zuweisung von Aufgaben als unproblematisch erscheint. Der rekonstruktive Charakter kultureller Regeln besteht aber darin, dass sie »unter dem Schein, das Seiende auszusagen, dazu beitragen, das Sein, das sie aussagen, werden zu lassen«, sie also die Funktion haben, »die gesellschaftliche Welt zu ordnen und diese Ordnung zu legitimieren« (ebd.: 74). Wie bei einer vorschnellen Subsumtion einer Aussage unter bekannte theoretische Deutungsmuster, ergibt sich unter Umständen eine einseitige Auslegung des Interviews, wenn die Möglichkeit der Legitimierung einer ungleichen Aufgabenteilung mittels der Vorstellung einer »guten Verteilung« übersehen wird. Es geht also darum, soziale Praxis nicht als bloße Ausübung eines gegebenen Modells zu verstehen und soziale Strukturen als Erzeugungsprinzipien gesellschaftlicher Regelmäßigkeiten weder zu vernachlässigen noch zu verdinglichen (ebd.: 159ff.).

Die von mir als Methode gewählte Intersektionale Mehrebenenanalyse zielt darauf, das widersprüchliche Verhältnis von Eigensinn und gesellschaftlicher Bedingtheit zu rekonstruieren. Sie geht vom Subjekt und von der Gesellschaft aus: In den ersten vier (von acht) Schritten wird die Selbstpositionierung der Befragten anhand der Interviews analysiert. Die Schritte fünf bis

acht stellen die als Subjektkonstruktionen festgehaltenen Selbstpositionierungen in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext (Winker/Degele 2009: 79ff.). Im ersten Block richtet sich die Aufmerksamkeit also auf das Gesagte, um immanente Regeln und Muster zu erschließen, im zweiten Block werden die so gewonnenen Ergebnisse durch das Einbeziehen bestehender Forschungsergebnisse in ihrer Einbettung in soziale Strukturen analysiert. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse geht induktiv und deduktiv zugleich vor: Herrschaftsverhältnisse materialisieren sich in sozialen Strukturen (vgl. Abschnitt 3.1.2). Daher wird theoriegeleitet (deduktiv) im Interviewmaterial nach Bezügen zu Rassismus, Geschlechterverhältnissen, Kapitalismus und Körperverhältnissen gesucht. Weil jedoch weitere Herrschaftsverhältnisse nicht so stark materialisiert oder noch nicht hinreichend theoretisch erfasst sind, werden auf der Repräsentations- und Identitätsebene induktiv alle auftauchenden Verweise auf Herrschaftsverhältnisse erfasst (Winker/Degele 2009: 68f.).

Die Intersektionale Mehrebenenanalyse zielt darauf, Widersprüche herauszuarbeiten. Damit eignet sich die Methode sehr gut für das Feld konsensueller Nichtmonogamie, weil hier ein Widerspruch zwischen der hegemonialen Monogamienorm und der Praxis der Beteiligten vorliegt. Auch der Blick auf die Widersprüche zwischen individuellem Willen und gesellschaftlicher Bedingtheit sowie zwischen Anspruch und Wirklichkeit der untersuchten Netzwerke hat sich als sehr hilfreich erwiesen. Bevor ich in Abschnitt 4.5 erläutere, wie das in der Interviewauswertung geschehen ist, schildere ich, wie ich im Feld konsensueller Nichtmonogamie Teilnehmer_innen gewinnen konnte, wie das derart gewonnene Sample zusammengesetzt ist und wie ich das Interviewmaterial sowie weitere Daten erhoben habe.

4.2 Feldzugang und Sampling

Konsensuelle Nichtmonogamie lässt sich zum einen von der kulturellen Norm der Monogamie abgrenzen und zum anderen vom weit verbreiteten nicht konsensuellen Bruch mit der Monogamienorm, dem sogenannten Fremdgehen. Für die Suche nach Befragten ergibt sich eine Schwierigkeit, vor der jede Forschung in devianten Feldern steht: Wer nichtmonogam lebt, muss damit rechnen, dass diese Lebensform als unsittlich, unmoralisch oder anderweitig verwerflich dargestellt wird. Das erschwert den Feldzugang. Andererseits wurde in Abschnitt 2.1 deutlich: Konsensuelle Nichtmonogamie ist zugleich eine Bewegung, deren Vertreter_innen programmatisch gegen die Monogamienorm verstoßen. Wer dies will, ist daran interessiert, die eigenen Begründungsmuster und Praxen bekannt zu machen. Gleichwohl äußerten auch bewegungsorientierte Interviewpartner_innen die Befürchtung, die

Forschung werde den vielfältigen Aspekten ihrer Beziehungsführung nicht gerecht, weil unpassende soziologische Konzepte auf sie angewendet würden. Um diesem Mißtrauen gegenüber einer normalisierend wirkenden Wissenschaft zu begegnen, war es von großem Nutzen, dass ich seit 1997 Workshops, Veranstaltungen und Seminare zu Fragen konsensueller Nichtmonogamie organisiert und durchgeführt habe.³⁶ Ebenso konnte ich Bedenken über einen möglicherweise exotisierenden Blick zerstreuen, indem ich offengelegt habe, dass ich selbst seit vielen Jahren konsensuell-nichtmonogam lebe.

Über die Kontakte aus der Bildungspraxis und allgemein zugängliche Informationsquellen (wie etwa Webseiten von Poly-Stammtischen, Mailinglisten, Foren, Zines³⁷ und Vernetzungstreffen) habe ich im September 2014 kommuniziert, dass ich Menschen suche,

»die nicht alleine, aber auch nicht in exklusiven Paarbeziehungen leben, sondern in Beziehungsnetzwerken, die auf Dauer aus mehr als zwei Personen bestehen, womit auch alle Beteiligten einverstanden sind – also konsensuell-nichtmonogam [und] mich daran interessiert, wie sich Menschen in solchen Netzwerken umeinander kümmern – im weitesten Sinne«.

Interessierte wurden gebeten, an einer Onlineumfrage teilzunehmen, mit der ich subjektive Benennung, Form, Größe und soziale Zusammensetzung der Netzwerke, Formen, Intensität, Priorität und Verteilung von Care im Netzwerk sowie Name, Alter, Geschlecht, höchsten Bildungsabschluss, Aufenthaltsstatus, Erwerbsstatus und subjektive Einschätzung der Klassenlage der ausfüllenden Person erhoben habe. Die Umfrage wurde in erster Linie initiiert, um im zweiten Schritt potenzielle Interviewpartner_innen nach sozialstrukturellen Merkmalen auswählen zu können und bei diesen die Schwelle für die Bereitschaft, ein Gespräch zu führen, zu senken. Darüber hinaus sollte den Teilnehmer_innen eine Vorstellung der für die Forschungsfrage relevanten Dimensionen vermittelt und ich als Forschender erkennbar werden, um Mißtrauen abzubauen.

In einer ersten Erhebungsrunde habe ich aus 137 vollständigen Datensätzen (bei mehr als 1.000 Seitenaufrufen) geeignete Interviewpartner_innen ausgewählt und sukzessive neun Interviews geführt, transkribiert und analysiert. Nach dem Prinzip des theoretischen Samplings (Strauss/Corbin 1998: 201ff.) wurde der nächste Schritt jeweils danach ausgewählt, ob die bisheri-

36 Um die damit möglicherweise verbundene Problematik zu großer Nähe zwischen den Beteiligten auszuschließen, habe ich lediglich als Pretest zwei mir persönlich bekannte Personen interviewt.

37 Wie zu früheren Zeiten der Schwulenbewegung (Bartholomae 2013) spielt graue Literatur für Debatten innerhalb konsensuell-nichtmonogamer Kontexte eine wichtige Rolle (Hurson 2016). Im Eigenverlag und in kleiner Auflage publizierte Schriften wie *Die Krake* (Altenhöfer 2006) oder *Beziehungsweise frei* (Twelve 2011) besprechen oftmals relevante Themenbereiche, bevor sie von größeren Publikationen aufgegriffen werden.

gen Ergebnisse im weiteren Verlauf immanent vertieft (minimale Kontrastierung) oder in eine andere Dimension erweitert werden sollten (maximale Kontrastierung) (Schütze 1983: 285ff.). Hilfreich war die selbst vorgenommene Transkription, die es erlaubte, schon im Vorgang des Verschriftlichens erste Vermutungen über den sozialen Sinn des Dargelegten als Memo festzuhalten.

Da sich in der ersten Erhebungsrunde ein starker Überhang von Teilnehmer_innen zeigte, die zwischen 25 und 35 Jahre alt waren, in Großstädten lebten und studierten, habe ich im Frühjahr 2016 dieselben Kommunikationskanäle angeschrieben und gezielt nach Personen gesucht, die nicht diese Merkmale aufwiesen, woraufhin weitere 66 Personen den Fragebogen komplett ausfüllten. Fünf von ihnen nahmen anschließend an weiteren Interviews teil. Aus dem Gesamtkorpus von 14 Interviews gingen letztlich 13 in die Analyse ein.³⁸

4.3 Zusammensetzung des Samples

Fragt man in den informellen Kommunikationskanälen konsensueller Nichtmonogamie nach Teilnehmer_innen für eine Umfrage zum Thema Care in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken, so melden sich überraschend viele heterosexuelle Menschen. In den 203 vollständig ausgefüllten Datensätzen werden nur zwei reine Männer- und 20 reine Frauenkonstellationen erwähnt. Im letztendlich analysierten Sample von 13 Interviews lebte nur eine befragte Person in einem rein homosexuellen Netzwerk. Beim größten Teil des Samples geht eine teilweise stark ausgeprägte queere und heteronormativitätskritische Haltung mit vorwiegend heterosexuellen Beziehungen einher. Für diese Studie heißt das: Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede homo-, bi- und heterosexueller konsensueller Nichtmonogamie konnten nicht untersucht werden.

Was das Geschlecht angeht, haben sich im Onlinesurvey 105 Teilnehmer_innen als weiblich, 63 als männlich, zwei als Queer und eine als Transperson positioniert, 32 haben keine Angabe gemacht. 137 Netzwerke bestehen allein aus Männern und Frauen, 13 umfassen Queers und 13 Transpersonen. Für Interviews wurden eine queere, fünf männliche und acht weibliche Gesprächspartner_innen angesprochen, wobei drei der letzteren beiden die (offen gestellte) Frage nach ihrem Geschlecht in einer Art

38 Aus forschungspraktischen Gründen waren ursprünglich zehn Einzelinterviews eingeplant. Die Erweiterung auf 14 war nötig, um die Breite des Feldes im Sinne einer maximalen Kontrastierung abzudecken.

beantworteten, die klarmachte, dass sie der hegemonialen zweigeschlechtlichen Ordnung kritisch gegenüberstehen.

In Bezug auf Rassismus wurde im Onlinesurvey nur der Aufenthaltstitel abgefragt. In den Antworten zeigt sich ein starker Überhang von 196 Teilnehmer_innen mit deutscher (beziehungsweise in wenigen Fällen österreichischer oder schweizerischer) Staatsangehörigkeit.³⁹ Interviewt wurden nur Personen mit deutscher Staatsangehörigkeit, darunter zwei mit Migrationshintergrund. Es liegt also sowohl im Onlinesurvey als auch im Interviewsample ein Überhang von Teilnehmer_innen mit deutscher Staatsangehörigkeit vor.⁴⁰ Der Anteil Befragter mit Migrationshintergrund liegt etwa auf dem Niveau der Gesamtbevölkerung,⁴¹ wobei Rassismuserfahrungen in beiden Interviews nicht zur Sprache kamen. Darüber, welche Bedeutung Rassismus in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungen hat, lassen sich also anhand der Interviewanalyse keine Aussagen treffen.

In Bezug auf Körperverhältnisse gaben 77 Teilnehmer_innen des Onlinesurveys an, gesundheitlich beeinträchtigte Personen seien Teil ihres Netzwerks. In drei Interviews wurden bedeutende gesundheitliche Einschränkungen genannt: Zwei Befragte sehen sich als psychisch beeinträchtigt, eine davon leidet an einer chronischen körperlichen Erkrankung, die eine psychische Beeinträchtigung nach sich zieht. Eine Person thematisierte im Interview altersbedingte gesundheitliche Einschränkungen. Wie sich die Zahlen zur Verbreitung gesundheitlicher Beeinträchtigungen in der Gesamtbevölkerung verhalten, lässt sich aufgrund der unterschiedlich erhobenen Daten nur schwer einschätzen.⁴² Eine vorsichtige Abwägung spricht aber dafür, dass mein Sample zumindest nicht weniger gesundheitlich beeinträchtigt ist als der Bevölkerungsdurchschnitt.

Tabelle 1 zeigt das gruppierte Einkommen der Teilnehmer_innen des Onlinesurveys ausgehend von einem Einkommensmedian von 1.648 Euro.⁴³ Im

39 Von den fünf Teilnehmer_innen ohne deutsche, österreichische oder schweizer Staatsangehörigkeit verfügen je zwei über einen unbefristeten und einen befristeten Aufenthalt, eine über einen undokumentierten.

40 Der Anteil von deutschen Staatsangehörigen in der Gesamtbevölkerung lag laut Statistischem Bundesamt 2014 bei 91,1 % (Brückner 2016: 218), im Onlinesurvey bei 96,5 %. Interviewt wurden nur Gesprächspartner_innen mit deutscher Staatsangehörigkeit.

41 Über einen Migrationshintergrund verfügten 2014 11,4 % der Bevölkerung (Brückner 2016: 218), im Interview-Sample 13,3 %.

42 In einer repräsentativen Studie des Statistischen Bundesamtes bezeichneten sich 2013 16 % der Befragten als krank und 9 % besaßen einen Schwerbehindertenausweis (Böhm 2016: 276).

43 Das Statistische Bundesamt (2017d: 20) berechnet für 2014 einen gesamtgesellschaftlichen Median von 1.648 €. Berechnungsgrundlage ist das Nettoäquivalenzeinkommen, für dessen Kalkulation das Nettoeinkommen anhand der Haushaltszusammensetzung gewichtet wird (Kott/Kuchler 2016: 170; zur Kritik der Gewichtung siehe Winker 2015: 58). Im Onlinesurvey wurde das individuelle Nettoeinkommen abgefragt, das bei Ein-Personen-

Vergleich zur gesellschaftlichen Einkommensverteilung liegt ein erkennbar höherer Anteil Geringverdienender vor, der sich nicht allein durch die Alterszusammensetzung der Teilnehmer_innen und die unterschiedliche Berechnungsgrundlage erklären lassen dürfte.⁴⁴

persönliches Einkommen [€]	absolute Häufigkeit	relative Häufigkeit [%]
0 – 988	78	38,42
989 – 3.296	86	42,36
3.297 –	16	7,88
keine Angabe	23	11,33

Tabelle 1: Persönliches Nettoeinkommen der Teilnehmer_innen des Onlinesurveys, gruppiert in niedrige (0–60 %), mittlere (61–200 %) und hohe (über 200 %) Einkommen, bei einem Median von 1.648 Euro.

Mehr als 60 Prozent der online Befragten verfügen über einen Hochschulabschluss. Damit liegt der Anteil der akademisch gebildeten circa doppelt so hoch wie im Bevölkerungsdurchschnitt, ähnliches gilt für die Interviewpartner_innen.⁴⁵ Die Herkunftsfamilien entstammen nach Einschätzung der Interviewten mehrheitlich einem bürgerlichen, nicht akademischen Milieu (6), gefolgt von kleinbürgerlichen (3) und bildungsbürgerlich-akademischen Familien (3). Einmal wurde explizit ein Arbeiterklassehintergrund benannt. Die meisten interviewten Akademiker_innen sind Bildungsaufsteiger_innen, lediglich drei der Befragten haben Eltern, die ebenfalls studierten. Auch die Nicht-Bildungsaufsteiger_innen lassen teilweise eine kulturelle Aufstiegsorientierung erkennen (Wunsch nach mehr Büchern im Wohnzimmer; explizites Erwähnen, »mehr kulturelles Kapital« zu haben als »der typische Arbeiter«).

In der vorliegenden Literatur wird oft betont, unkonventionelle Beziehungsführung werde vor allem in privilegierten Milieus praktiziert (Noël 2006; Sheff 2006: 624f.; Aguilar 2013: 105). Meine Untersuchung bestätigt das nur bedingt, da ich vorwiegend weiße, hetero- oder bisexuelle Menschen

Haushalten mit dem Nettoäquivalenzeinkommen übereinstimmt, bei größeren Haushalten darüber oder darunter liegen kann, je nachdem, ob einkommensstärkere oder -schwächere Haushaltsangehörige befragt wurden.

44 Der 5. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung gibt für das Jahr 2014 in der Gesamtbevölkerung 16 % untere Einkommen (0–60 % des Medians), 76 % mittlere Einkommen (60–200 % des Medians) und 8 % hohe Einkommen (über 200 % des Medians) (BMAS 2017: 77) an.

45 2015 verfügten 29,5 % der Bevölkerung über einen Hochschulabschluss (Statistisches Bundesamt 2017a: 39). Je etwa ein Drittel des Interviewsamples hat einen Hochschulabschluss oder strebt ihn an. Die erworbenen oder angestrebten Abschlüsse liegen ausnahmslos im sozial- und geisteswissenschaftlichen Bereich.

mit gesichertem Aufenthaltsstatus und akademischen Abschlüssen erreicht habe, von denen allerdings nicht wenige gesundheitlich beeinträchtigt sind und vor allem im Vergleich zum Bevölkerungsdurchschnitt über ein relativ niedriges Einkommen verfügen. Der Untersuchung liegt ein für die Poly-Forschung untypisches Sample zugrunde, was es möglich macht, stärker als in bisherigen Studien ökonomische Ungleichheit in den Blick zu nehmen. Im Folgenden stelle ich die angewandten Erhebungsmethoden dar.

4.4 Narrative Interviews und Erhebung von ego-zentrierten Netzwerken

Ich habe 14 Personen mittels narrativer Interviews eingehend befragt. Narrative Interviews sollen Erzählungen generieren, in denen kein idealisiertes und sozial erwünschtes Selbstbild dargestellt wird. Weiter soll durch die Notwendigkeit, der Interviewer_in den sozialen Sinn des Gesagten zu erklären, die Zusammenhänge der angesprochenen sozialen Praxen und Selbstverortungen deutlicher zum Ausdruck kommen als es in der Handlung selbst der Fall wäre (Schütze 1976: 224f.). In der Onlineumfrage und dem anschließenden Emailverkehr war bereits erfragt worden, wie die Teilnehmer_innen ihr Beziehungsnetzwerk bezeichnen, diese Begrifflichkeiten wurden aufgegriffen, sodass sich die Fragestellung im Interview am Sprachstil des Gegenübers orientieren konnte (Lamnek 2005: 361). Der Zweck der Interviews – eine wissenschaftliche Studie, die aus anonymisierten Daten Wissen generieren soll, wie sich Menschen in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken umeinander kümmern – wurde ebenfalls schon im Vorfeld dargelegt und zu Beginn der Interviews wiederholt, um einen informierten Konsens über die Mitwirkung herzustellen (ebd.: 398). Die Gespräche fanden in einem angenehmen und möglichst alltäglichen Umfeld statt – oftmals die Wohnung der Befragten (ebd.: 353f.).

Zu Beginn der Gespräche erfuhr die befragte Person, was ein narratives Interview ist: Erwünscht sei eine offene Erzählung und nicht die Beantwortung geschlossener Fragen. Zudem wurde den Interviewten vermittelt, dass ihre Lebenswelt im Zentrum steht, sie die Expert_innen für das Thema sind (ebd.: 388) und eine »realitätsgetreue Rekonstruktion vergangener Ereignisse« (ebd.: 360) angestrebt wird. Im Sinne eines subjektwissenschaftlichen Ansatzes (den ich in Abschnitt 4.6 noch ausführlicher diskutiere) habe ich ebenso versucht, ein gemeinsames Forschungsinteresse zu konstituieren. Ich legte meine eigene Befangenheit im Feld offen, sprach geteilte Erfahrungen und soziale Zusammenhänge an (Bourdieu 2010: 395) und erläuterte konkret das Ziel, »gemeinsam mehr darüber zu erfahren, wie sich konsensuell-nichtmonogam lebende Menschen umeinander kümmern«.

Als offene Einstiegsfrage diente eine an den jeweiligen Kontext angepasste Variante der folgenden Formulierung:

»Mir geht es um Care – also Sorge oder Fürsorge – in konsensueller Nichtmonogamie. Mich interessiert, wer sich in Eurem [Bezeichnung des Beziehungsnetzwerks] um wen kümmert oder sorgt – im weitesten Sinne, also alles, was mit ›sich kümmern‹, Care, Sorge zu tun hat. Ich würde Dich bitten, mir ausführlicher davon zu erzählen. Vielleicht kannst Du mit einer konkreten Situation anfangen, in der Du Dich um jemanden oder jemand sich um Dich gekümmert hat.«

Aus diesem Erzählimpuls ergaben sich in der Regel detaillierte Narrationen, die ich als Interviewer nur mittels positiver Rezeptionssignale (*response tokens* wie Nicken oder »Hm, hm?«, vgl. ebd.: 396) kommentiert habe. Nachdem die Befragten mit einem zusammenfassenden Statement signalisierten, dass die Narration ans Ende gelangt ist (meist nach 5 bis 14 Minuten, einmal nach 18, einmal nach 35 Minuten) habe ich durch Nachfragen unklar gebliebene Punkte oder Widersprüche geklärt, wobei gerade auch Selbstverständlichkeiten angesprochen wurden. Mitunter – und zwar bei besonders selbstreflexiven Interviewpartner_innen mit hohem moralischen Anspruch – war es schwierig, Narrationen über soziale Praxen zu evozieren, weil vorwiegend normative Ansprüche und abstrakte Prinzipien der Beziehungsgestaltung thematisiert wurden. In diesen Fällen habe ich statt der Klärung offener Fragen um weitere Beispiele gebeten.

Nach diesem, direkt auf Care-Praxen bezogenen Teil, habe ich zur weitergehenden Analyse der sozialen Einbindung nach der Genese des Beziehungsnetzwerks gefragt:

»Wir haben jetzt vor allem über Care gesprochen. Was mich weiterhin noch interessiert, ist die Frage nach Eurem [Bezeichnung des Beziehungsnetzwerks] selbst. Kannst Du mir erzählen, wie es dazu gekommen ist, dass Ihr so lebt?«

Auch hier folgte der schon geschilderte Ablauf von Narration und Nachfragen. In einer dritten Phase war ich auf eine Bilanzierung der Erzählung aus:

»Und was Deine derzeitige Lebensform angeht, bist Du mit ihr zufrieden? Oder gibt es da eher Probleme? Oder gibt es positive oder negative Rückmeldungen aus dem Umfeld?«

Am Ende erfolgte der Abgleich der sozialstrukturellen und weiterführender Angaben, die schon in der Onlineumfrage erhoben worden waren: Geschlecht, sexuelle Orientierung (beides als offene Fragen formuliert), Alter, Aufenthaltsstatus, Rassismusbetroffenheit, körperliche Beeinträchtigungen, höchster Bildungsabschluss, Erwerbsstatus, Einkommen, Vermögen, soziale Lage der Herkunftsfamilie, Bildungshintergrund und finanzielle Situation der Anderen im Netzwerk, Selbsteinschätzung von Milieu⁴⁶ und Klassenlage,

46 Um hierbei nicht soziologisches Wissen vorauszusetzen, wurde die Frage alltagssprachlich erläutert: »Mich interessiert Deine Milieuzugehörigkeit. Das mag etwas kompliziert klin-

Wohnsituation sowie die Frage, ob staatliche Transferleistungen bezogen und/oder bezahlte Sorgedienstleistungen (etwa in Haushalt, Erziehung oder Pflege) in Anspruch genommen werden.

In Anschluss wurde das Beziehungsnetzwerk der Interviewperson als »ego-zentriertes Netzwerk« (Diaz-Bone 1997: 53) erhoben. Die Teilnehmer_innen wurden gebeten, ihr Netzwerk mit Spielfiguren aufzustellen und die Care-Beziehungen zwischen den Einzelpersonen mit farbigen Stiften einzuzeichnen. Alle Befragten erklärten sich dazu bereit. Die meisten haben die Zeichnung unmittelbar nach dem Interview angefertigt, einige haben aus Zeitgründen die Vorlage später ausgefüllt und nach einigen Tagen zugesendet. Oftmals ergaben sich nach dem Interview noch informelle Gespräche, in denen wichtige Aspekte zur Sprache kamen. Diese wurden als Postskriptum notiert, ebenso wie Impressionen über den Raum (oftmals das Wohnumfeld) der Interviews, die Gesprächsatmosphäre und ein subjektiver Eindruck der befragten Person (Lamnek 2005: 398).

4.5 Die Intersektionale Mehrebenenanalyse (IMA)

Das gewonnene Interviewmaterial habe ich mit einer Intersektionalen Mehrebenenanalyse untersucht. Die Auswertung verläuft in acht iterativ zu durchlaufenden Schritten, die sich in zwei Blöcke gliedern. Der erste Block dient der Analyse einzelner Interviews, der zweite der Gesamtschau der Einzelanalysen. In den ersten vier Schritten werden die Interviewtranskripte entlang der Ebenen Identitätskonstruktionen, Sozialstrukturen und symbolische Repräsentationen codiert, das Verhältnis der Ebenen in der Selbstpositionierung der Befragten rekonstruiert und in sogenannten Subjektkonstruktionen festgehalten. Je nach Länge und Komplexität ergaben sich aus einem Interview mehr oder weniger ausführliche und zahlreiche Subjektkonstruktionen. Diese werden im zweiten Block zu Typen zusammengefasst und mit dem Forschungsstand über das Verhältnis von Sozialstruktur und symbolischen Repräsentationen im Feld kontrastiert (Winker/Degele 2009: 79ff.). Tabelle 2 zeigt den Ablauf im Überblick.

Im vierten Schritt habe ich die Ergebnisse der Netzwerkanalyse in die Bildung von Subjektkonstruktionen mit einbezogen, was nicht zum originären Programm der Methode gehört.

gen. Vielleicht kannst Du mir sagen, ob Du im letzten Monat im Theater, im Kino oder auf dem Punkkonzert warst oder sagen, wo Deine Interessen liegen oder was Deine Hobbys sind, was Du tust, wenn Du nicht arbeitest und Zeit hast.«

	Schritt/Fokus	Vorgehen	Ergebnis
Block 1: Einzelinterviews	1. Identitätskonstruktionen	Offenes Codieren von Identitätskonstruktionen durch Positionierung und/oder Abgrenzung; Textstellen entsprechend verschlagworten	Subjektivierungsleistungen der einzelnen Interviewpersonen
	2. Symbolische Repräsentationen	Alle normativen/ideologischen Bezüge herausarbeiten; Textstellen verschlagworten	Normative Orientierung der einzelnen Interviewpersonen
	3. Sozialstruktur	Alle Bezüge auf soziale Strukturen herausarbeiten; Textstellen verschlagworten	Positionierung der einzelnen Interviewpersonen im Schnittpunkt von Herrschaftsstrukturen
	4. Wechselwirkungen zentraler Kategorien auf drei Ebenen	Verdichtung der Ergebnisse aller drei Ebenen zu Subjektkonstruktionen unter Einbezug der Ergebnisse der Netzwerkanalyse	Subjektkonstruktionen
Block 2: Interviewübergreifend	5. Subjektkonstruktionen	Ergebnisse des ersten Blocks clustern, dimensionalisieren und typisieren	Intersubjektiv bestimmter sozialer Sinn der Subjektkonstruktionen
	6. Beziehungen von Subjektkonstruktionen zu Herrschaftsverhältnissen	Subjektkonstruktionen zu Herrschaftsverhältnissen ins Verhältnis setzen	Vertiefter Einblick in die Intersektionen der Herrschaftsverhältnisse im Feld
	7. Symbolische Repräsentationen	Kontrastieren symbolischer Repräsentationen mit hegemonialen Normen und Werten	Verhältnis von feldspezifischer und gesamtgesellschaftlicher symbolischer Ordnung
	8. Synthese	Systematisches Herausarbeiten von Wechselwirkungen der Ergebnisse auf subjektiver, symbolisch-kultureller und gesellschaftsstruktureller Ebene	Gesellschaftliche Bedeutung der im Feld vorhandenen Subjektkonstruktionen im Kontext von kulturellen Konstruktionen und Gesellschaftsstrukturen

Tabelle 2: Ablauf einer Intersektionalen Mehrebenenanalyse in acht Schritten/zwei Blöcken, die iterativ durchlaufen werden

Im Folgenden erläutere ich zuerst die Bildung von Subjektkonstruktionen ausgehend von den Einzelinterviews (Abschnitt 4.5.1), dann die Erweiterung des Vorgehens durch den Einbezug der Netzwerkanalyse (Abschnitt 4.5.2) und abschließend die Synthese, die im zweiten Block aus einer theoretisch informierten und interviewübergreifenden Kontextualisierung der Einzelergebnisse erfolgt (Abschnitt 4.5.3).

4.5.1 *Bildung von Subjektkonstruktionen*

Im ersten Block der Analyse werden die im Interview angesprochenen Bezüge zu den drei Ebenen (Identitätskonstruktionen, symbolische Repräsentationen und soziale Strukturen) erfasst und zu Subjektkonstruktionen verdichtet. Die Bedeutungen der Ebenen und ihrer Wechselwirkungen wurden schon in Abschnitt 3.1 eingehend besprochen, daher halte ich ihre Darstellung hier kurz. Die ersten drei Auswertungsschritte bestehen im offenen Codieren aller Bezüge, die Identitätskonstruktionen, symbolische Repräsentationen und Sozialstrukturen betreffen. Im vierten Schritt werden die Wechselwirkungen der erfassten Aussagen zu Subjektkonstruktionen verdichtet. Das Vorgehen ist induktiv. Es werden nur diejenigen Kategorien herangezogen, die von den Befragten tatsächlich angesprochen wurden. Das Ergebnis ist eine Rekonstruktion der Selbstpositionierungen der Befragten im Kontext von symbolisch-kultureller Ordnung und Sozialstruktur. Aus der Perspektive der Forschung wird die rekonstruierte Selbstpositionierung als Subjektkonstruktion bezeichnet (Winker 2012: 19f.). Aus den Aussagen zu Identitätskonstruktionen werden sowohl affirmative Bezüge als auch Abgrenzungen (etwa »Ich bin nicht die typische Mutter ...«), mit denen die Befragten ihr Selbstverständnis artikulieren, notiert. Auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen werden sämtliche Äußerungen zu Normen, Werten, Stereotypen sowie Ideologien und Diskursen festgehalten. Akteur_innen beziehen sich sowohl auf hegemoniale symbolische Repräsentationen als auch auf solche, die nur in partikularen sozialen Gruppen – zum Beispiel in ihrem Beziehungsnetzwerk – Geltung haben. Der zweite Teil der Interviewpassage, »Ich bin nicht die typische Mutter, die jeden Abend um sieben den Tisch deckt«, wird als symbolische Repräsentation erfasst, konkret als hegemoniale Norm zum Thema Mutterschaft. Auf der Ebene der Sozialstruktur werden alle Verbindungen zu Institutionen, Organisationen, Gesetzen und Herrschaftsverhältnissen codiert. Im vorliegenden Themenfeld gehört dazu auch die Sicht auf die Struktur des eigenen Netzwerks – etwa zu Sachverhalten wie geteilten Wohnungen, gemeinsamer Ökonomie und institutionalisierter Regeln. »Weil wir alle unterschiedliche Arbeitszeiten haben, treffen wir uns immer samstags zum Essen« verweist sowohl auf die kapitalistische Institution der Lohnarbeit als auch auf eine Beziehungsstruktur, in der ein gemeinsames Essen am Wochenende institutionalisiert ist. Das Festhalten der relevanten Interviewpassagen geschieht an geeigneten Stellen als In-Vivo-Code (also als Schlagwort oder Kurzzitat aus dem Interview), implizite und komplizierte Beschreibungen werden mit verallgemeinernden Begriffen verschlagwortet. Spätere Passagen ähnlichen oder gleichen Inhalts werden ergänzt, wobei sich eine Verdichtung der Codes ergeben kann. Bei allen Bezügen wird die Zeilennummer festgehalten, die Zuordnung zu den Ebenen habe ich farblich gekennzeichnet.

Wie geschieht nun die Verdichtung der verschlagworteten Interviewpassagen zu Subjektkonstruktionen? Gabriele Winker und Nina Degele (Winker/Degele 2009; Winker 2012) bestimmen für diesen Schritt kein spezifisches Arbeitsmittel. Kathrin Schrader (2013: 189ff.) hat die Rekonstruktion mit der Software Atlas.ti realisiert, Jette Hausotter (2018) mittels Tabellen. Ich habe mich für eine beliebig skalierbare Pinnwand entschieden, die ich mit der freien Software Inkscape realisiert habe. Alle relevanten Codes wurden eingetragen, nach und nach verdichtet sowie Wechselwirkungen mit Pfeilen markiert. Die angestrebte Verdichtung ließ sich so wortwörtlich realisieren. Im iterativen Codieren konnte ich aus den Bezügen auf die drei Ebenen und ihre Wechselwirkungen thematische Cluster bilden: Sie ergeben die Vorstufe der eigentlichen Subjektkonstruktionen. Abbildung 1 zeigt einen solchen Cluster in einer vereinfachten Darstellung.

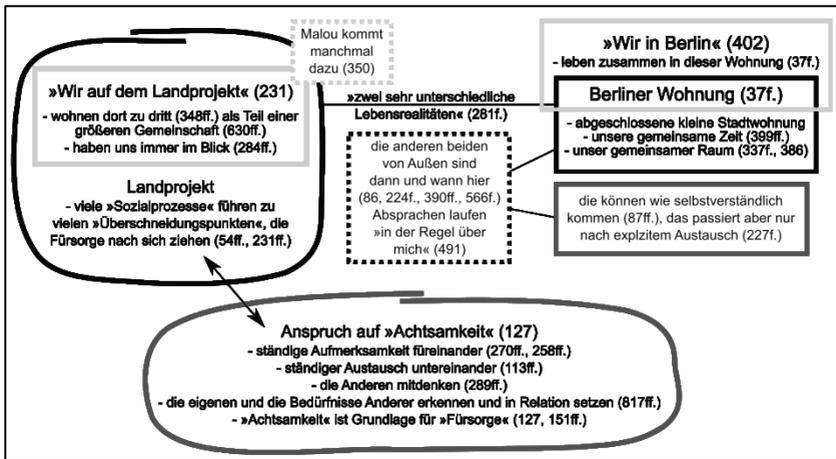


Abbildung 1: Verdichteter Cluster von Codes aus dem Interview mit Bettina Martens (anonymisiert); die Ebenen sind farblich codiert: schwarz – Strukturen, hellgrau – Identitätskonstruktionen, dunkelgrau – symbolische Repräsentationen

Der hier wiedergegebene Ausschnitt aus einer Pinnwand wurde in der folgenden Subjektkonstruktion festgehalten:

Bettina Martens hat zwei sehr unterschiedliche Lebensrealitäten, die zwei unterschiedliche »Wir« konstituieren: Das »Wir in Berlin« von Bettina Martens und ihrer Freundin Malou in einer abgeschlossenen Stadtwohnung und das »Wir auf dem Landprojekt« von Bettina Martens, ihrer Freundin Elisandra und Malous Freundin (N.N.). Malou kommt zu diesem »Wir« manchmal dazu. Die Stadtwohnung bietet gemeinsame Zeit und gemeinsamen Raum für Bettina und Malou, die anderen sollen wie selbstverständlich dazukommen können, dabei aber diesen Raum achten. Die dafür nötigen Absprachen laufen in der Regel über Bettina Martens. Das »Wir auf dem Landprojekt« bezieht sich dem engen Setting geschuldet sehr fürsorglich aufeinander: Weil es viele Sozialprozesse gibt, gibt es viele Über-

scheidungspunkte, die entsprechend dem an sich selbst formulierten Anspruch auf achtsame Beziehungsführung Fürsorge nach sich ziehen. (BM, SK1)

Aus einem Interview ergaben sich zwischen fünf und 17 Subjektkonstruktionen, passende Interviewzitate wurden in Fußnoten festgehalten. Die Subjektkonstruktionen meldete ich zur kommunikativen Validierung schriftlich an die Interviewteilnehmer_innen zurück (vgl. Abschnitt 4.6). Sie dienten als Grundlage für die Schritte 5–8 (vgl. Abschnitt 4.5.3). Teilweise wurden die Ergebnisse der Netzwerkanalyse in die Subjektkonstruktionen mit einbezogen.

4.5.2 Erweiterung der Intersektionalen Mehrebenenanalyse mittels Netzwerkanalyse

Bei der Rekonstruktion der Subjektkonstruktionen habe ich die Interviewausagen um die Netzwerkauskünfte der Befragten ergänzt. Um diese zu erheben, wurden die Teilnehmer_innen nach den Interviews gebeten, ihr Beziehungsnetzwerk auf einem Papierbogen mit Spielfiguren aufzustellen und die gerichteten und gewichteten Care-Relationen zwischen den Beteiligten auf dem Bogen zu vermerken. Einige Dimensionen von Care (wie zum Beispiel »kocht für«, »wäscht Wäsche für«, »tröstet«) waren als Beispiel vorgegeben, weitere sollten ergänzt werden. Eine Gewichtung der Relationen war durch gepunktete, gestrichelte oder fette Linien möglich. Die Richtung wurde durch Pfeile deutlich. Die so entstandenen Zeichnungen wurden in die freie Netzwerkanalysesoftware Gephi eingegeben. Diese erlaubt die Quantifizierung der erhobenen Daten. Aus den Knotenpunkten und den gewichteten⁴⁷ und gerichteten Care-Relationen erstellt das Programm ein Diagramm und nimmt verschiedene Berechnungen vor, aus denen sich Aussagen über das Netzwerk ableiten lassen. Abbildung 2 zeigt ein gezeichnetes Netzwerk, Abbildung 3 das zugehörige Netzwerkdiagramm.

Im Diagramm sind die Angehörigen des Netzwerks als Knotenpunkte sichtbar. Die Verbindungslinien zeigen die angegebenen Care-Relationen, die Pfeilspitzen visualisieren ihre Intensität und Richtung. Darüber hinaus berechnet die Software die Integration des Netzwerks als Quotient von vorhandenen und möglichen Beziehungen und gibt damit ein Maß, wie stark das Netzwerk in Bezug auf Care-Beziehungen vermascht ist. Das Beispiel in Abbildung 2 weist eine Integration von 23,1 Prozent auf; von 78 möglichen Relationen liegen 18 tatsächlich vor. Innerhalb der Kerngruppe liegt die Integration bei 100 Prozent, alle möglichen Relationen liegen vor.

47 Eine fette Linie wurde als Wichtung 8 quantifiziert, eine durchgezogene Verbindung als 4, eine gestrichelte als 2, eine gepunktete als 1.

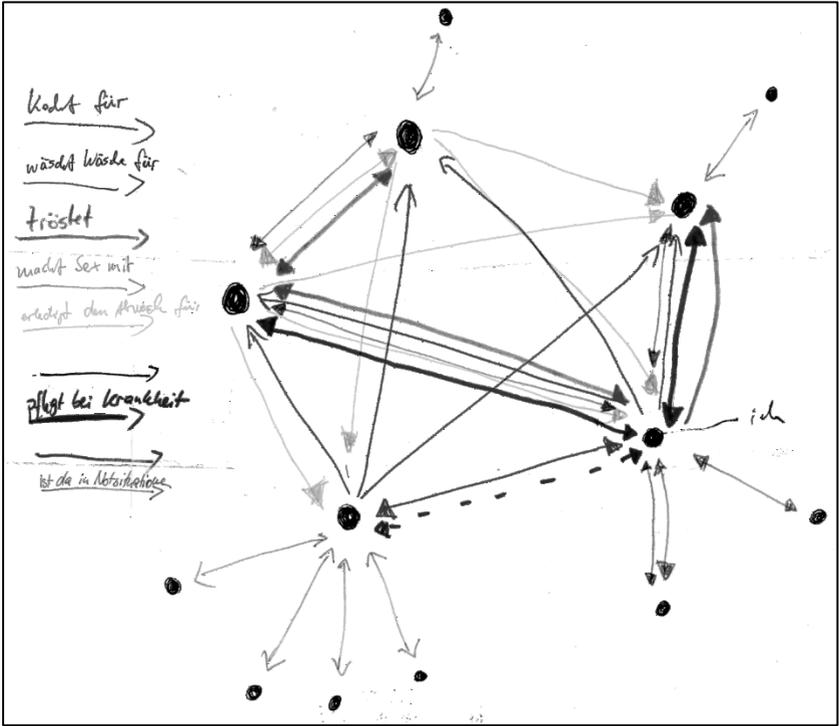


Abbildung 2: Netzwerkzeichnung von Kala Baruwál

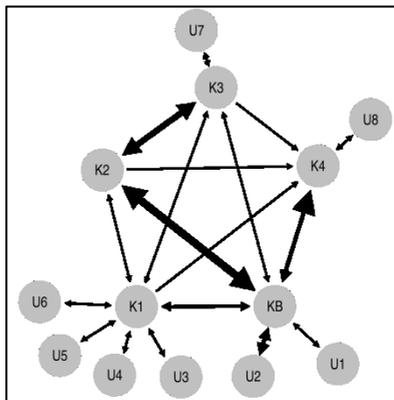


Abbildung 3: Diagramm von Kala Baruwál's Netzwerk

Außer einer Visualisierung und Quantifizierung der Integration erlaubt die Methode eine tabellarische Darstellung der Verteilung von Care-Praxen im Netzwerk. Ein Beispiel gibt Tabelle 3. Der gewichtete In-Grad ist ein Maß, wie viel Care die betreffende Person empfängt, der gewichtete Out-Grad misst, wie viel Care die Person gibt, die daraus berechnete Care-Bilanz zeigt für das ganze Netzwerk, wer eher Sorge ausübt und wer stärker umsorgt wird.

Name	Gewichteter Grad	Gewichteter In-Grad	Gewichteter Out-Grad	Gewichtete Care-Bilanz
KB	100	46	54	8
K1	64	30	34	4
K2	68	32	36	4
K3	52	24	28	4
K4	44	32	12	-20

Tabelle 3: Quantifizierte Care-Relationen in der Kommune von Kala Baruwal

Dieses Vorgehen wirft aus der Perspektive subjektorientierter Forschung mannigfaltige Fragen und Probleme auf. Zum einen werden in der quantifizierten Auswertung unter Umständen völlig inkommensurable Care-Praxen gleichgesetzt – zum Beispiel tägliche und außergewöhnliche, mehr und weniger zeitaufwändige, solche die volle Aufmerksamkeit erfordern und solche, die beiläufig erledigt werden können. Außerdem nimmt die Verlässlichkeit der erfassten Praxen bei nur indirekt verbundenen Beteiligten ab. Die so berechneten Werte sind also weit davon entfernt, die Verteilung von Care-Praxen im Netzwerk reliabel wiederzugeben. Trotzdem sehe ich in der Netzwerkzeichnung und der quantitativen Netzwerkanalyse eine Möglichkeit, zusätzlich zum Interview Eindrücke über die Beziehungsstruktur zu gewinnen. Als besonders hilfreich hat sich das Vorgehen erwiesen, wenn die Gesprächspartner_innen sehr wenig über die konkrete Verteilung von Care-Praxen erzählt haben. Die Aufforderung, konkrete Sorgebeziehungen aufzuzeichnen erlaubte es, im Interview nicht thematisierte Tätigkeiten sichtbar zu machen – wie ungenau und subjektiv die Darstellung auch sein mag. Als behutsame Schlussfolgerung aus dem wiedergegebenen Beispiel habe ich folgendes festgehalten:

- In der Kerngruppe (KB und K1–K4) gibt es sorgende Verbindungen zwischen allen Beteiligten, U1–U8 sind jeweils nur über eine Person und weitgehend einzig über Sex angebunden.
- Die stärkste Sorge im Netz bringt KB für K2 und K4 auf, wobei die Beziehung zu K2 symmetrisch ist, K4 sich deutlich weniger intensiv um KB kümmert als umgekehrt.

- K2 und K3 kümmern sich in mittlerer Intensität umeinander, die anderen Angehörigen der Kerngruppe kümmern sich eher schwach ausgeprägt umeinander.
- Die meisten Care-Beziehungen sind wechselseitig und gleich intensiv, lediglich zwischen K4 und den anderen gibt es eine asymmetrische Verteilung von Care.
- In der Summe sind Care-Tätigkeiten in der Kerngruppe relativ gleich verteilt, lediglich K4 kümmert sich erkennbar weniger um die Anderen.

In der Summe kümmert sich KB am meisten um die Anderen, empfängt aber auch am meisten Care. Bei aller Vorsicht gegenüber den wenig verlässlichen Ableitungen konnte ich so bestimmte aus der Interviewanalyse gewonnene Ergebnisse untermauern. Damit war es möglich, Vermutungen über die Verteilung von Care-Praxen zu substantizieren und in die Subjektkonstruktionen mit aufzunehmen. Die Schlussfolgerungen aus der Netzwerkanalyse wurden in die kommunikative Validierung mit einbezogen und gegebenenfalls auf Widersprüche zwischen Narration und Netzwerkzeichnung hingewiesen. Zwei Interviewpartner_innen haben aufgrund dessen im Nachgespräch in den Subjektkonstruktionen festgehaltene Einschätzungen über Aufgabenteilung in Richtung einer weniger egalitären Praxis relativiert. Bei dem hier angeführten Beispiel wurden die dargelegten Schlussfolgerung der Netzwerkanalyse von der Interviewpartnerin bestätigt.

4.5.3 *Typisierung und Synthetisierung der Einzelanalysen*

Die Schritte 5–8 der Intersektionalen Mehrebenenanalyse konzentrieren sich nicht mehr allein auf das Einzelinterview, sondern auf die interviewübergreifende Zusammenschau. Hier werden die Ergebnisse der einzelnen Interviewanalysen nach einer Typenbildung mit dem Forschungsstand zu feldspezifischen sozialen Strukturen und symbolischen Repräsentationen ergänzt und kontrastiert. Dadurch tritt die gesellschaftliche Bedeutung der rekonstruierten Subjektkonstruktionen klarer hervor (Winker 2012: 21).

In Schritt 5 habe ich die untersuchten Netzwerke mittels einer empirisch fundierten Typenbildung (Kelle/Kluge 2010: 83ff.) zu drei Typen zusammengefasst. Dazu wurden die in den jeweiligen Einzelergebnissen vorliegenden Vergleichsdimension in einer Tabelle gesammelt und im zweiten Schritt sowohl theoriegeleitet als auch intuitiv nach Möglichkeiten gesucht, Vergleichsdimensionen zusammenzufassen und dadurch zu verringern (ebd.: 91ff.). So gewonnene Vermutungen wurden durch Kreuztabellen geprüft (ebd.: 96ff.). Letztendlich ließen sich drei Vergleichsdimensionen bestimmen, aus denen sich anhand der Häufung von Merkmalsausprägungen drei Gruppen mit einer hinreichenden inneren Homogenität und erkennbaren Unterschieden zu anderen Gruppen synthetisieren ließen. Die Vergleichsdi-

mensionen waren: Volumen und Zusammensetzung kulturellen, sozialen und ökonomischen Kapitals, Umfang und Art von Care-Praxen sowie die normative Orientierung in Bezug auf Care. Die Typen (der pragmatisch-kollektive Typ, der individuell-ideelle Typ und der konventionell-kernzentrierte Typ) werden in Abschnitt 5.1 vorgestellt.

Anschließend (Schritt 6) wird aus dem Forschungsstand vorliegendes Wissen über heteronormative, rassistische, bodyistische und kapitalistische Strukturen in der Gesellschaft mit in die Analyse einbezogen. Das verdeutlicht die soziale Bedingtheit der aus dem Interviewmaterial rekonstruierten Positionierungen zu sozialen Strukturen. An dieser Stelle wird auch aus dem im einzelnen Interview Nicht-Gesagten die Selbstverständlichkeit hegemonialer Positionen herausgearbeitet. In Schritt 7 werden die in den Subjektkonstruktionen festgehaltenen symbolischen Repräsentationen in Bezug zu hegemonialen Werten, Normen, Diskursen und Deutungsmustern gesetzt. Im Ergebnis zeigte sich das Verhältnis von feldspezifischer und gesamtgesellschaftlicher symbolischer Ordnung (Winker 2012: 22f.). Beide Schritte erlauben es zu erfassen, wie die Interviewpartner_innen mehr oder weniger eigensinnig mit hegemonialen symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen umgehen.

Im achten Schritt werden die vorherigen Schritte synthetisiert. Ausgehend von den Wechselwirkungen zwischen den drei Ebenen wird dabei deutlich, welche sozialen Positionen die Befragten einnehmen und wie sie mit Anforderungen der strukturellen und symbolisch-kulturellen Rahmung umgehen. Dadurch wird »letztendlich klar, welche symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen Menschen im Prozess ihrer Subjektivierung verarbeiten und bewältigen müssen [...], wie sie dies tun und was ihre sozialen Praxen für ihre soziale Positionierung bedeuten.« (ebd.: 22). Dies wird in Kapitel 5 dargestellt.

Ziel meiner Studie ist aber darüber hinaus, Möglichkeiten einer stärkeren Verfügung über den gesellschaftlichen Rahmen zu finden und auf diese Weise zur Erweiterung von Handlungsfähigkeit beizutragen. Zu diesem Zweck ist die Orientierung an einer subjektwissenschaftlichen, beteiligungsorientierten Forschung – wie sie im folgenden Abschnitt besprochen wird – zentral (ebd.: 22f.).

4.6 Das Mitforscher_innenprinzip in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse

Das Mitforscher_innenprinzip entstammt der Kritischen Psychologie, die radikal mit der Vorstellung bricht, Forschung könne und solle von einem neutralen, quasi außerhalb gelegenen Standpunkt aus ein Feld untersuchen:

»Psychologie vom Standpunkt des Subjekts« ist nicht metaphorisch gemeint, sondern in dem Sinne wörtlich zu nehmen, dass individuelle Subjekte nicht beforcht werden, sondern auf der Forschungsseite stehen sollen. Gegenstand der Forschung sind nicht (andere) Individuen, sondern die Welt, wie sie von den Individuen erfahren wird (statt dass danach gefragt wird, wie die Welt auf die Individuen wirkt).« (Markard 2010: 174)

Die Intersektionale Mehrebenenanalyse ist diesem Ansatz insofern verwandt, als es in den ersten vier Schritten darum geht, die Selbstpositionierungen der interviewten Person in ihren Wechselwirkungen mit sozialen Strukturen, symbolischen Repräsentationen und Identitätskonstruktionen – der Welt in ihren Facetten, analytisch als Ebenen konzeptualisiert – zu rekonstruieren.

Ein Blick auf die Forschungslandschaft der Kritischen Psychologie zeigt, dass eine umfassende Umsetzung des Mitforscher_innenprinzips schnell an forschungspraktische Grenzen stößt. Morus Markard (2000: 227ff.) sieht schon die Nutzung transkribierter Interviews als Verstoß gegen das Mitforscher_innenprinzip, weil unklar sei, wieso die »auf ihre Datenurheberschaft reduzierten Interviewpersonen« (ebd.: 228) überhaupt Interesse an der Beforschung einer in der Interviewsituation gewonnenen Momentaufnahme ihres tatsächlich doch prozesshaften Weltbezugs haben sollten. Es stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen Interviewteilnehmer_innen schon allein die Zeit haben, womöglich sehr umfangreiche Transkripte gegenzulesen oder gar selbst anzufertigen. Es ist daher nicht verwunderlich, dass in vielen Forschungsprojekten der Kritischen Psychologie Akademiker_innen – Student_innen und Dozent_innen – sich selbst erforschen (Holzkamp 1995; Markard 2000).

In einem 2012 veröffentlichten Aufsatz hat Gabriele Winker die subjektwissenschaftliche Weiterentwicklung der Intersektionalen Mehrebenenanalyse programmatisch umrissen: Dementsprechend sei es nur konsequent, erstens schon die Ziele der Forschung gemeinsam mit allen Projektbeteiligten zu entwickeln, zweitens die Subjektkonstruktionen (die Ergebnisse der Analyse der Einzelinterviews, vgl. Abschnitt 4.5.1) zusammen zu erarbeiten beziehungsweise gemeinsam zu besprechen und drittens mit den Mitforschenden die Ergebnisse daraufhin zu untersuchen, welche kollektiven Handlungsperspektiven sich aus der Forschung ergeben (Winker 2012: 24f.). Ich werde im Folgenden darstellen und kritisch reflektieren, inwiefern es mir gelungen ist, diese drei Vorschläge umzusetzen.

4.6.1 Ziele der Forschung

Eine konkrete gemeinsame Festlegung der Projektziele ist im Rahmen einer Qualifikationsarbeit, die auf Erkenntnisse über Menschen zielt, die nicht selbst dem Forschungssetting angehören, nur schwer vorstellbar. Gleichwohl lässt sich eine Übereinstimmung über die Projektziele zumindest anstreben, indem sich die Forschung an Fragen orientiert, die für die Menschen im Feld

relevant sind. Um diese zu antizipieren, war meine eigene Verankerung im Forschungsfeld sicherlich hilfreich (vgl. Abschnitt 4.2). Ein gewisses Interesse an der Fragestellung wird zudem durch die freiwillige Teilnahme an der Studie dokumentiert. Das geschilderte zweistufige Verfahren (Onlinesurvey und narrative Interviews/Erhebung der Netzwerke) sollte dazu beitragen, dieses Interesse zu intensivieren. So wurden die Teilnehmer_innen am Onlinesurvey im negativen Sinne *beforscht* – sie wurden mit Fragen konfrontiert, die aus einer theoretischen Perspektive auf ihren Lebensbereich stammten und eine Einschätzung der teilnehmenden Personen ermöglichen sollten. In der abschließenden Erkundigung nach der Bereitschaft für ein Interview und im darauffolgenden Vorgespräch habe ich jedoch das Ziel expliziert, gemeinsam mehr über die Sorgepraxen konsensuell-nichtmonogam lebender Menschen herauszufinden.⁴⁸ Die Teilnahme am Interview demonstriert die mittels zwei konkreter Nachfragen verifizierte Übereinstimmung, dass die Frage, wie sich Menschen in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken umeinander kümmern relevant ist, und, soweit vom Aufwand her vertretbar, gemeinsam untersucht werden soll. Davon zeugt auch die große Bereitschaft der Befragten, die Forschung über das bei der Zusage zur Mitwirkung abschbare Maß hinaus zu unterstützen: Die meisten Interviewten haben sich am Survey beteiligt, an einem Interview teilgenommen, die daraus entstandenen Subjektkonstruktionen geprüft und in einem weiteren persönlichen Treffen mit mir besprochen. Etwa die Hälfte der Befragten hat gegen Ende des Forschungsprozesses in einem Internetforum politische Konsequenzen der Ergebnisse diskutiert.

4.6.2 *Kommunikative Validierung der Subjektkonstruktionen*

Die Bildung der Subjektkonstruktionen aus dem transkribierten Material hat je nach Interview und Erfahrungsstand ein bis vier Wochen in Anspruch genommen. Wie oben angedeutet war es auf mein Sample bezogen nicht realisierbar, diese Aufgabe gemeinsamen zu erledigen. Stattdessen wurden die Befragten gebeten, die Subjektkonstruktionen während eines Treffens ein bis zwei Jahre nach dem Erstgespräch zu validieren. Von 14 Interviewpartner_innen waren zwölf zu einem persönlichen Treffen bereit. Zwei haben aus Zeitgründen darum gebeten, diesen Schritt per Email durchzuführen. Elf Gespräche sind wie geplant zustande gekommen, eins wurde kurz-

48 Die entsprechenden Stellen im Onlinesurvey und dem Interviewvorgespräch lauteten: »Mein Interesse ist vor allem, dass wir, die wir in Beziehungsnetzwerken leben, gemeinsam besser verstehen, was unsere Lebensweise ausmacht.«; »Mein Vorhaben ist, dass wir gemeinsam mehr darüber herausfinden, wie sich Menschen in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken umeinander kümmern.«

fristig abgesagt und später telefonisch nachgeholt. Als Grundlage für dieses Nachgespräch erhielten die Teilnehmer_innen einen Analysebogen mit den folgenden Inhalten:

- einen Kopfbogen mit ihrer sozialstrukturellen Positionierung und (nach Einschätzung der Interviewperson) der anderen Personen im Netzwerk, generiert aus dem Onlinesurvey und dem Interview
- die Subjektkonstruktionen, hervorgegangen aus den Schritten 1–4 der Intersektionalen Mehrebenenanalyse, wobei in Fußnoten besonders prägnante Zitate festgehalten wurden
- ein Netzwerkdiagramm und eine Zusammenfassung der Ergebnisse der Netzwerkanalyse in Alltagssprache.

Wo die jeweiligen Ergebnisse offene Fragen enthielten, wurde dies markiert. Beispielsweise unterschieden sich mitunter die sozialstrukturellen Angaben im Onlinesurvey von denen des Interviews. Auch widersprachen sich teilweise die Ergebnisse von Netzwerk- und Interviewanalyse bezüglich der Verteilung von Care im jeweiligen Netzwerk.

Ergebnisse der Rückmeldungen

Der weitaus größte Teil der Interviewpartner_innen (13 von 14) sah sich in den Analyseergebnissen gut repräsentiert. In drei Nachgesprächen wurden lediglich Änderungen am Kopfbogen vorgenommen. Neun Befragte korrigierten wenige Kleinigkeiten an den Subjektkonstruktionen: Präzisierungen, Änderungen am Ausdruck und an bestimmten Begrifflichkeiten, einzelne Aussagen wurden abgeschwächt und in zwei Fällen Zitate umformuliert. Die in Alltagssprache wiedergegebenen Ergebnisse der Netzwerkanalyse blieben meist unbeanstandet. Zwei Personen relativierten Aussagen über die egalitäre Verteilung von Care-Praxen im Netzwerk. Insofern kann festgehalten werden, dass sich die kommunikative Validierung als hilfreich erwiesen hat.

An drei Stellen haben sich im Nachgespräch Modifikationen ergeben, die keine einfache Bewertung zulassen. Sie werden daher genauer dargestellt. Eine Änderung in einer Subjektkonstruktion wurde vom Interviewpartner mit seiner besonderen Lage zum Zeitpunkt des ersten Gesprächs begründet. Zwei Analysebögen erfuhren im Nachgespräch über das Niveau kleinerer Änderungen hinaus Korrekturen: Einmal ging es um die Frage der Anonymisierung, woraus sich auch eine inhaltliche Verschiebung ergab. Eine Analyse wurde von der Interviewperson als gänzlich misslungen eingeschätzt.

»Ich habe das damals nur gesagt, weil ...«

Eine befragte Person hatte im ersten Gespräch zum Ausdruck gebracht, dass es in ihrem Beziehungsnetzwerk eine Phase gab, in der sie eine sehr margina-

le und untergeordnete Position einnahm. Die entsprechende Subjektkonstruktion war durch ein pointiertes Zitat unterlegt. Im Nachgespräch bat sie, das Zitat zu ändern, da sie sich kurz vor dem Interview mit einer ehemaligen Partner_in gestritten und die (zu diesem Zeitpunkt schon einige Jahre vergangene) Situation daher negativer dargestellt habe, als sie gewesen sei. Daraus ergibt sich die weitergehende methodische Frage, ob nicht das Interview gewollt eine Situation herstellt, in der Menschen über Dinge sprechen, die sie in alltäglichen Situationen verschweigen (Schütze 1976: 224f.) und es genau darum geradezu gewollt ist, dass sich Interviewpartner_innen sozusagen verplappern. Selbstverständlich legt es der Verlauf narrativer Interviews nahe, mehr preiszugeben, als zu Beginn intendiert war. Im geschilderten Fall ist gleichwohl Markard (2000: 227f.) zuzustimmen, der fragt, wieso ausgerechnet die zum Zeitpunkt des Interviews vorgenommene Thematisierung die ausschlaggebende für die Analyse sein soll und nicht die vorher formulierte oder die später reflektierte – gerade weil die Interviewperson die besagte Aussage aus einer besonderen Situation heraus begründet. Dem schließe ich mich an. Deswegen wurde das besagte Zitat gestrichen und die zugehörige Subjektkonstruktionen in Absprache abgeschwächt.

»Wenn das raus kommt«

Zwei Befragte haben im Verlauf der Forschung thematisiert, dass Anonymisierung für sie wichtig ist, weil sie negative Konsequenzen fürchten, falls Behörden Details über ihre Lebensumstände herausfinden. Bei beiden handelt es sich um Menschen, die gegenüber ihrem Umfeld – Arbeitsplatz, Freundeskreis, Familie – offen nichtmonogam leben. Während eine Person mit der im Analysebogen vorgenommenen Anonymisierung zufrieden war, wurde in einem anderen Nachgespräch genau besprochen, wie mit Transferleistungen, dem möglichen Zuverdienst und den Angaben zu Wohnverhältnissen bei Behörden umgegangen wird. Die betreffende Person war sichtlich bemüht, jeden Eindruck zu vermeiden, ihr Umgang mit Einkommen und Wohnverhältnissen dehne oder überschreite die Grenzen der Legalität oder würde darauf abzielen, dem Netzwerk einen moralisch unlauteren Vorteil zu verschaffen. Anders als bei der oben geschilderten Änderung ergibt sich hier ein Problem: Unbenommen davon, ob der konkrete Kontakt zu Ämtern dem Buchstaben und dem Geist der entsprechenden Gesetze und Verordnungen entspricht, legt die veränderte Haltung der Interviewperson nahe, dass sie die Forschung hier als normierende Instanz erfahren hat. Während ich im Interview zum Mitverschwörer ihrer kreativen Umgangsweisen mit Behörden gemacht wurde, betonte sie im Nachgespräch, ihr Verhalten sei zwar durchdacht, aber immer legal und legitim gewesen. Aufgabe einer engagierten Sozialforschung ist es aber gerade nicht, sozial erwünschte Ergebnisse zu produzieren, sondern im Gegenteil, zu zeigen, wie eine subjektiv gelingende

Lebenspraxis unter Umständen auch gegen hegemoniale Normen und Strukturen durchgesetzt werden kann. Der an dieser Stelle aufbrechende Konflikt zwischen Forschungsethik und kritischem Anspruch kann hier nicht aufgelöst werden und ist bei der Würdigung der Ergebnisse – vor allem in Bezug auf die Auseinandersetzung mit Behörden – zu berücksichtigen. Konkret gesagt: Es ist wahrscheinlich, dass es im Feld mehr kreativen Umgang mit rechtlichen Rahmenbedingungen gibt als im Ergebniskapitel (Kapitel 5, insbesondere Abschnitte 5.4 und 5.6) dargestellt wird.

»Das geht gar nicht«

Völlig unzufrieden mit meiner Auswertung war eine Interviewperson. Sie hat beim Nachgespräch die meisten Subjektkonstruktionen zurückgewiesen und eine grundlegende Kritik an der ihrer Ansicht zu wenig beteiligungsorientierten Methodik vorgebracht. Das Angebot, die Forschungszusammenarbeit daher zu beenden, hat die betreffende Person an dieser Stelle abgelehnt, sodass im Ergebnis eine radikal gekürzte Version der Subjektkonstruktionen entstanden ist. Im Vergleich zur anfangs formulierten fehlten in der korrigierten Variante einige starke Subjektkonstruktionen, die deutlich machten, dass die Person mit ihren Idealvorstellungen über Beziehungsgestaltung an strukturelle Grenzen stößt. Ein weitergehende Klärung der Konflikte um die Subjektkonstruktionen ließ sich nicht realisieren, weil die Interviewperson nach dem Folgegespräch implizit ihre Bereitschaft, an der Forschung teilzuhaben, zurückzog. Sie reagierte auf die vereinbarte Validierung der korrigierten Subjektkonstruktionen auch auf mehrmalige Nachfrage hin nicht. Aus diesem Grund ist das Interview nicht mit in die Ergebnisse eingegangen.

Das erlaubt jedoch, ein Problem der praktizierten Methodik zu diskutieren: Die meisten Menschen müssen unter allen bisher realisierten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mit dem Widerspruch zwischen ihren individuellen Wünschen sowie Bedürfnissen und dem gesellschaftlich Möglichen leben. Indem die Intersektionale Mehrebenenanalyse das Verhältnis von Identitätskonstruktionen, symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen offenlegt, erzeugt sie systematisch Ergebnisse, die diese Widersprüche thematisieren, mit anderen Worten: Dass sich im Verlauf einer Intersektionalen Mehrebenenanalyse zeigt, dass Subjektivierungsleistungen nicht immer mit der individuellen normativen Orientierung übereinstimmen und Herrschaftsstrukturen es erschweren, die eigenen Bedürfnisse zur Geltung zu bringen und den eigenen Normen gerecht zu werden, ist sehr naheliegend. Liegt nun bei den Interviewpartner_innen eine Weltanschauung vor, die darauf abzielt, Widersprüche auszublenden, so kann eine von außen herangetragene Analyse, die diese betont, geradezu als Angriff verstanden werden. Das muss bei besagter Interviewperson nicht unbedingt der Fall sein. Gleichwohl zeigt es das Problem eines Forschungsansatzes auf, der einerseits von Wider-

sprüchen ausgeht, andererseits auf Menschen trifft, die ihrer Selbstsicht eine starke Kohärenz von Subjektivierung, Normorientierung und gesellschaftlicher Struktur zugrunde legen. Eine mögliche Lösung bietet eventuell eine entschiedener subjektwissenschaftliche Herangehensweise, die in einem langen Prozess eine gemeinsame Sicht herzustellen vermag. Die Ergebnisse nicht rückzukoppeln umgeht dagegen das Problem und provoziert unter Umständen ein Ergebnis, dass in Konflikt mit idealisierten Selbstbildern gerät.

Letzteres kommt für den hier beschriebenen Ablauf aus forschungsethischen Gründen nicht in Betracht, ersteres wurde bereits aus forschungspraktischen Gründen verworfen. Daher blieb im konkreten Falle nur, das besagte Interview nicht in die Auswertung einzubeziehen.

4.6.3 Ergebnisse und Handlungsperspektiven

Eine weitere Strategie, die Gabriele Winker (2012: 24f.) vorschlägt, um eine Intersektionale Mehrebenenanalyse beteiligungsorientierter zu gestalten, ist die gemeinsame Diskussion der Ergebnisse und der aus ihnen folgenden Handlungsperspektiven. Daher war zunächst eine Gruppendiskussion aller Beteiligten geplant, diese ließ sich jedoch aus forschungspraktischen Gründen nicht umsetzen: Der Abgabetermin der Dissertation rückte näher und die Auswertung einer Gruppendiskussion hätte den zeitlichen Rahmen gesprengt.

Als machbar erwies sich aber die von einer Teilnehmerin vorgeschlagene Diskussion der handlungspraktischen und politischen Konsequenzen der Forschung in einem Internetforum. Um dies zu realisieren, habe ich die Ergebnisse der Analyse daraufhin untersucht, welche in den Interviews angesprochenen Handlungsstrategien besonders geeignet für die Erweiterung des emanzipatorischen Potenzials konsensueller Nichtmonogamie scheinen. Diese habe ich zu acht Thesen zusammengefasst und in einem Internetforum den Beteiligten zur Diskussion gestellt. Sechs Befragte haben sich daran beteiligt, die zusammenfassenden Thesen wurden in 47 Antworten aufgegriffen, wobei es nur bei einer These zu einer kontroversen Debatte kam. Die Ergebnisse der Diskussion sind in Kapitel 7 dargestellt.

Im Nachhinein betrachtet hält sich das Ergebnis des Austauschs im Internetforum in Grenzen. Aufgrund der geringen Beteiligung und des wenig intensiven Dialogs hat das Forum weniger zur Debatte um emanzipatorische Strategien beigetragen als von einer Gruppendiskussion zu erwarten war.

4.7 Zusammenfassung

Was habe ich also getan? In Abschnitt 4.1 wandte ich gegen die im politischen Diskurs artikulierten antagonistischen Vermutungen über die gesellschaftliche Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie ein, diese lasse sich nur bestimmen, wenn die konkreten Praxen konsensueller Nichtmonogamie genau in den Blick genommen werden. Verschiedene Methoden, die das erlauben, neigen nun ihrerseits dazu, den Gegenstand in einer spezifischen Weise zu deuten: Ein Vorgehen, das in der sozialen Praxis Belege für bekannte theoretische Zusammenhänge sucht, kann kaum angemessen sichtbar machen, wo die untersuchten Beziehungsnetzwerke Wege finden, mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen eigensinnig umzugehen. Eine Methode, die sich darauf beschränkt, die Selbstsicht der Interviewten zu rekonstruieren, übersieht tendenziell ideologische oder legitimatorische Bezüge im Gesagten. Eine angemessene Methodik muss deswegen sowohl den Eigensinn der Subjekte als auch die gesellschaftliche Rahmung ihrer Praxen einbeziehen. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse erfüllt diesen Anspruch durch eine Kombination von subjektorientiertem und gesellschaftstheoretischem Herangehen. Im ersten Block werden die Selbstpositionierungen der Interviewten rekonstruiert und als Subjektkonstruktionen zusammengefasst, im zweiten Block werden die Ergebnisse der Interviewanalysen (typisiert) aufeinander bezogen und mit dem Forschungsstand zu feldspezifischen sozialen Strukturen und symbolischen Repräsentationen kontrastiert. Dadurch gelingt es, die Wirkung von Herrschaftsverhältnissen und widerständigen Praxen offenzulegen; die Widersprüche zwischen angestrebten und im sozialen Kontext möglichen Formen des Sozialen werden erkennbar.

Das zweistufige Verfahren von Onlinesurvey und theoretischem Sampling hat sich als geeignet erwiesen, relativ unterschiedlich positionierte Interviewpartner_innen zu gewinnen. Da sich die Alltagspraxis von Netzwerken in Interviews mit Einzelpersonen schwer verlässlich überschauen lässt, habe ich neben Interviews auch Netzwerkdaten erhoben. Die daraus resultierenden quantitativen Ergebnisse dürfen allerdings keinesfalls überbewertet werden. Trotz gewisser Mängel in Bezug auf Validität und Reliabilität war die Netzwerkanalyse als Ergänzung der Transkripte und als Abbildung der Strukturebene hilfreich. Darauf weisen sowohl die kommunikative Validierung, die Untermauerung der in mehreren Interviews begründeten Vermutungen über die Verteilung von Care-Praxen im Netzwerk durch die Netzwerkanalyse als auch die Relativierung von Einschätzungen über eine zunächst behauptete egalitäre Aufgabenteilung in zwei Nachgesprächen hin.

In der Studie habe ich verschiedene Strategien erprobt, um die Ziele und Ergebnisse der Forschung mit den Beteiligten abzugleichen. Meine Verankerung im Feld sowie eine entsprechende Ansprache an die Inter-

viewpartner_innen machten es möglich, das gemeinsame Ziel der Arbeit tatsächlich – wie im Survey programmatisch festgehalten – zu erreichen, also »gemeinsam mehr darüber heraus[zu]finden, wie sich Menschen in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken umeinander kümmern«. Durch die ausführliche persönliche Diskussion der Einzelergebnisse mit den Beteiligten konnten zum einen die Resultate kommunikativ validiert werden. Die gelingende Darstellung der Selbstpositionierung aus Sicht der Beteiligten in den Schritten 1–4 wurde auf diese Weise sichergestellt. Zum anderen zeigte sich, dass diese Form der Rückmeldung nicht allen Personen entgegenkam, womöglich weil die auf Widersprüche ausgelegte Methodik eine starke Kohärenz von Selbstpositionierung und normativer Orientierung infrage stellte. Die Debatte über die politischen Implikationen der Forschungsergebnisse im Forum war hilfreich, insofern etwa die Hälfte der interviewten Personen hier Zustimmung zu den meisten Ergebnissen signalisiert hat. Für eine weiterführende und gegebenenfalls auch auf konkrete gemeinsame Schritte zielende Perspektive im Sinne der Aktions- und Handlungsforschung wäre es angebracht, politische Strategien wie ursprünglich geplant in einer Gruppendiskussion, eventuell sogar in einem mehrtägigen Workshop zur Diskussion zu stellen.

5 Care in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken

In diesem Kapitel stelle ich die empirischen Ergebnisse der Studie dar. Zuerst (Abschnitt 5.1) beschreibe ich die sehr unterschiedlichen konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerke, die ich untersucht habe, und die auf ausgesprochen vielfältige Weise ihre Care-Bedürfnisse befriedigen. Gleichwohl konnte ich drei Typen von Netzwerken rekonstruieren, in denen je eine Kombination bestimmter Merkmale – sozialer Status der Beteiligten, Form des Netzwerks, Art und Umfang der Care sowie normative Orientierung – gehäuft auftritt. Auch wenn die drei Typen eine gewisse Korrespondenz mit den drei oben genannten Thesen zur gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie (Emanzipation, neoliberale Vereinnahmung, Persistenz, vgl. Abschnitt 3.3) aufweisen, finden sich bezüglich Aushandlung, Umsetzung und Begründung von Care-Praxen sowohl typenübergreifende Muster wie auch Unterschiede innerhalb der Typen. Daher folgen anschließend themenbezogene Abschnitte. In ihnen stelle ich die verschiedenen in den Interviews behandelten Dimensionen von Care vor und komme gegebenenfalls auf die Typisierung zurück.

In Abschnitt 5.2 bespreche ich eine Dimension von Care, die in den Interviews als »Mitdenken«, »sich kümmern auf der Seelenebene«, »die anderen auf dem Schirm haben« oder »offen kommunizieren« thematisiert wurde. Im Mittelpunkt steht hier also die Zuwendung, die durch die kommunikative und emotionale Gestaltung der Beziehungsnetzwerke aufgebracht wird.

Abschnitt 5.3 geht der praktischen Dimension von Care nach – Spülen, Wäschewaschen, Fensterputzen und sich um den teilweise gemeinsam geführten Haushalt kümmern. Dabei unterscheide ich die Verteilung von Sorgpraxen, die Art und Weise, wie diese Verteilung hergestellt oder ausgehandelt wird, und die Moralvorstellungen, die zur Begründung der Verteilung und des Verhandlungsmodus herangezogen werden. Diese praktische Seite von Care geht zwar in der Regel mit emotionaler Zuwendung einher und wird kommunikativ moderiert, die Unterscheidung beider Dimensionen ergibt aber trotzdem Sinn, weil Zuwendung und Kommunikation zwar notwendige Bedingungen praktischer Care sind, es aber Netzwerke gibt, die fast völlig ohne letztere auskommen.

Sieben Interviewte berichteten, dass Kinder in den entsprechenden Netzwerken leben. Wie der Umgang mit ihnen gestaltet wird, diskutiere ich in Abschnitt 5.4. Ich gehe sowohl auf Konstellationen ein, in denen Paare oder Einzelne die zentralen Bezugspersonen sind, als auch auf Versuche kollektiver Kindererziehung. Wie sich die Beteiligten in Krankheitsfällen umeinander kümmern, wird in Abschnitt 5.5 thematisiert, wobei es sowohl um kleinere und alltägliche als auch um schwere und chronische Krankheiten geht.

Letztere wurden von einigen Befragten als denkbarer Anlass potenzieller Care angeführt, in einzelnen Interviews wurden aber auch konkrete Krankheitsverläufe in den jeweiligen Netzwerken angesprochen.

In Abschnitt 5.6 stelle ich dar, wie die Beteiligten in den untersuchten Netzwerken Ressourcen teilen, füreinander finanzielle Verantwortung übernehmen und sich in Geldfragen umeinander kümmern. In der Zusammenfassung (Abschnitt 5.7) diskutiere ich die empirischen Ergebnisse in enger Verknüpfung mit dem Forschungsstand und den präsentierten Theorieansätzen und frage erneut nach der gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie.

5.1 Drei Typen konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke

Ich werde nun die drei rekonstruierten Typen konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke darstellen. Als signifikante Vergleichsdimensionen haben sich bei der Typenbildung herausgestellt:

- Volumen und Zusammensetzung von kulturellem, sozialem und ökonomischem Kapital, mit anderen Worten: die Positionierung im sozialen Raum (Bourdieu 1987: 208)⁴⁹
- Umfang und Art der Care-Praxen
- Normative Orientierung in Bezug auf Care.

Ich gehe zunächst von drei paradigmatischen Beziehungsnetzwerken aus, denen von Dietmar Habel, Janne Schirmer und Sabine Bräuer (Abschnitt 5.1.1).⁵⁰ In den darauffolgenden Abschnitten (5.1.2–5.1.4) expliziere ich den pragmatisch-kollektiven, den individuell-ideellen und den konventionell-kernzentrierten Typ. In der Zusammenfassung (Abschnitt 5.1.5) komme ich auf die Thesen zur gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie zurück (Emanzipation, neoliberale Vereinnahmung, Persistenz), wobei sich zeigt, dass alle drei Typen je eine der Thesen zu stützen scheinen. Allerdings machen sowohl typenübergreifende Muster als auch differenzierte Merkmale innerhalb der Typen es schwer, eine eindeutige Zuordnung von Typ und gesellschaftlicher Bedeutung zu konstatieren.

49 Körperkapital (vgl. Abschnitt 3.1.1) erwies sich nicht als signifikante Vergleichsdimension.

50 Alle Namen sind anonymisiert. Die Nennung von Vor- und Nachname zeigt an, dass die betreffende Person interviewt wurde, nur mit Vornamen genannte Personen wurden in den Interviews erwähnt.

5.1.1 Drei paradigmatische Beziehungsnetzwerke

Der pragmatisch-kollektive Typ

Das paradigmatische Netzwerk des pragmatisch-kollektiven Typs besteht aus Dietmar Habel, Jutta, Moritz und vier anderen Personen, die in einem weit verzweigten Beziehungsnetzwerk leben, das sich mit einem weiteren untersuchten Netzwerk überschneidet.⁵¹ Eine aus dem Interview mit Dietmar Habel gewonnene Subjektkonstruktion⁵² erfasst seine Selbstpositionierung wie folgt:

Dietmar Habel kommt aus dem Alternativbereich und schätzt Abenteuer, Projekte und selbstverantwortliches, kreatives Arbeiten. Kinder, Karriere und eine geradlinige Biografie sind ihm weniger wichtig als dem Leben einen Sinn zu geben. Er möchte das eigene Leben in der Hand halten und findet es in der Gesellschaft und im Beziehungsleben wichtig, »möglichst unabhängig davon zu sein, wie andere so drauf sind, auch was das Geld angeht«. Dieser Hintergrund ist wichtig für das Verständnis seines Lebensmodells, weil ein polyamores Beziehungsnetz die passende Lebensform für den Alternativbereich ist. (DH, SK1)

Dietmar Habel schätzt sich selbst als Angehöriger eines alternativen Milieus ein, charakterisiert sich als unkonventionell, priorisiert ein subjektiv erfüllendes Leben über bürgerliche Erfolgskriterien und positioniert sich deutlich als autonomes Subjekt. Dazu passt in seinen Augen die konsensuell-nichtmonogame Beziehungsführung. Dietmar Habel hat seinen Alltag entsprechend dieser normativen Orientierung eingerichtet: Vor einigen Jahren entschied er, sich »zu engagieren, dass das mit dem Polyamory-Dingens vorwärts geht« – als Aktivist, aber auch in der persönlichen Beziehungsgestaltung. Er lebt in einem polyamoren Beziehungsnetzwerk von sieben Erwachsenen zwischen 40 und 60 Jahren. Alle kennen sich untereinander, die meisten verstehen sich gut. Als Hausmeister und Designer virtueller Spielwelten hat er genügend Zeit für seine Beziehungen. Das monatliche Einkommen von 600 bis 800 Euro erlaubt ihm, gut zu leben.

- 51 Wie sich im Verlauf der Nachgespräche herausstellte, berichteten Dietmar Habel und Jörg Adalbert jeweils übereinander in den narrativen Interviews. Beide haben sich unabhängig voneinander und ohne voneinander zu wissen für die Teilnahme entschieden. Die jeweils beschriebenen Netzwerke überschneiden sich, sind aber nicht identisch.
- 52 In Subjektkonstruktionen (SK) werden Selbstpositionierungen der einzelnen Interviewpersonen im Kontext von Identitätskonstruktionen, symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen zusammengefasst. Die Formulierung orientiert sich am Sprachstil der Befragten, zentrale Begriffe entsprechen ihrer Wortwahl. Alle Subjektkonstruktionen wurden von den Befragten kommunikativ validiert. Zum methodologischen Stellenwert der Subjektkonstruktionen siehe Abschnitt 4.5. Sie sind hier kursiv gesetzt und werden im Folgenden mit der Angabe von Personenkürzel und SK-Nummer belegt. Auslassungen sind durch Auslassungszeichen gekennzeichnet, direkte Interviewzitate durch Anführungszeichen.

Mit seiner Freundin Jutta und deren Freund Moritz teilt er sich eine Wohnung in Berlin. Den Haushalt führen die drei gemeinsam und orientieren die Aufgabenteilung, die immer wieder neu verhandelt werden kann, an individuellen Bedürfnissen und Fähigkeiten:

Im gemeinsamen Haushalt mit Jutta und Moritz ist die Hausarbeit recht gut verteilt. Wenn das mal nicht der Fall ist, ist es eher Jutta, der der Kragen platzt und die thematisiert, dass ihr die Wohnung zu dreckig ist oder die Hausarbeit ungleich verteilt ist. Sie kann das einfach ansprechen, weil derjenige, der ein Problem anspricht, nicht für die Lösung verantwortlich ist, sondern dann alle in der Pflicht sind. [...] Was die konkrete Verteilung angeht, gibt es im Haushalt von Dietmar, Jutta und Moritz eine Arbeitsteilung. Sie ist entstanden aus Erfahrung und Bequemlichkeit. [...] Die Absprachen können verändert werden. (DH, SK7)

Etwa eine Woche im Monat verbringt Dietmar Habel bei seiner Freundin Erika, die in einer westdeutschen Kleinstadt gemeinsam mit ihren zwei Kindern in einem gemieteten Haus lebt. Bei Erika wohnt zeitweise auch ihr Freund Jörg Adalbert. Jörg Adalbert ist anerkannt erwerbsunfähig und zufrieden damit, dass er dadurch viel Zeit für sein Beziehungsleben hat. Um für alle Beziehungen ausreichend Zeit zu finden, führen Jörg Adalbert und Erika einen Wochenplan. In den Garten haben sie einen Bauwagen gestellt, um mehr Raum zur Verfügung zu haben, wenn Dietmar Habel zu Besuch ist. Beim Nachgespräch mit ihm stellt sich heraus, dass das Netzwerk in den vergangenen zwei Jahren weiter gewachsen ist und derzeit mit dem Gedanken spielt, ein gemeinsames Haus auf dem Land zu kaufen. In Dietmar Habels Lebensmodell steht die gelingende Beziehungsführung mit vielen Menschen – das Kollektive – im Mittelpunkt. Andere Lebensbereiche, insbesondere das Erwerbsleben, sind dem nachgeordnet und ihre langfristige Gestaltung soll für das Beziehungsnetzwerk optimale Rahmenbedingungen bieten. Die geschilderten Merkmale gelten in unterschiedlichem Maße für alle Netzwerke dieses Typs: Die Beteiligten haben pragmatische⁵³ Lösungen für die Probleme gefunden, vor denen konsensuell-nichtmonogam Lebende in einer mono-normativen, kapitalistischen Gesellschaft stehen. Genau das ist charakteristisch für den Typ pragmatisch-kollektiver Beziehungsnetzwerke. Weiterhin liegen hier große, verbindliche und hoch integrierte⁵⁴ Netzwerke vor, in denen gemeinsam Haushalte geführt werden und sich die Beteiligten intensiv auf gewollt einfachem Niveau – in der Regel ohne elaborierte Tätigkeiten wie Bügeln oder regelmäßiges Fensterputzen – umeinander kümmern. Entschei-

53 Im Alltagsdiskurs hat »pragmatisch« eine negative Konnotation. Hier ist Pragmatismus im Sinne einer Strategie gemeint, auf alltägliche Probleme mit einer Neuordnung von Deutungen und Handlungsmustern zu reagieren (Joas 2004: 188f.).

54 Die Integration ist ein Maß dafür, wie viele der theoretisch möglichen Verbindungen im Netzwerk real vorliegen. In einem Netzwerk, in dem alle Teilnehmer_innen mit allen eine Verbindung haben, liegt die Integration bei 100 % (vgl. Abschnitt 4.5.2).

dend für das subjektive Gelingen ist, dass die Beteiligten pragmatische Strategien entwickeln, um die starken normativen Orientierungen zu realisieren, oft mit einigem Erfolg. Wahrscheinlich korreliert daher die Zugehörigkeit zu diesem Typ weniger als bei den anderen beiden Typen mit Alter, Milieu und Wohnort der Interviewten. Die Beziehungen unter den Beteiligten sind sich im Vergleich zu den anderen beiden Typen relativ ähnlich. Nähe und Distanz sind annähernd gleich verteilt, die Care-Intensität zwischen den Beteiligten ist vergleichsweise homogen.

Der individuell-ideelle Typ

Janne Schirmer, Max und Ursula bilden das paradigmatische Netzwerk des individuell-ideellen Typs. Alle drei sind zwischen 20 und 30 Jahre alt und bewegen sich in einem studentischen Milieu. Janne Schirmer hat gerade ihr sozialwissenschaftliches Studium abgeschlossen und finanziert sich derzeit über Ersparnisse. Die drei Beteiligten leben jeweils in einer Wohngemeinschaft, Janne Schirmer und Max in derselben ostdeutschen Großstadt, Ursula in einer weiteren. Janne Schirmer verortet sich selbst und ihr Umfeld als »alternativ, aber nicht total«. Sie lebt in einer festen »Hauptbeziehung« mit Max und hatte bis kurz vor dem Interview eine »kleine Liebschaft« mit Ursula. Die Haushaltsführung geschieht in den jeweiligen Wohngemeinschaften. Für die Erfüllung weiterer materieller Sorgebedürfnisse sind im Grunde alle Beteiligten selbst zuständig. Care bedeute hier vor allem, die andere Person aktiv wahrzunehmen und Zeit aufzubringen:

Janne Schirmer und Max kümmern sich auf der Seelenebene umeinander, weil sie wissen, sie sind sich wichtig. Sie teilen schöne und schwache Momente, kommunizieren offen, nehmen sich Zeit füreinander, trösten sich. Max gibt ihr Ratschläge, lässt ihr aber die Freiheit, selbst zu entscheiden. Für Janne Schirmer ist es ein schönes, berührendes Gefühl, sich um jemanden zu kümmern, ihm nahe zu sein und Halt zu geben. (JS, SK6)

»Sich kümmern« wird von Janne Schirmer vor allem als Kommunikation und Aufmerksamkeit thematisiert. Wer die Wäsche wäscht oder die Betten bezieht, bleibt im Interview weitgehend unbestimmt. Zeit und Raum für die Beziehungspraxis müssen in Janne Schirmers Netzwerk organisiert werden, weil andere Lebensbereiche viel Zeit und Aufmerksamkeit erfordern. Neben zeitaufwändigen Hobbys beschränken vor allem Lohnarbeit und Studium die Möglichkeiten der Beziehungsgestaltung, wobei Janne Schirmer gerne lernen würde, entschiedener Prioritäten zu setzen:

Arbeit beschränkt die Kapazitäten von Janne Schirmer und Max, beieinander zu sein. Derzeit kümmert sich Janne Schirmer viel darum, gemeinsame Zeit zu organisieren, weil Max so viel Unizeug hat. [...] Max kann das Verhältnis Studium–Kümmern nur bedingt bewusst steuern und priorisiert in stressigen Zeiten oft das Studium derart, dass nur noch Janne Schirmer als

Sozialkontakt übrig bleibt. [...] Janne Schirmer ist es wichtig, sich um verschiedene Menschen, ihr Hobby und ihr Ehrenamt zu kümmern, sie will aber auch lernen, ihre Priorisierung genauer zu steuern. (JS, SK11)

Janne Schirmer und Max finden beide die Idee einer »offenen Beziehung« gut, Max hat allerdings emotionale Schwierigkeiten damit. Janne Schirmer hofft, es zu schaffen, in ihrer Beziehungsführung offen zu bleiben. Im Nachgespräch zeigt sich, dass das gelungen ist. Sie und Max führen nach wie vor eine offene Beziehung, obwohl Max inzwischen in eine weiter entfernte Großstadt umgezogen ist. Zu Ursula hat Janne Schirmer nur noch wenig Kontakt, aber sowohl sie als auch Max hatten inzwischen weitere Affären und Beziehungen, zeitweise lebten sie auch in einer eng aufeinander bezogenen Dreierkonstellation.

Für den individuell-ideellen Typ, dem Janne Schirmer angehört, ist alles im Wandel. In kleinen, im Vergleich zu den anderen Typen unverbindlichen Netzwerken ohne gemeinsame Haushaltsführung werden materielle Sorgpraxen meist individuell erledigt. Care wird als seelisches Kümmern verstanden. Die lösungsorientierten Strategien, die für den pragmatisch-kollektiven Typ kennzeichnend sind, fehlen hier, sodass entschieden und stark formulierte Normen einer sorgsamen Beziehungsgestaltung vergleichsweise schwach ausgeprägten gemeinsamen Care-Praxen gegenüberstehen. Die meisten Angehörigen dieser Netzwerke sind jung, studentisch und leben in Großstädten. Da die sozialen Bezüge innerhalb der Netzwerke weniger stabil und homogen sind als beim pragmatisch-kollektiven Typ, liegen oftmals deutlich ausgeprägte Kerne vor, die sich zeitlich stabiler und verbindlicher aufeinander beziehen als auf andere Beteiligte. Im Vergleich zum konventionell-kernzentrierten Typ wird aber die Gleichwertigkeit und -artigkeit der Beziehungen im Netzwerk mehr betont. Die Beteiligten sind jünger, gehören einem akademischen Milieu an und folgen deutlicher als die Angehörigen des konventionell-kernzentrierten Typs einer postkonventionellen Wertorientierung.

Der konventionell-kernzentrierte Typ

Die Beziehungen von Sabine Bräuer, ihrem Ehegatten Sven und ihren jeweiligen Freund_innen Hannes und Claudia sind paradigmatisch für den Typ konventionell-kernzentrierter Netzwerke. Sabine Bräuer und Sven sind beide über 50 Jahre alt und schon lange »ziemlich glücklich verheiratet«. Sie haben eine abgeschlossene Berufsausbildung und arbeiten im Medienbereich, das Haushaltseinkommen liegt bei 3.500 Euro. Sie bewohnen ein Einfamilienhaus in einem westdeutschen Ballungsgebiet. Eines der beiden gemeinsamen Kinder lebt noch im elterlichen Haushalt. In zwei Subjektkonstruktionen wird das Verhältnis von Kernbeziehung und weiteren Verbindungen deutlich:

Sabine Bräuer hat zwei gegensätzliche Beziehungen: eine stark institutionalisierte mit Sven und eine nach außen hin unsichtbare Beziehung »ohne jeglichen Anspruch« mit Hannes. (SB, SK1)

[Sven und seine Freundin Claudia] haben ihre Arbeitszeit so eingerichtet, dass sie einen Tag pro Woche gemeinsam haben, darüber hinaus machen sie oft Ausflüge und fahren zusammen in den Urlaub. (SB, SK5)

Die Ehe ist der Ort, an dem Sabine Bräuer und Sven die meiste Beziehungszeit verbringen und auch am häufigsten Sorge praktizieren. In den außerehe-lichen Beziehungen kümmern sich die Beteiligten deutlich weniger umeinander. In einer Subjektkonstruktion wird deutlich, dass Sabine Bräuer dies mit dem »fast verborgenen« Charakter der Beziehung zu Hannes erklärt:

Dadurch, dass die Beziehung nicht im Offenen stattfinden kann, fehlen hier die Möglichkeiten, sich kontinuierlich umeinander zu kümmern und sich selbst und der Öffentlichkeit zum Beispiel durch Geschenke zu beweisen, dass man zusammen ist, wie das in einer offiziellen Partnerschaft mit einer ehrlichen Beziehung gegeben ist. Die fast einzige Dimension von Fürsorge zwischen Hannes und Sabine Bräuer ist, dass sie über alles sprechen können. (SB, SK6)

Auch Sven und Claudia kümmern sich weniger umeinander als Sabine Bräuer und Sven. Im Vergleich dazu finden im gemeinsamen Haushalt von Sabine Bräuer und Sven vielfältige und zahlreiche Care-Praxen statt, die vor allem von Sabine erledigt werden, was für sie »in Ordnung« ist, da sie nur in Teilzeit berufstätig ist und Sven viele handwerklichen Aufgaben übernimmt. Außerdem ist er sehr aufmerksam ist, wie die folgende Subjektkonstruktion illustriert:

Sabine Bräuer [...] lebt mit Sven in einer ehrlichen Beziehung zusammen in einem Haus. Unter diesen Umständen ist es ganz normal, dass beide sich umfassend umeinander kümmern. Was Fürsorgetätigkeiten angeht, gibt es eine Aufgabenteilung, in der Sven eher für das Emotionale, Sabine Bräuer für das Praktische zuständig ist. (SB, SK2)

Sabine Bräuer und Sven bilden einen engen Kern, in dem zwei Personen sich verbindlich und dauerhaft aufeinander beziehen und einen gemeinsamen Haushalt führen. Die Kernbeziehung ist flankiert von weniger engen Kontakten, in denen wenig materielle Care stattfindet. Genau das ist kennzeichnend für den Typ konventionell-kernzentrierter Beziehungsnetzwerke. Die Beteiligten sind in der Regel ökonomisch abgesichert, weil sie dauerhafte Lohnarbeitsverhältnisse eingegangen sind. Ihr Selbstbezug wie auch ihr Blick auf die Beziehungen ist weniger idealistisch als im individuell-ideellen Typ und weniger planend als im pragmatisch-kollektiven. Sie sind eher geneigt, gesellschaftlichen Konventionen zu folgen. Die Angehörigen des Typs sind eher älter und in der Regel keine Akademiker_innen.

Auch hier liegen innerhalb des Netzwerks ähnlich dem individuell-ideellen Typ heterogene Beziehungen vor, was es denkbar macht, dass als Komplement zu einer kernzentrierten Care-Ordnung eine individuell-ideelle

existiert. Als abgrenzendes Kriterium können die sozialstrukturellen Rahmendaten und die zeitliche Stabilität herangezogen werden: Selbst wenn die Form der Netzwerke von Cordula Büchner und Ellie Gärtner – beide leben je in einem individuell-ideellen Netzwerk zusammen mit zwei weiteren Beteiligten, die einen gemeinsamen Haushalt führen – auch in den konventionell-kernzentrierten Typ passen würden, sind in den individuell-ideellen Netzwerken die Beteiligten jünger, finanziell schlechter abgesichert und eher akademisch geprägt. Vor allem liegt jedoch (wie auch in den Nachgesprächen klar wurde) in individuell-ideellen Netzwerken eine größere Dynamik der sozialen Konstellationen vor.

Tabelle 4 zeigt die drei Typen und die zugeordneten Netzwerke im Überblick. In Anhang A findet sich eine Übersicht über die analysierten Netzwerke. In den folgenden Abschnitten stelle ich die drei Typen genauer vor.

	Pragmatisch-kollektiver Typ: AF, RS, BM (Land), DH, KB, JA	Individuell-ideeller Typ: MY, BM (Stadt), JS, CB, EG	Konventionell-kern- zentrierter Typ: PS, SB, HDA
	dauerhaft wenig ökonomisches Kapital aufgrund der Priorisierung von Beziehungsleben gegenüber Lohnarbeit	wenig ökonomisches Kapital, teilweise bedingt durch Lebensphase	ökonomisch abgesichert
Soziale Positionierung	viel inkorporiertes kulturelles Kapital; wenig institutionalisiertes	viel inkorporiertes und institutionalisiertes kulturelles Kapital	wenig inkorporiertes und institutionalisiertes kulturelles Kapital
	relativ viel soziales Kapital; große, verbindliche, stark vermaschte und hoch integrierte Netzwerke; soziales Kapital substituiert teilweise ökonomisches	relativ wenig soziales Kapital: kleine, wenig verbindliche Netzwerke; enge Relationen in Ketten angeordnet	mittleres Niveau an sozialem Kapital; kleine Netzwerke; wenig vermascht; wenig integriert; Kerne verbindlich
Art und Umfang von Care	viele und vielfältige Care-Praxen	wenige und eher auf Zuwendung fokussierte Care-Praxen	im Kern viele und vielfältige, daneben wenige Care-Praxen
	gewollt einfaches Care-Niveau	gewollt oder ungewollt einfaches Care-Niveau	elaboriertes Care-Niveau
	gemeinsame Haushaltsführung des ganzen oder von Teilen des Netzwerks	teilweise gemeinsame Haushaltsführung quer zum Netzwerk	gemeinsame Haushaltsführung in Zweierkonstellationen
	teilweise Kinder; teilweise mit kollektiver Elternschaft	teilweise Kinder bei Elternpaaren	meistens Kinder; immer bei Elternpaaren
Werte-horizont	entschieden alternativ oder links; Beziehungen werden teilweise als Element dieser Orientierung verstanden	»alternativ, aber nicht total«	keine weltanschauliche Positionierung
	reflexiv mit Handlungsstrategien	reflexiv ohne Handlungsstrategien	konventionell

Tabelle 4: Drei Typen konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke. Bettina Martens passt in zwei Typen, weil die Interviewpartnerin in zwei verschiedenen Kontexten lebt.

5.1.2 Der pragmatisch-kollektive Typ

Charakteristisch für diesen Typ sind Größe, Verbindlichkeit und Integration der Netzwerke. Die Abbildungen 4 und 5 zeigen, dass die hier dargestellten Netzwerke relativ viele Personen umfassen (4–12 Personen) und hoch integriert sind. Das heißt: Anders als zum Beispiel in einer Kettenanordnung

haben die meisten Menschen im Netz eine direkte Beziehung zueinander. Auch sind viele der Beziehungen – visualisiert durch die Stärke der Pfeilspitzen – intensiv, das heißt, es finden vielfältige Care-Praxen statt.

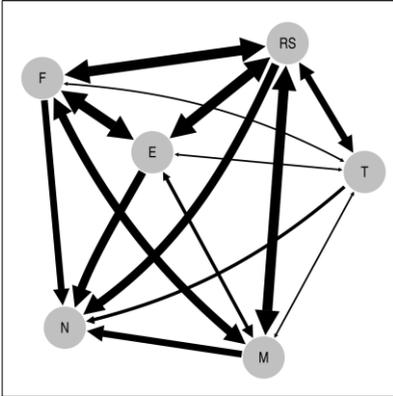


Abbildung 4: Netzwerk von Ronny Scherf

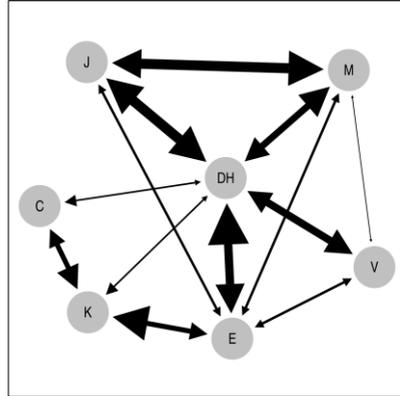


Abbildung 5: Netzwerk von Dietmar Habel

In allen Beispielen dieses Typs führen mehr als zwei Personen innerhalb des Netzwerks einen gemeinsamen Haushalt, teilweise schon seit vielen Jahren. In zwei der Netzwerke existieren kollektive Wohnformen, eine Kommune und ein Landprojekt, zwei weitere verfolgen Pläne in diese Richtung. Verbindlich sind die Netzwerke nicht nur durch einen gewissen Grad an Institutionalisierung – weil Wohnungen und teilweise Einkommen geteilt werden –, sondern auch, weil die Menschen des pragmatisch-kollektiven Typs sich in ihrer Selbstpositionierung sehr stark auf ein Kollektiv beziehen.

Dabei werden in verschiedenen Subjektkonstruktionen sinngebende und handlungsleitende Wir-Vorstellung deutlich. So bilden einige Leute in Kala Baruwals Kommune *ein gewachsenes »Wir«* (SK4). Bettina Martens spricht von zwei sehr unterschiedlichen »Lebensrealitäten«, die Gemeinschaften konstituieren: Das »Wir in Berlin« und das »Wir auf dem Landprojekt.«⁵⁵ Hier zeigt sich die in Abschnitt 3.1.1 besprochene kollektive Identitätskonstruktion von »Polyviduen« (Schadler/Villa 2016). Die erwünschte Bedeutung eines dauerhaften und verbindlichen sozialen Bezugs wird in einer Selbstpositionierung von Kala Baruwal deutlich:

Die Leute in der Kommune berühren Kala Baruwal viel tiefer als andere Leute. [...] Für Kala wäre es schön, in der Kommune zusammen alt zu werden, Zukunfts- und Karrierepläne

55 Bettina Martens lebt zum Teil in einer Mietwohnung in Berlin, zum Teil auf einem Landprojekt. Die jeweils geschilderten Merkmale der beiden Wohnzusammenhänge passen zu zwei verschiedenen Typen von Beziehungsnetzwerken, einem individuell-ideellen in der Stadt und einem pragmatisch-kollektiven auf dem Land.

nung zu betreiben, Kinderwünsche zu realisieren, miteinander zu wachsen sowie zusammen zu lernen, bedürfnisorientiert miteinander umzugehen. (KB, SK3)

Jörg Adalbert thematisiert ebenso den Wunsch, zusammen alt zu werden:

»Das hat eine Wertigkeit und Beständigkeit, wo man sagen kann, wir wollen miteinander alt werden und machen uns oft Gedanken, wie das werden wird. Wenn wir alt sind. Wie wir [...] unser gemeinsames Leben miteinander führen können und wollen.«

Auch bei Ronny Scherf findet sich ein starker Bezug auf Kollektivität, er ruft in diesem Zusammenhang die Formel der Ehe auf. Ebenso wird in einer Subjektkonstruktion deutlich, dass er das Ziel verfolgt, die Gemeinschaft solle sich entwickeln, was mittels ständiger offener Kommunikation verfolgt werde:

Ronny Scherf findet, die Lebensgemeinschaft sollte in guten wie in schlechten Zeiten füreinander da sein und miteinander leben. Das umfasst Verbindlichkeit, die Ronny gibt und auch von anderen erwartet. Ronny grenzt sich von offenen Beziehungen ab, bei denen Verbindlichkeit nicht im Vordergrund steht. [...] Kommunikation ist für Ronny ein Muss in Beziehungen: Wenn es jemandem schlecht geht oder ein Problem zwischen Menschen besteht, dann muss das besprochen werden, weil sich sonst die Gemeinschaft nicht entwickeln kann. (RS, SK4)

Im Vergleich zu den anderen beiden Typen sind die Netzwerke dieses Typs relativ homogen. Trotzdem sind Verbindlichkeit, sorgsamer Bezug und emotionale Nähe auch hier nicht völlig gleich verteilt. So gibt es im Netzwerk von Kala Baruwal lose angebundene Ränder, zu denen zwar sexuelle Beziehungen bestehen, mit denen aber nur wenig Care-Praxen geteilt werden. Für Jörg Adalbert gehören seine Ex-Frau und deren Gatte zum Netzwerk, auch wenn hier nur eine lose Verbindung vorliegt. Viele der Netzwerke haben sich aus engen Kerngruppen entwickelt, es ist aber mittels verschiedener Strategien mit der Zeit gelungen, eine im Vergleich zu den anderen beiden Typen starke Verteilung enger sozialer Bezüge herzustellen. Deutlich wird das in Interviewpassagen, die besagen, dass sich die Netzwerke »über die ganzen Jahre ganz gut Einpendeln« (RS) und es dadurch zu einem »wirklich aufeinander Einlassen« (KB) kommt. Die Netzwerke dieses Typs befinden sich offenbar nicht in einem Durchgangsstadium, sondern es ist gelungen, mittels pragmatischer Strategien langfristige und verbindliche Beziehungsstrukturen aufzubauen.

Die Angehörigen dieses Typs positionieren sich selbst im Vergleich zu den anderen Typen stark als alternativ oder links. Sie sind mitunter in politischen Gruppen aktiv und verstehen sich als Teil einer sozialen Bewegung. Für viele bildet die konsensuell-nichtmonogame Beziehungsführung ein Element einer solchen Positionierung. So passt für Dietmar Habel Polyamory gut zur Alternativszene, der er seit vielen Jahren angehört. Arno Fehre kennt die Kritik an »Romantischen Zweierbeziehungen« aus der linken Szene und teilt mit seinem Umfeld die starke Norm, dass Freundschaften genauso wich-

tig sein sollten wie Zweierbeziehungen. Kala Baruwal geht in der Verbindung von gesellschaftspolitischer Orientierung und Beziehungsführung noch weiter. Einer Subjektkonstruktion ist zu entnehmen:

Die Kommune ist Übungsfeld für bestimmte Aspekte einer bedürfnisorientierten Gesellschaft. Für viele in der Gruppe ist eine bedürfnisorientierte, kommunistische Gesellschaft wünschenswert und wünschbar. In der Kommune kann man durch bedürfnisorientiertes Handeln Momente des Kommunismus erahnen. In der Anfangszeit war für Kala Baruwal auch die Idee, durch die Kommune individuell die Möglichkeiten zu schaffen, politisch aktiv zu sein, sehr wichtig. (KB, SK9)

In den anderen pragmatisch-kollektiven Netzwerken beziehen sich die ausgeprägten normativen Überzeugungen weniger auf gesellschaftspolitische Zusammenhänge als auf die Bedeutung der Netzwerke für die gemeinsame und individuelle Entwicklung. Bisweilen werden eigene Wert- und Normvorstellungen ausgeprägt, wobei sich oft einzelne Personen bei der Entwicklung hervortun.

Der pragmatische Charakter wird vor allem da augenscheinlich, wo die Beziehung als Projekt – also als gemeinsames zielgerichtetes Vorhaben – thematisiert wird. Damit einher geht ein reflexiver und planender Blick auf das eigene Leben und die Beziehungsgestaltung, so bei Bettina Martens:

Bettina Martens verfolgt als Lebensprojekt das Leben in einem Beziehungsgeflecht, in dem sie lernen will, jederzeit ihre eigenen Bedürfnisse und die Bedürfnisse der mit ihr verbundenen Personen wahrzunehmen, mitzudenken und auszutauschen sowie reflexiv zueinander in Bezug zu setzen. Das ist das, was sie wirklich im Leben lernen will und für das sie in der Vergangenheit ihre Lohnarbeit aufgegeben hat. Das Geflecht ist für Bettina Martens kein abstraktes und starres Konzept, dem sie ihre Beziehungsführung unterordnet, sondern lebendiger Ausdruck ihres Lebensprojekts, um dessen gelungene Realisierung sie bisweilen mit den Umständen ringen muss. (BM, SK2)

Wie bei Projekten üblich, gehört zur Implementierung die intensive Auseinandersetzung mit den Kooperationspartner_innen sowie die Optimierung der Projektparameter, bei Bettina Martens das Aufgeben der Lohnarbeit, bei Ronny Scherf das Schaffen unterstützender Strukturen:

Leben in Netzwerkbeziehungen ist für Ronny Scherf möglich, weil er sich jahrelang Strukturen aufgebaut hat, in denen er jetzt lebt und die Freiheiten, die damit verbunden sind, optimal nutzen kann. (RS, SK7)

Das Entwicklungsziel kann sich jedoch stärker oder schwächer am Kollektiv orientieren: bei Ronny Scherf scheint die Kollektivität in größerem Maße Mittel seiner individuellen Entwicklung zu sein. Bei Kala Baruwal steht neben den erwähnten gesellschaftspolitischen Zielen die gemeinsame Entwicklung von Verbundenheit im Vordergrund, wie eine Subjektkonstruktion zeigt:

Das Leben in einer verbindlichen und auf Dauer angelegten Kommune ergibt sich für Kala Baruwal auch aus dem Wunsch, nicht alleine zu sein mit »dem ganzen Scheiß, der uns so

umgibt«. Die Kommune ist ein – teilweise gelingender – Versuch, miteinander verbindliche langfristige materielle und emotionale Beziehungen außerhalb von Liebes- oder Familienkontexten einzugehen, die das leisten, was in der hegemonialen Beziehungsordnung von Liebesbeziehungen geleistet werden soll. (KB, SK2)

In verschiedenen Subjektkonstruktionen ist schon angeklungen, dass die Beteiligten in pragmatisch-kollektiven Beziehungsnetzwerken umfangreiche Handlungsstrategien entwickeln, um ihre Normvorstellungen realisieren zu können. So praktiziert zum Beispiel Kala Baruwals Kommune

selbstorganisierte[n] Therapieformen, in denen die Wahrnehmung von Bedürfnissen eine große Rolle spielt. Um der Bedürfnisorientierung nachzukommen, wird in der Kommune viel, teilweise auch institutionalisiert, darüber geredet, wie es den Menschen in der Gruppe geht. Verschiedene Plena sollen Räume öffnen, damit bestimmte Lebensbereiche ganz sicher irgendwo Platz finden. (KB, SK1)

Als Mittel zur Hege und Pflege von Kollektivität versteht Ronny Scherf auch geplante Elternschaft:

Es besteht ein Plan, dass Ronny Scherf mit Maria und Frank mit Elisabeth noch ein Kind bekommen, damit in der Lebensgemeinschaft andere Strukturen aufkommen und Rollenmuster gebrochen werden. (RS, SK10)

Das Kind war von Anfang an als Gruppenaspekt geplant, zumindest von Ronny Scherfs Seite aus. (RS, SK9)

Care bedeutet in diesem Sinne Pflege der Gemeinschaft, Elternschaft soll eine bestärkende Funktion für die Verbindung der Beteiligten übernehmen und Beziehungsstrukturen sowie verinnerlichte Vorstellungen über Elternschaft modifizieren. In seiner Selbstpositionierung nimmt Ronny Scherf die planende Rolle ein, die Ausführung – Gebären und eine Rolle als »Gruppenaspekt« einnehmen – bleibt Frauen und Kindern überlassen. Das steht in einem merkwürdigen Widerspruch zur linksalternativen Orientierung der Beteiligten und zur Idee der Aufbrechung von Rollenmustern im Interview, entspricht es doch einer konservativen geschlechtlichen Aufgabenteilung und einem ebensolchen Verständnis des Verhältnisses von Gemeinschaft und Individuum. Relativierend muss beachtet werden, dass auch in monogamen Beziehungen Kinder geboren werden, um Beziehungen zu stärken oder zu retten. Insofern ist das möglicherweise Irritierende an der Aussage von Ronny Scherf die Offenheit, mit der er die gemeinschaftsstärkende Funktion geplanter Elternschaft anspricht.

Zu den in pragmatisch-kollektiven Netzwerken ausgiebig vertretenen Normen gehört auch eine entschiedene Priorität von gelingenden Beziehungen vor beruflicher Karriere. Strategien, um dem nachzukommen, beziehen sich vor allem auf die Erwerbsbiografie. Niemand in den untersuchten Netzwerken dieses Typs verfügt über eine sozialversicherungspflichtige, unbefristete Vollzeitstelle. Stattdessen haben die Personen verschiedene Wege gefunden, die Bedeutung von Lohnarbeit in ihrem Leben möglichst klein zu halten.

Gelegenheitsjobs, Honorarverträge, informelle Beschäftigungsverhältnisse, oftmals ergänzt durch Bezug von Transferleistungen, schaffen den Rahmen, möglichst viel Zeit für Beziehungen aufbringen zu können. Das damit einhergehende Leben mit wenig Geld – oftmals auf oder unter dem Niveau von ALG II –, wird in keinem Interview als problematisch angesprochen. Stattdessen erwähnen Dietmar Habel, Bettina Martens und weitere Interviewpartner_innen, dass sie bewusst ihre Lohnarbeit beschränkt oder aufgegeben haben, um mehr Zeit für ihre Beziehungen zu haben. Teilweise geht das auch mit arbeitsmarktpolitischen Zielen einher:

Jörg Adalbert [...] findet es auch politisch wichtig, für Arbeitszeitverkürzung und selbstbestimmte Arbeitszeiten einzutreten, weil die Art, wie Arbeit organisiert ist, zu wenig Zeit lässt, sich in Familie und anderen Bereichen auszuleben. (JA, SK6)

In mehreren Subjektkonstruktionen wird klar, wie die teilweise sehr stark ausgeprägte Norm eines einfachen, aber erfüllenden Lebens es erlaubt, materielle Armut subjektiv als wenig störend zu verarbeiten, so bei Ronny Scherf und Dietmar Habel:

Die Lebensgemeinschaft lebt einfach und ist beim Geld nicht so verbissen. (RS, SK16)

Die persönliche Weiterentwicklung hat auch eine gesamtgesellschaftliche Bedeutung, weil zufriedener Menschen mit weniger Besitz und Konsum auskommen, ohne das Gefühl zu haben, auf etwas zu verzichten. (DH, SK5)

Die Netzwerke dieses Typs werden als soziales Kapital verschiedentlich dazu genutzt, fehlende ökonomische Möglichkeiten zu ersetzen, indem zum Beispiel Anschaffungen gemeinsam getätigt oder Sach- und Dienstleistungen ohne Verrechnung untereinander geteilt werden. Verbindliche und große Netzwerke schaffen in vielerlei Hinsicht eine Absicherung, die in kleineren oder unverbindlicheren Netzwerken nicht gegeben ist, wie in der folgenden Subjektkonstruktion am Beispiel von Jörg Adalberts Beziehungsnetzwerk – er bezeichnet es als »Familie« – deutlich wird:

Das miteinander Teilen und Austauschen, Leben und Versorgen ist ein wichtiger Punkt in Jörg Adalberts Familie. Es umfasst Sich-aufeinander-verlassen-Können, seelisches Kümmern, die Organisation der Zeit- und Raumaufteilung, die gemeinsame Finanzierung von Dingen und Hausarbeit. [...] Das gegenseitige Sich-aufeinander-verlassen-Können schafft Sicherheit. (JA, SK7)

Der Norm eines einfachen Lebens entspricht auch das Niveau der Care in den Netzwerken des pragmatisch-kollektiven Typs. In keinem wird gebügelt, Fensterputzen gilt als bemerkenswerte Ausnahme des normalerweise Üblichen. Das einfache Niveau geht nicht notwendig mit einer niedrigen Intensität und einem geringen Organisationsgrad einher. Schon allein die gemeinsame Haushaltsführung erfordert eine regelmäßige Verständigung darüber, wer spült, putzt, die Wäsche wäscht und gegebenenfalls die Kinder versorgt. Diese Tätigkeiten werden nach einer oftmals eingeschliffenen Aufgabenteil-

lung erledigt, die entsprechend dem reflexiven Anspruch aber immer wieder neu ausgehandelt wird, teilweise situativ, teilweise auf planenden Treffen. Handlungsleitend sind differenzierte Vorstellungen über Care: Gerechte Verteilung, Bedürfnisorientierung, Geschlechtergerechtigkeit und andere Normen werden gegeneinander abgewogen, verschiedene Strategien zum Abgleich von Ideal und Wirklichkeit verfolgt.⁵⁶ Der kollektive Anspruch zeigt sich teilweise auch beim Thema Kindererziehung. Zwei der untersuchten Netzwerke haben die Elternschaft kollektiviert und erziehen die Kinder gemeinsam. In anderen Netzwerken liegt die Hauptverantwortung bei den leiblichen Eltern, weitere Netzwerkangehörige unterstützen sie.

Was Alter und Wohnort angeht, erweisen sich die Netzwerke dieses Typs als wenig spezifisch. Zwar sind die meisten Beteiligten älter als 30 Jahre, jedoch ist an einem pragmatisch-kollektiven Netzwerk auch die jüngste Person im Sample (19 Jahre) beteiligt. Die Wahl der Wohnorte bestimmen Bedingungen, die das kollektive Beziehungsleben am besten zu gestalten erlauben – das können ausgebaute Fabriketagen in Großstädten, sanierte Bauernhöfe oder Mietwohnungen in Ballungsgebieten sein.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass in Netzwerken dieses Typs der kollektive Anspruch durch das pragmatische Entwickeln von Handlungsstrategien realisiert wird. Die hohe Stabilität der Netzwerke lässt sich mittels kollektiver Selbstverständnisse – *ein gewachsenes ›Wir‹* (KB, SK4) –, selbst definierter Normen und lösungsorientierter pragmatischer Strategien erklären, die den Aufbau sich wechselseitig stabilisierender Beziehungsstrukturen ermöglichen.

5.1.3 *Der individuell-ideelle Typ*

Die Abbildungen 6 und 7 zeigen die Netzwerke von Janne Schirmer und Marie Yildiz. Rein rechnerisch sind beide Netzwerke hoch integriert, im zweiten haben alle Beteiligten miteinander zu tun, im ersten ist dies zumindest zwischen Janne Schirmer, Max und Ursula der Fall.

Max und Ursula sprechen ab und an miteinander und leihen sich Gegenstände aus. Hier liegt also eher die Form einer Kette vor, die nur durch situative Kontakte den Charakter eines vermaschten Netzwerks annimmt. Das wird auch in einer Subjektkonstruktion deutlich:

Marie Yildiz ist aktuell mit zwei Männern zusammen. Ein Netzwerk kann sie das noch nicht nennen, eher eine Kette. (MY, SK1)

Entsprechend fühlt sich Marie Yildiz mitunter »wie eine Brieftaube« zwischen Burkhard und Rüdiger.

56 In Abschnitt 5.3.3 wird dieser Aspekt ausführlicher diskutiert.

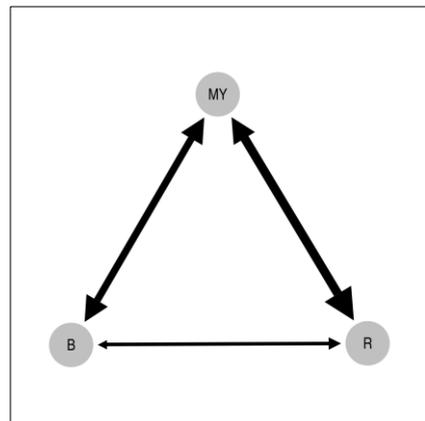
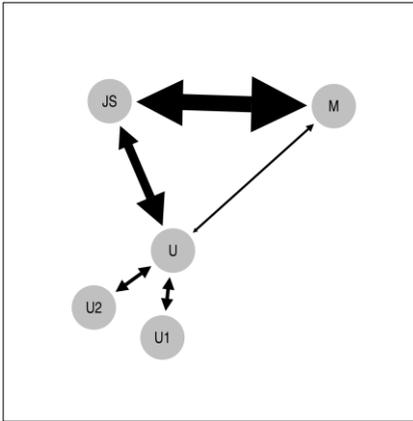


Abbildung 6: Netzwerk von Janne Schirmer

Abbildung 7: Netzwerk von Marie Yildiz

Sorge wird in ihrem Netzwerk vor allem durch emotionale Zuwendung geleistet:

Care in Maries Yildiz' Netzwerk bedeutet in erster Linie füreinander da sein, wenn es jemand anderem schlecht geht. Das geschieht mehr situativ als fest strukturiert. (MY, SK6)

Eben das ist ein verbindendes Merkmal der Netzwerke des individuell-ideellen Typs. Es handelt sich um lose geknüpfte Netze von eher wenigen Personen (3–5), bei denen die engen Relationen niedrig integriert sind und generell kaum intensive und ausgefeilte Care stattfindet – auch, weil die meisten Beteiligten keine elaborierten Care-Bedürfnisse formulieren.

Eine gemeinsame Haushaltsführung im Netzwerk findet in der Regel nicht statt: So leben zum Beispiel Janne Schirmer, Ursula und Max in drei Wohngemeinschaften, ihre jeweiligen Mitbewohner_innen sind nicht Teil ihres Beziehungsnetzwerks.

Auf das Netzwerk von Bettina Martens trifft das nur bedingt zu. Sie lebt in einer Wohngemeinschaft in Berlin, die dem individuell-ideellen Typ entspricht, zusätzlich allerdings auf einem Landprojekt, das die Merkmale des pragmatisch-kollektiven Typs erfüllt. Sie formuliert den Wunsch, ihr Leben möge sich in Richtung von mehr Verbundenheit und Kollektivität entwickeln. Auf die Beziehungen von Cordula Büchner und Ellie Gärtner treffen ebenfalls alle Merkmale des individuell-ideellen Typs zu, ihre jeweiligen Partner leben jedoch mit einer Partnerin in einem gemeinsamen Haushalt. Möglicherweise hätte ein Interview mit Letzteren mehr Hinweise auf den konventionell-kernzentrierten Typ ergeben. Die sozialstrukturellen Rahmenbedingungen der Beteiligten und die geringere zeitliche Stabilität der Netzwerke legen jedoch auch über das Einzelinterview hinaus einen Unterschied nahe. So befinden sich die individuell-ideellen Netzwerke stärker als die pragma-

tisch-kollektiven oder die konventionell-kernzentrierten in einem ständigen Wandel. Eine Subjektkonstruktion zeigt beispielsweise, wie Marie Yildiz diesbezüglich die letzten fünf Jahre charakterisiert hat:

In dieser Zeit sind immer mal Leute dazugekommen und wieder gegangen. [...] Über die Zeit hinweg [sind] vielschichtige Beziehungen entstanden, sie sind manchmal Liebesbeziehungen, manchmal mehr geschwisterlich, dazu auch Intimbeziehungen und teilweise auch eine Art Unternehmenspartnerschaft. [...] Das Ganze ist als Zwischenstand zu verstehen, mit dem Marie Yildiz weiter arbeitet. (MY, SK1)

Ähnlich wie Bettina Martens äußert auch Marie Yildiz den Wunsch nach einem verbindlicheren und größeren Netzwerk. In diesem möchte sie auch gemeinsam Kinder erziehen:

Marie Yildiz' Traum ist eine kollektive Kindererziehung, bei der es egal ist, wer das Kind gezeugt oder geboren hat. [...] In ihrem Umfeld folgen die meisten Menschen der Norm, Kinder in einer konventionellen Zweierkonstellation mit gemeinsamer Wohnung aufzuziehen. Sie hat ihre WG schon darauf vorbereitet, dass sie das nicht tun würde, fühlt sich aber unsicher damit, wie sie es gegen die verinnerlichten Muster ihrer Umgebung durchsetzen und dann auch konkret organisieren kann. (MY, SK6)

Beides scheitert derzeit an dem Unwillen von Burkhard und Rüdiger. Marie Yildiz bedauert, dass es ihnen nicht gelingt, sich verbindlicher aufeinander zu beziehen und von Vorstellungen biologischer Vaterschaft zu distanzieren.

Hausarbeit spielt in den Netzwerken des individuell-ideellen Typs keine große Rolle. Ohne gemeinsame Haushaltsführung sind materielle Care-Praxen eher die Ausnahme:

Marie Yildiz kocht viel für die Jungs, vor allem Nudeln und Soße am Wochenende. Burkhard trägt manchmal für Marie den Einkauf nach oben. Die Wäsche wird nicht gemeinsam erledigt, weil Burkhard da etwas eigen ist. (MY, SK2)

Stark ausgeprägt ist dagegen eine Form von Care, die Janne Schirmer als »Kümmern auf der Seelenebene« bezeichnet. Zwei Subjektkonstruktionen zeigen, dass auch Marie Yildiz und Bettina Martens Care als Mitdenken thematisieren:

Marie Yildiz glaubt, dass sie ein sehr fürsorglicher Typ ist, weil sie sich ständig Gedanken darüber macht, wie es den anderen geht. (MY, SK5)

Für Bettina Martens ist Fürsorge das Entscheidende in Beziehungen und bedeutet im Kern Achtsamkeit. Achtsamkeit besteht darin, Aufmerksamkeit aufzubringen, sich auszutauschen und die anderen – auch die indirekt verbundenen – mitzudenken. (BM, SK5)

Es wird deutlich: Sorge ist für die Angehörigen der individuell-ideellen Netzwerke wichtig, was sich aber kaum auf materielle Praxen, sondern viel stärker darauf bezieht, die anderen mitzudenken.

Eine allgemeinpolitische normative Ausrichtung ist bei den Angehörigen dieser Netzwerke vorhanden, aber nicht besonders ausgeprägt. Janne Schirmer bezeichnet sich selbst und ihr Umfeld als »alternativ aber nicht total«,

Marie Yildiz ist »schon so ein Stückchen links orientiert«, aber ohne Szeneanbindung.

Die Interviewten teilen mit denen des pragmatisch-kollektiven Typs das Merkmal, über ein nur geringes ökonomisches Kapital zu verfügen. Allerdings fehlt die entschiedene Priorisierung des Beziehungslebens über das Erwerbsleben. Das niedrige verfügbare Einkommen hängt eher damit zusammen, dass sich auch das Erwerbsleben der Beteiligten in stetem Wandel befindet. Das oft durch akademische Abschlüsse formalisierte kulturelle Kapital lässt einen ökonomischen Aufstieg zumindest möglich erscheinen. Ob dieser angestrebt und realisiert wird, hat vermutlich einen starken Einfluss darauf, ob eine konsensuell-nichtmonogame Beziehungsführung auch über längere Zeit gelingen kann.

Auf den ersten Blick wirkt der individuell-ideelle Typ wie ein Durchgangsstadium. Womöglich entscheidet sich im Verlauf der Beziehung, ob sich das Netzwerk in einem der beiden anderen Typen verstetigt oder die konsensuell-nichtmonogame Lebensweise aufgegeben wird. Das ist aber nicht immer der Fall. Zwar lebt Bettina Martens zum Zeitpunkt des Interviews abwechselnd auf einem Landprojekt, das alle Merkmale des pragmatisch-kollektiven Typs erfüllt, und in einer Stadtwohnung, die dem individuell-ideellen Typ entspricht. Zum Zeitpunkt des Nachgesprächs ist sie jedoch ganz auf das Landprojekt gezogen. Andererseits hat sich die Hoffnung von Janne Schirmer, die Beziehung zu Max möge »offen bleiben«, erfüllt. Auch zwei Jahre nach dem Erstinterview leben beide noch in einer »Hauptbeziehung«, die von weiteren, nicht so engen Kontakten ergänzt wird. Gleichwohl wohnen sie nicht zusammen und es haben sich keine starken Verbindlichkeiten entwickelt, wie es für eine Zuordnung zum konventionell-kernzentrierten Typ der Fall sein müsste. Dass der Typ individuell-ideeller Beziehungsführung also ein Durchgangsstadium ist, muss nicht notwendig der Fall sein.

5.1.4 *Der konventionell-kernzentrierte Typ*

Konventionell und konsensuell-nichtmonogam, wie kann das sein? Möglich ist diese Verbindung, weil die Angehörigen dieses Typs zwar die Monogamienorm überschreiten, sich aber im Vergleich zu denen der anderen beiden Typen kaum als abweichend oder alternativ positionieren. So betont Sabine Bräuer oftmals die Normalität ihrer Beziehungsführung, wie in der folgenden Subjektkonstruktion zum Ausdruck kommt:

Wenn das Thema aufkommt, spricht Sabine Bräuer gegenüber Dritten mit einer möglichst großen Selbstverständlichkeit über ihr polyamores Leben und betont, dass es völlig normal ist, dass man verschiedene Interessen mit verschiedenen Menschen teilt und Sex dabei nicht ausgenommen sein muss. (SB, SK11)

Die Angehörigen dieses Typs sind zwischen 40 und 60 Jahre alt, gehen einer unbefristeten Erwerbstätigkeit nach, haben teilweise erwachsene Kinder und Häuser mit geputzten Fenstern und gebügelter Bettwäsche. Charakteristisch für die Form der Netzwerke sind enge, verbindliche Kerne mit gemeinsamer Haushaltsführung ergänzt durch weniger enge oder verbindliche weitere Beziehungen. So lebt Sabine Bräuer (Abbildung 8) in einem Einfamilienhaus mit ihrem Ehegatten Sven und der gemeinsamen Tochter, beide führen darüber hinaus jeweils eine dauerhafte, aber weniger intensive Beziehung.

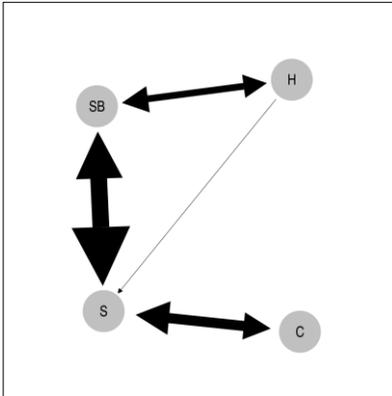


Abbildung 8: Netzwerk von Sabine Bräuer

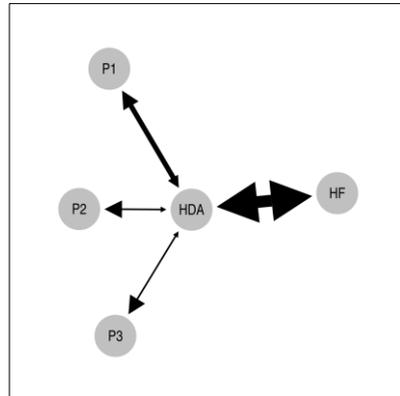


Abbildung 9: Netzwerk von Hans-Dieter Acker

Hans-Dieter Acker (Abbildung 9) und seine Hauptfreundin führen zusammen zwei Haushalte, seine drei Nebenfreundinnen spielen im Interview keine große Rolle. Petra Sander teilt sich je einen gemeinsamen Haushalt mit ihren beiden Freunden, diese engen und zeitlich stabilen Beziehungen sind offen für »Sexgeschichten« und »Affären nebenher«.

Die Netzwerke sind üblicherweise niedrig integriert, die meisten Beteiligten sind untereinander nur indirekt verbunden. Die Angehörigen dieses Typs verstehen sich nicht als Teil einer alternativen Szene. Ein gewisses postkonventionelles Bewusstsein ist durchaus vorhanden, aber nicht – wie bei den anderen Typen – schon in der Milieuzugehörigkeit verankert.

Die Personen aus konventionell-kernzentrierter Netzwerken entstammen traditionell orientierten Milieus mit wenig formellem kulturellem Kapital – verfügen zum Beispiel selten über Hochschulabschlüsse –, haben sich aber durch den offenen Umgang mit Menschen anderer Milieus (so bei Petra Sander, die über ihren Freund in Kontakt mit dessen akademisch geprägtem Freundeskreis kam) oder die Beschäftigung mit unkonventionellen Beziehungsformen ein postkonventionelles Bewusstsein angeeignet. Die Werteorientierung bleibt trotzdem im Vergleich zu Angehörigen der anderen beiden Typen eher konventionell. Es existieren wenige Verbindungen des Bezie-

hungslebens mit weltanschaulichen Fragen, wie auch generell kaum politische Positionierungen. Markant ist der Kontrast zu den anderen beiden Typen in Bezug auf Geschlechternormen. Während die meisten Angehörigen des pragmatisch-kollektiven Typs und auch einige des individuell-ideellen signalisieren, dass sie der hegemonialen zweigeschlechtlichen Ordnung kritisch gegenüberstehen, beantworten die Angehörigen des konventionell-kernzentrierten Typs die (offene) Frage nach ihrem Geschlecht mit »männlich« oder »weiblich« und sprechen in den Interviews selbstverständliche Geschlechterunterschiede zwischen Männern und Frauen an. Entsprechend finden sich hier offensichtliche geschlechtsspezifische Asymmetrien in der Verteilung von Care-Praxen, die den interviewten Frauen auch mehr oder weniger deutlich bewusst sind:

Die Verteilung der Hausarbeit ist vor allem zwischen Thomas und Petra Sander unausgeglichen, was schon zu Kleinkrieg geführt hat. Beide Kerle von Petra Sander können nicht kochen, weswegen [...] Petra Sander das erledigt, außer wenn Martin ausnahmsweise etwas Einfaches vorbereitet hat, wenn Petra Sander zu ihm kommt. Thomas kann nicht abwaschen und aufräumen und schafft es oft noch nicht einmal, die Spülmaschine einzuräumen, was schon zu Konflikten geführt hat. [...] Sie würde sich eine ausgeglichene Verteilung wünschen und findet es ungerecht, dass sie so viel für ihn tut und er nur nach Aufforderung etwas für sie. Eine ungleiche Verteilung bei traditioneller Rollenverteilung fände Petra Sander nicht schlimm. Aber als Thomas zeitweise arbeitslos war, war es schwer für sie, zu ertragen, dass sie sowohl arbeiten gegangen ist als auch für den Hauptteil der Hausarbeit zuständig war. (PS, SK7)

Der Vergleich mit Sabine Bräuer zeigt den unterschiedlichen Umgang mit dem Ungleichgewicht:

Sabine Bräuer hat [...] ganz selbstverständlich im Haushalt alles im Blick. Manchmal kocht sie was Schönes oder bereitet alles vor, damit es gemütlich ist, wenn Sven nach Hause kommt. Sie kümmert sich um Saubermachen, Aufräumen, Kehren, Bügeln, Fensterputzen, Abstauben, Aufräumen. Diese Sachen macht Sven eher nicht so, dafür übernimmt er bestimmte Bereiche, insbesondere Renovierungsarbeiten, die Winterreifen und den Müll, den er sehr sachkundig erledigt, ohne dass Sabine Bräuer ihn ständig daran erinnern muss. [...] Gemeinsam und gegenseitig kümmern sich Sabine Bräuer und Sven durch Gespräche umeinander. Als die Kinder noch im Haus waren, haben sie sich gemeinsam um die Kinder gekümmert. (SB, SK2)

Während Petra Sander sich manchmal mit ihren Freunden »zofft«, aber mit der Ungerechtigkeit leben kann, solange die Männer ihre Aufgabe erfüllen und »Geld ranschaffen«, herrscht zwischen Sabine Bräuer und ihrem Mann ein Ideal der Gleichverteilung, das realisiert wird, indem Sven sich um Renovierungsarbeiten, den Reifenwechsel und den Müll kümmert.

Eine besondere Spezifik der Netzwerke des konventionell-kernzentrierten Typs ist das gehobene Care-Niveau in den Kernen. Dort werden elaboriertere Care-Tätigkeiten praktiziert: Es wird gebügelt, Fenster werden geputzt und teilweise auch Haushaltshilfen beschäftigt. Die Kinder sind bei ihren leiblichen Eltern aufgewachsen. Das Beziehungsleben ist den Beteiligten wichtig,

allerdings gibt es keine entschiedene Priorisierung gegenüber der Arbeitswelt. So hat zum Beispiel Petra Sander ihren Freund ermutigt, eine gut bezahlte Stelle im Ausland anzunehmen, obwohl dies die Beziehung negativ beeinflussen könnte:

»Damals als wir uns kennenlernten, da hatte er sich schon nach [Millionenstadt im nahegelegenen Ausland] beworben und war auch dahin gezogen, weil ich gesagt hatte: »Nimm den Job. Job ist Job.«

Entsprechend gehen Angehörige der Netzwerke dieses Typs anders als die des individuell-ideellen und des pragmatisch-kollektiven sozialversicherungspflichtigen Vollzeitstellen nach. Ihr Einkommensniveau ermöglichte es ihnen teilweise, Wohneigentum zu erwerben.

5.1.5 *Persistenz, Emanzipation und/oder neoliberale Indienstnahme*

Ich werde nun die Spezifika der drei rekonstruierten Typen kurz zusammenfassen, bevor ich darauf eingehe, welche Schlüsse sich für die gesellschaftliche Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie aus der Typenbildung ziehen lassen.

Die Angehörigen pragmatisch-kollektiver Netzwerke orientieren sich auffallend stark am Kollektiv. Sie priorisieren ihre Beziehungsführung gegenüber anderen Lebensbereichen und formulieren ausgeprägte Normen bezüglich ihres Beziehungslebens. Zudem entwickeln sie vielfältige pragmatische Strategien, um diesen Normen gerecht zu werden. Dadurch ist es ihnen gelungen, vergleichsweise große, verbindliche und hoch integrierte Netzwerke aufzubauen. Das Zurückstellen anderer Lebensbereiche bringt es mit sich, dass keine interviewte Person dieses Typs einer Vollzeiterwerbstätigkeit nachgeht oder eine berufliche Position entsprechend der formellen Qualifikation erreicht hat. In diesen Netzwerken werden gemeinsame Haushalte von mehr als drei Beteiligten geführt und es gibt umfangreiche Verabredungen über und Praxen von Care – sowohl was praktische Tätigkeiten als auch was Aufmerksamkeit für die Belange der Anderen angeht. Das Niveau der Care ist – oftmals entsprechend einem Ideal des einfachen Lebens gewollt – wenig elaboriert, niemand putzt regelmäßig die Fenster oder bügelt die Wäsche. Die Angehörigen dieses Typs positionieren sich in der Regel alternativ oder links und pflegen einen reflexiven Blick auf sich und ihr Beziehungsnetzwerk, oftmals verbunden mit einer Zielstellung individueller und kollektiver Weiterentwicklung. Geschlechterverhältnisse werden reflektiert, ob dies zu einer weniger ungleichen Aufgabenteilung führt, lässt sich nicht generalisierend beantworten.

Individuell-ideelle Beziehungsnetzwerke bestehen aus einer kleinen Anzahl Beteiligter, die sich weniger verbindlich aufeinander beziehen, in der Regel Studierende. Es liegt keine gemeinsame Haushaltsführung im Netz-

werk vor, entsprechend ist der Umfang der Care-Praxen niedrig. Das Niveau ist ebenso wie beim pragmatisch-kollektiven Typ wenig elaboriert. Care bedeutet für die Befragten vor allem, sich wechselseitig wahrzunehmen und mitzudenken. Bei der Selbstpositionierung spielt Care eine große Rolle, dem hohen normativen Stellenwert steht gleichwohl eine gering ausgeprägte Care-Praxis gegenüber, was den Beteiligten durchaus bewusst ist und in einer reflexiven Thematisierung der eigenen Person und des Netzwerks zum Ausdruck kommt. Die Anforderungen anderer Lebensbereiche werden mit denen gelingender Beziehungsführung abgewogen, ohne dass eine entschiedene Priorisierung vorliegt. Die Netzwerke wandeln sich vergleichsweise schnell, mitunter verfolgen die Interviewten Strategien oder hegen Wünsche, sie verbindlicher zu gestalten.

Konventionell-kernzentrierte Netzwerke sind durch hoch verbindliche Kerne und weniger eng angebundene Randbereiche gekennzeichnet. Die Beteiligten der Kernbeziehungen leben in einem gemeinsamen Haushalt, hier findet nach Art und Umfang elaborierte und umfangreiche Care statt. Teilweise gehen die Beteiligten der Netzwerke – nicht die Interviewten – einer dauerhaften Vollzeitberufstätigkeit nach, das Einkommen ist im Vergleich zu den anderen beiden Typen hoch. Die Interviewten zeigen eine vergleichsweise konventionelle normative Orientierung und positionieren sich nicht weltanschaulich oder politisch. Die häusliche Aufgabenteilung folgt einer heteronormativen Geschlechterspezifika, die vergleichsweise deutlich artikuliert wird. Die Angehörigen dieses Typs gehören keinem akademisch geprägten Milieu an, ihre (vergleichsweise gering ausgebildeten) postkonventionellen und reflexiven Selbstpositionierungen scheinen sich aus der konsensuell-nichtmonogamen Lebensführung heraus entwickelt zu haben.

Für die Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie erlaubt dies eine erste Annäherung. Die Merkmale der drei rekonstruierten Typen weisen eine gewisse Überschneidung mit den drei dargelegten Thesen zur gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie auf, ohne dass eine klare Übereinstimmung behauptet werden kann. Im konventionell-kernzentrierten Typ wird die heteronormative Geschlechterordnung herangezogen, um Sorgepraxen unter den Beteiligten zu verteilen, was für die These der Persistenz struktureller Herrschaftsverhältnisse spricht. Der individuell-ideelle Typ bietet Angehörigen eines Milieus, an das hochgradig flexibilisierte Anforderungen gestellt werden, die Möglichkeit einer ebenso flexiblen Beziehungsführung. Das spricht für die These neoliberaler Vereinnahmung. Beim pragmatisch-kollektiven Typ entstehen am ehesten *communities of care*, die den Beteiligten eine erweiterte Handlungsfähigkeit gewähren, was die These eines emanzipatorischen Potenzials konsensueller Nichtmonogamie nahelegt.

Die schlichte Zuordnung der drei Typen zu den drei Thesen muss allerdings viele Spezifika außer Acht lassen. Die Typenbildung erlaubt es, die

untersuchten Netzwerke zu ordnen und Regelmäßigkeiten festzustellen. Eine einfache Antwort auf die Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie ergibt sich jedoch nicht, weil zwar eine gewisse Nähe der drei Typen zu den drei Thesen vorliegt, aber keine Entsprechung. Bei genauerer Betrachtung ist gerade die Verteilung von Care-Praxen schon innerhalb der Typen sehr unterschiedlich. Typenübergreifend besteht ein Anspruch auf sorgsamem Umgang mit dem Gegenüber. Daher werden im Folgenden einzelne thematische Aspekte besprochen, wobei ich an geeigneter Stelle auf die Typenbildung zurückkommen werde.

5.2 Kümmern als Mitdenken und Zuwenden

In der Typendarstellung wurde bereits deutlich, dass Mitdenken, Koordinieren, Kommunizieren und Wahrnehmen der Anderen als wichtige Aspekte einer sorgsamem Beziehungsführung thematisiert werden. Dieser kommunikativen und emotionalen Gestaltung der Beziehungsnetzwerke wende ich mich nun zu. Zunächst gilt typenübergreifend ein sorgsamer Umgang zwischen den Beteiligten als wichtiger, wenn nicht der wichtigste Aspekt der Beziehungsführung. In Abschnitt 5.2.1 zeige ich anhand der Ergebnisse des Onlinesurveys, wie dieser Umgang mittels kommunikativer Zuwendung hergestellt wird. Abschnitt 5.2.2 untersucht die von den interviewten Personen getroffene Unterscheidung zwischen einer unverbindlichen Beziehung und einer verbindlichen sowie engen Bindung. Der Wunsch nach engen Bindungen kumuliert in der Konstruktion einer sorgenden Gemeinschaft durch die Netzwerkangehörigen. Als Abgrenzung dient Care, die nur aufgrund sozialer Erwünschtheit oder Konventionalismus geschieht. Um davon ausgehend Beziehungen, in denen nur sehr wenige konkrete Sorgepraxen vorliegen, trotzdem als sehr sorgsam zu charakterisieren, nutzen die Befragten verschiedene Deutungsmuster, die ich in Abschnitt 5.2.3 rekonstruiere. In Abschnitt 5.2.4 bespreche ich die Aufgabenteilung in Bezug auf kommunikative und emotionale Zuwendung. Die Zusammenfassung (Abschnitt 5.2.5) diskutiert, was dem hohen Stellenwert kommunikativer und emotionaler Care zur Beantwortung der Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke zu entnehmen ist.

5.2.1 *Care als subjektives Kriterium für enge, ernste und verlässliche Beziehungen*

»Ich suche Menschen, die nicht alleine, aber auch nicht in exklusiven Paarbeziehungen leben, sondern in Beziehungsnetzwerken, die auf Dauer aus mehr

als zwei Personen bestehen, womit auch alle Beteiligten einverstanden sind [...]. Was mich daran interessiert, ist, wie sich Menschen in solchen Netzwerken umeinander kümmern – im weitesten Sinne.« So wurden potenzielle Teilnehmer_innen dieser Studie angesprochen. Weil »sich kümmern« eine gesellschaftliche Norm für gelungene Intimbeziehungen darstellt (König 2012), könnten soziale Konstellationen, denen Care unwichtig ist, in der Untersuchungsgruppe unterrepräsentiert sein. Das relativierend vorangestellt, zeigt sich trotzdem, dass Care für alle Befragten einen maßgeblichen Stellenwert in der Beziehungsführung einnimmt.

Wie schon ausgeführt findet sich der Typ individuell-ideeller Beziehungsnetzwerke vorwiegend in Großstädten, die Beteiligten sind eher jung sowie kinderlos und führen keine gemeinsamen Haushalte. Andere Netzwerke leben in großen Haushalten zusammen und teilen umfänglich die damit verbundenen Ausgaben. In etwa der Hälfte der erreichten Netzwerke (sowohl im Onlinesurvey als auch unter den Interviewten) gibt es Kinder, die teilweise kollektiv im Netzwerk erzogen werden. Und auch im individuell-ideellen Typ hilft man sich bei Krankheit, kocht füreinander und spricht über wichtige Anliegen. Tabelle 5 dokumentiert, wie stark die Teilnehmer_innen des Onlinesurveys den jeweiligen Aussagen über bestimmte Bereiche von Care zustimmen.

Es zeigt sich eine auffallende Tendenz: Am weitesten verbreitet ist Kommunikation, aber auch das gemeinsame Essen, als Gelegenheit für Kommunikation und Kalorienzufuhr, scheint relativ wichtig.

	trifft nicht zu	trifft eher nicht zu	teils-teils	trifft eher zu	trifft zu
Wir sprechen über wichtige Dinge	3,0	5,0	7,0	30,0	55,0
Wir helfen uns bei Krankheit	3,6	10,8	24,2	34,1	27,3
Wir kochen füreinander	5,6	14,7	32,5	27,4	19,8
Wir erledigen die Wäsche zusammen	39,2	24,6	20,6	9,1	6,5

Tabelle 5: Elemente von Care im Netzwerk, Grundlage Onlinesurvey mit 203 Datensätzen (vgl. 4.2). Zustimmungswerte in Prozent. Aufgrund einzelner fehlender Angaben schwanken die Fallzahlen bei den einzelnen Aussagen zwischen 194 und 200.

Die gegenseitige Hilfe im Krankheitsfall ist ebenfalls weit verbreitet, wohingegen das gemeinsame Wäschewaschen in vielen Netzwerken – vor allem wenn die Beteiligten nicht zusammen wohnen – keine oder nur eine geringe Rolle spielt. Eine negative Korrelation zwischen den verschiedenen Möglich-

keiten, sich umeinander zu kümmern, lässt sich nicht belegen. Statistisch gesehen wird also nicht geredet anstatt Wäsche gewaschen, vielmehr treten hohe Niveaus der vier Variablen tendenziell zusammen auf.

Trotz der niedrigen Verbreitung des gemeinsam Wäschewaschens sind die Ergebnisse weit entfernt vom Befund einer quasi bedürfnislosen Gruppe von Menschen, die es vor allem praktisch findet, ohne Verantwortung und Verbindung sexuelle Kontakte zu pflegen. Selbst beim Typ großstädtischer individueller Netzwerke liegen chronische und psychische Krankheiten vor, um die sich andere im Netzwerk kümmern.

Ganz unabhängig davon, wie stark die jeweiligen Beziehungen alltägliche Care – sei es Hausarbeit, Kommunikation oder anderweitige Zuwendung – realisieren, verstehen die Personen sie als wichtiges Merkmal für eine ernste, enge und verlässliche Beziehung. Ich werde nun zeigen, wie vor allem kommunikative und emotionale Zuwendung in den Interviews als Eigenschaft einer gelingenden Beziehungsführung angesprochen wird.

5.2.2 *Die sorgende Gemeinschaft in Abgrenzung zu Sorglosigkeit und normativ gebotener Care*

In elf der 13 analysierten Interviews wird Care als Ausdruck emotionaler Nähe und Verbundenheit benannt, mitunter erfolgt jedoch im gleichen Atemzug eine Abgrenzung von nicht sorgsamem und damit weniger nahem und verbindlichen Beziehungen. Auf den Punkt bringt es Marie Yildiz. Sie schätzt vor allem Beziehungen,

»wo man sich umeinander kümmert, beziehungsweise wo man auch diese Grenzen eines intimen Verhältnisses überschreitet.«

Die gleiche Überschreitung führt Hans-Dieter Acker an: »Ich glaube, die Fürsorge ist der Unterschied zwischen Swingen und Polyamory.« Liebesbeziehungen sind für ihn vor allem durch das intensive Umeinander-Kümmern gekennzeichnet. Dass nur seine Hauptbeziehung diesem Kriterium genügt, bedauert er. Auch Sabine Bräuer findet es schade, dass sich ihr Freund Hannes kaum um sie kümmern kann und sie daher beinahe »eine ziemlich blöde [...] fast so eine Art affärenmäßige Beziehung« führen.

Für Marie Yildiz heißt Familie in diesem Sinne nicht Arbeit teilen (König 2012), sondern Zuwendung und Verbundenheit teilen, wie eine Subjektkonstruktion zeigt:

Marie Yildiz' Idealvorstellung ist eine Wahlfamilie mit Menschen, die wechselseitig aneinander denken und sich verbunden fühlen. (MY, SK12)

Noch augenfälliger wird die hohe Bedeutung von Care – im Vergleich zu Sexualität – als Kriterium für emotional nahe und verbindliche Beziehungen bei Kala Baruwal und Arno Fehre:

Die Leute in der Kommune berühren Kala Baruwal viel tiefer als andere Leute. Was Fürsorge angeht, ist die Kommune für die meisten Kommunard_innen wesentlich bedeutsamer als die außerhalb vorhandenen polyamoren Liebesbeziehungen. (KB, SK3)

In [...] hochrelevanten Beziehungen findet notwendig Achtsamkeit, Rücksicht, Unterstützung und Fürsorge statt, Sexualität und Romantik kann stattfinden, muss aber nicht. (AF, SK6)

Man könnte meinen, hier wird eine Polynormativität nahegelegt, die sich von unverbindlicher Sexualität abgrenzt (vgl. Bauer 2014: 166), um auf diese Weise die eigene moralische Integrität zu betonen. Allerdings praktizieren zwei der vier hier angeführten Gesprächspartner_innen und viele weitere im Sample Sexualität in weniger engen Beziehungen und schätzen das durchaus. Derartige Kontakte gelten aber als weniger wichtig als die mit Care verbundenen, belangvollen Verbindungen.

Wie wichtig Care ist, wird vor allem in den Interviews deutlich, in denen die Befragten diskursiv eine sorgende Gemeinschaft konstruieren. Bei Ronny Scherf zieht sich diese Idee durch viele Subjektkonstruktionen: *Er lebt in einer Lebensgemeinschaft (SK1), die in guten wie in schlechten Zeiten füreinander da sein sollte (SK5), wobei Füreinander-Sorgen zentral für die Lebensgemeinschaft ist (SK9). Kern der Lebensgemeinschaft ist die Sorge für das fast drei Jahre alte Kind Naemi. (SK12)*

Auch bei Jörg Adalbert zeigt sich in einer Subjektkonstruktion die zentrale Bedeutung von Care für den Zusammenhalt seines Beziehungsnetzwerkes:

Die Familie ist für Jörg Adalbert eine bereichernde Gemeinschaft, in der man sehr viel teilt und miteinander finanziert, sich miteinander austauscht, Kinder gemeinsam versorgt (teilweise auch Erziehungsaufgaben übernimmt) und sich gegenseitig unterstützt. (JA, SK2)

Bettina Martens und Kala Baruwals Selbstpositionierungen deuten darauf hin, dass das Leben in einer Gemeinschaft die Ausbildung kollektiver Selbstverständnisse begünstigt. Bettina Martens betont die Möglichkeiten, die das »Wir auf dem Landprojekt« bietet. Infolge des engen Settings beziehen die Beteiligten sich sehr sorgsam aufeinander. Die Gemeinschaftsvorstellung wirkt zweifellos handlungsleitend, was daran deutlich wird, dass sie den Aufbau ihres »Beziehungsgeflechts« als »Lebensprojekt« verfolgt.

In Kala Baruwals Selbstpositionierung klingt die Überwindung einer negativ konnotierten Vereinzelung an, wenn sie ihrem Beziehungsnetzwerk das Potenzial attestiert, eine wirkmächtige Gemeinschaftlichkeit hervorzubringen:

Einige Leute in der Kommune bilden ein gewachsenes ›Wir‹. Dieses ermöglicht die Erfahrung, tatsächlich nicht alleine zu sein, Leute um sich zu haben, die die gesellschaftlichen Probleme in und mit der Welt nicht als individuelle Probleme begreifen, sondern als gemeinsame, bei deren Bewältigung man sich unterstützt. (KB, SK4)

Für viele Interviewpartner_innen schafft Care also Gemeinschaft. Für einige bilden sich innerhalb der Beziehungen kollektiv geteilte Selbstverständnisse aus. Dass die Beteiligten emotionale Nähe, Verbindlichkeit und Verbundenheit schätzen, zieht sich durch alle Interviews – in den meisten wird es explizit geäußert, in keinem wird Sich-Sorgen als vergleichsweise unwichtige Dimension der Beziehungsführung innerhalb des Netzwerks angeführt. Extrapoliert man diese Logik – Care zeugt von emotionaler Nähe und Verbundenheit und kennzeichnet damit besonders relevante Beziehungen – so ließe sich ein generelles Streben nach Beziehungen mit möglichst viel Care erwarten. Im Interviewmaterial findet sich jedoch neben der Abgrenzung von »vögeln und fertig« (Hans-Dieter Acker über Swingen) auch die Distinktion gegenüber konventionellen Beziehungen, in denen man sich (einzig) umeinander kümmert, weil es sozialen Normen entspricht. Kümmern aus Zuwendung wird also in größerem Maße wertgeschätzt als Kümmern aus Notwendigkeit. Das Care-Ideal ist eines, in dem man sich intensiv umeinander kümmert, aber nicht, weil man muss.

5.2.3 *Potenzielle, emotionale und affektive Care*

In den Beziehungsnetzwerken des individuell-ideellen Typs findet vergleichsweise wenig Care-Praxis statt, die Netzwerke werden aber trotzdem als ausgesprochen sorgsam bezeichnet. Ich konnte drei Deutungsmuster rekonstruieren, mit denen (auch in Netzwerken anderer Typen) die Konstruktion einer sorgenden Gemeinschaft auch unabhängig von materiellen Sorgepraxen gelingt: das Anführen potenzieller Care, die Auslegung ganz verschiedener (nicht unbedingt personenbezogener) Tätigkeiten als Care und eine Überbetonung der kommunikativen und affektiven Aspekte von Care.

Für den 28 Jahre alten Ronny Scherf besteht der größte Liebesbeweis in seiner Bereitschaft, im Falle einer besonderen Bedürftigkeit, soweit es seine Ressourcen erlauben, für die anderen in seiner Lebensgemeinschaft einzustehen:

»Der größte Liebesbeweis ist diese Fürsorge wenn irgendwas ist. [...] Trotz vieler Streits und vieler Sachen ist klar, wenn ihr was passiert, dass ich für sie da bin. [...] Klar muss ich gucken, wie das im Rahmen der Möglichkeiten funktioniert, aber ist dann halt für mich sehr klar irgendwie, dass ich das machen würde.«

Vor dem Hintergrund dieser potenziellen Bereitschaft kann Ronny Scherf sich bei akut anstehender Sorgearbeit zurücknehmen. Auch die 22-jährige Ellie Gärtner hofft im Falle einer schweren Krankheit auf das Umsorgtwerden durch ihren Freund Alex, wie eine Subjektkonstruktion zeigt:

Wenn Ellie krank ist, ist Alex nicht viel bei ihr. Ellie geht aber davon aus, dass bei einer gravierenderen Situation Unterstützung möglich wäre: »Ich denke, bei einer gravierenden Krankheit wäre Fürsorge untereinander schon da.« (EG, SK2)

Wie das ausgehend von der jetzigen Beziehung – beide sehen sich ein bis zwei Mal pro Woche und haben »mehr eine seelische Verbindung« – angemessen möglich sein soll, ist hier gar nicht die Frage. Entscheidend für die diskursive Herstellung einer sorgenden Gemeinschaft ist die Überzeugung, dass es geschehen könnte.

Ein weiteres Deutungsmuster, das ein hohes und in diesem Falle oft auch zwischen den Geschlechtern ausgeglichenes Care-Niveau verbürgen soll, besteht darin, beliebige und oft technische Tätigkeiten – Computer reparieren, Reifen wechseln, Regale aufbauen, sich um die Buchhaltung kümmern, sich Dinge leihen, Texte gegenlesen – als Care zu definieren. Derartige Tätigkeiten einbegriffen scheinen sich alle Beteiligten intensiv und gleichermaßen umeinander zu kümmern, auch wenn es rein zeitlich betrachtet recht unwahrscheinlich ist, auf diese Art ebenso viel Zeit zu verbringen wie mit alltäglichen Aufgaben wie Abwaschen oder Putzen.

Ein drittes, die Vorstellung einer sorgenden Gemeinschaft generierendes Deutungsmuster reduziert Sorgepraxis allein auf ihre affektiven Aspekte. Für Marie Yildiz ist Care vor allem da, wo sie sich umsort fühlt:

»Die Care-Momente sag ich jetzt mal, das sind eher [...] einzelne Situationen, wo ich für mich empfinde: Ja, da ist Fürsorge, was ich verstehe als sich umeinander kümmern.«

Für Bettina Martens ist das wichtigste, die Anderen – nicht zuletzt die bloß indirekt Verbundenen – mitzudenken. Auch weitere Interviewpartner_innen betonen, wie wesentlich es für sie ist, sich »auf der Seelenebene« (JS) zu kümmern, geistige und moralische Hilfe zu leisten und vor allem mitgedacht zu werden. Zwar kommen in den entsprechenden Netzwerken noch andere Aspekte von Care vor, doch das Deutungsmuster affektiver Care steht im Mittelpunkt und ist daher geeignet, sonstige Formen zu dethematisieren.

5.2.4 *Kommunikativer und organisatorischer Aufwand für die Herstellung einer sorgenden Gemeinschaft*

Dass ich Mitdenken und Zuwendung analytisch von materiellen Sorgepraxen unterscheide, soll nicht so verstanden werden, als sei affektive und kommunikative Care nicht zeitaufwändig und anstrengend. Auch bei der organisatorischen, emotionalen und kommunikativen Herstellung einer sorgenden Gemeinschaft stellt sich daher die Frage, wer diese Aufgaben übernimmt. In Petra Sanders Netzwerk wird das von ihr geleistet:

»Ich führe den Kalender und gucke mal was bei rumkommt. Ich habe von beiden die Termine.«

Ihre Organisationstätigkeit geht allerdings weit über das Koordinieren der gemeinsamen Zeit hinaus, wie eine Subjektkonstruktion deutlich macht:

Petra Sander ist »eher so der Organisationsmensch«. [...] Daher kümmert sie sich für Thomas um organisatorische Aufgaben, die bei seinem geerbten Zweifamilienhaus anfallen (zum Beispiel Handwerkertermine und Absprachen mit Mieter_innen), Autoreparaturen und Telefonate mit Ämtern. Petra Sander hat zusätzlich zu ihrer eigenen auch die finanzielle Situation von Thomas und Martin im Blick [...] In der Poly-Beziehung behält Petra Sander den Überblick über die Termine von Martin und Thomas, um gemeinsame Zeiten möglich zu machen. (PS, SK6)

Im Netzwerk von Jörg Adalbert kümmert er sich um derartige Angelegenheiten:

Die Zeitaufteilung im Netzwerk ist eine ganze Menge Organisationsarbeit, die eher Jörg Adalbert übernimmt, weil er an der Schnittstelle sitzt, Kalender abgleicht und Kommunikation herstellt. Die genauen Absprachen werden immer wieder neu mit den Bedürfnissen der Menschen und den Rahmenbedingungen abgeglichen. (JA, SK7)

Petra Sander steht an der Nahtstelle zwischen ihren beiden Freunden; Jörg Adalbert kommt in seinem Netzwerk eine relativ zentrale Rolle zu. Auch in anderen Netzwerken werden organisatorische Aufgaben naheliegender Weise vor allem von Personen ausgeführt, die eine hinlänglich zentrale Rolle im Beziehungsgefüge einnehmen.

Zur Herstellung der sorgenden Gemeinschaft gehört aber neben dem organisatorischen Aufwand auch ein affektiver Teil: Alle müssen mitgedacht, die Bedürfnisse der jeweils Anderen wahrgenommen und die Kommunikation im Netzwerk aufrechterhalten werden. Es geht darum, die gemeinsame Verbundenheit im Blick zu behalten und zu reaktualisieren. In den von mir analysierten Beziehungsnetzwerken sind es in stärkerem Maße die beteiligten Frauen, die solche Leistungen erbringen. Auch betonen vor allem sie, wie wichtig dieser Aspekt ist. Während Männer durchaus organisatorische Aufgaben verrichten, um Verbundenheit herzustellen, kommen die prägnanten Artikulationen von Kümmern als Verbundenheit durchweg von Frauen. Die maßgebenden Formulierungen lauten etwa: »füreinander da sein auf der Seelenebene« (JS), »in Gedanken fürsorglich [sein]« (MY), »Umeinander Kümmern im seelischen Sinne« (EG).

In einer Subjektkonstruktion wird deutlich, wie Marie Yildiz die diesbezügliche Geschlechterungleichheit reflektiert:

Marie Yildiz findet es furchtbar, Geschlechterkonstruktionen aufzumachen und generalisierend über »Männer« zu sprechen, weiß aber, dass es gesellschaftlich wirksame Unterschiede gibt, die zum Beispiel darin bestehen, dass vor allem privilegierte, heterosexuelle Männer wenig kommunikativ sind. (MY, SK3)

Sie genzt sich explizit von der untereinander unverbundenen Haltung ihrer beiden Partner ab, was sich in folgender Subjektkonstruktion niedergeschlagen hat:

Marie Yildiz wünscht sich eine weitere Frau, die sie beim Kümmern um die beiden Männer unterstützt. Die derzeitige Situation (sie kümmert sich um die Sorgen von zwei Männern)

fühlt sich manchmal wie eine unheimliche Last an. Mit einer weiteren Frau im Netzwerk könnte man die Probleme besser besprechen und Marie müsste weniger Zeit aufwenden. (MY, SK1)

Im Interview wird deutlich, dass es dabei um emotionale Sorgen und Probleme geht, nicht etwa um den Abwasch oder das Kümern bei Krankheit. In Abschnitt 5.3.3 wird deutlich werden, dass die wahrgenommenen Geschlechterunterschiede auch mit Präferenzen für bestimmte Verhandlungsmodi und Vorstellungen über gelungene Subjektivierung einhergehen. An dieser Stelle soll nur festgehalten werden: Diejenigen organisatorischen Tätigkeiten, die für die Herstellung einer sorgenden Gemeinschaft nötig sind, werden in der Regel von Netzwerkangehörigen aller Geschlechter übernommen, die eine relativ zentrale Position einnehmen. Die affektiven Aufgaben, die für das Generieren von Verbundenheit unabdingbar sind, erledigen jedoch eher Frauen.

5.2.5 Der Anspruch und die Bedeutung der sorgenden Gemeinschaft

Zwar wiesen sowohl die Teilnehmer_innen des Onlinesurveys als auch die Interviewten Care eine hohe Bedeutung zu, doch beantwortet dies allein noch keine Forschungsfrage. Es bestätigt zum einen die Relevanz des Gegenstands, zum anderen artikuliert sich auf diese Weise ein Anspruch an die Beziehungsführung: Für viele Interviewpartner_innen ist gegenseitiges Sich-Kümmern das entscheidende Merkmal einer emotional engen, verbindlichen und damit zufriedenstellenden Beziehung.

In den Selbstpositionierungen begründet gegenseitige Sorge – nicht zuletzt für die nur indirekt Verbundenen – eine sorgende Gemeinschaft, ein ›Wirk‹, das in einzelnen Netzwerken auch als kollektive Identitätskonstruktion (vgl. Abschnitt 3.1.1) artikuliert wird. Als konstitutives Außen der sorgenden Gemeinschaft dient fehlende sowie aus sozialer Erwünschtheit geleistete Care. Ferner verstehen sich ebenso Netzwerke, in denen kaum konkrete Sorgepraxen realisiert werden, als sehr sorgsam. Zu diesem Zweck werden potenzielle Care betont, nicht-personenbezogene Tätigkeiten (wie das Aufstellen von Regalen) als Care verstanden und kommunikative sowie affektive Aspekte von Care in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt.

Bis hierhin könnte der Eindruck entstehen, der Konstruktion einer sorgenden Gemeinschaft komme vor allem ein legitimatorischer Charakter zu. In der Tat kann die geteilte Überzeugung, sich intensiv umeinander zu kümmern, das weitgehende Fehlen materieller Sorgepraxen oder ihre ungleiche Verteilung verdecken. Doch die Herstellung einer sorgenden Gemeinschaft generiert zugleich Verbundenheit. Diese wird von den Interviewten durchgehend als notwendige Bedingung einer gelingenden Beziehungsgestaltung

definiert. Den hierfür unerlässlichen organisatorischen Aufwand leisten in der Regel mehr oder weniger zentral positionierte Netzwerkangehörige. Der affektive und kommunikative Teil von Care wird vor allem von Frauen erbracht.

Was bedeutet die gezeigte Herausbildung einer sorgenden Gemeinschaft für die drei Thesen zur gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie? Dass unverbindliche, unverbundene und nicht sorgsame Beziehungsführung nirgendwo als Ideal auftaucht, spricht gegen die These neoliberaler Vereinnahmung, nach der ein vor allem postkonventionelles, akademisches Milieu die mit ihr verbundenen Flexibilisierungsanforderungen auf die Beziehungsgestaltung überträgt. Zwar existiert ein Typ von Netzwerken, in denen relativ flexible und wandelbare Verbindungen zwischen den Beteiligten bestehen, das über alle Typen hinweg vorliegende Ideal einer sorgenden Gemeinschaft passt aber nicht zu einer neoliberalen Indienstnahme von Intimbeziehungen: Die emotionale Verbundenheit der sorgende Gemeinschaft steht in Konflikt mit einer allein an Arbeitsmarkterfordernissen orientierten Optimierung der Beziehungsführung.

Dass Frauen sich in den gemischtgeschlechtlichen Netzwerken in größerem Maße um die affektiven und kommunikativen Aspekte von Care kümmern, scheint die These der Persistenz struktureller Herrschaftsverhältnisse zu bestätigen. Gleichwohl kann der durchgehend geäußerte Wunsch nach Verbundenheit und einem sorgsamem Umgang aller Beteiligten als Artikulation eines care-ethischen Anspruchs (vgl. Abschnitt 2.2.3) verstanden werden, der zumindest in der Zielsetzung ein emanzipatorisches Element enthält. Wie die Beteiligten in der Praxis darum ringen, diesem Anspruch gerecht zu werden, wird im folgenden Kapitel diskutiert.

5.3 Kümmern um den Haushalt

Während die Konzentration auf die kommunikativen und emotionalen Aspekte von Care in Abschnitt 5.2 das Leitbild aller Beteiligten illustrierte, umfassend füreinander Sorge zu tragen, geht es nun darum, wie dieser Anspruch in der Erledigung von Tätigkeiten im Haushalt eingelöst wird. Dazu analysiere ich das diesbezügliche Verhältnis von Verteilung, Verhandlungsmodus und den zugrunde liegenden Moralvorstellungen. Ich frage also, wer in einem Beziehungsnetzwerk welche materielle Sorge leistet und wie viel. Für die genaue Erfassung dieser Praxen sind natürlich andere Methoden als narrative Interviews geeigneter. Gleichwohl lassen sich aus den Schilderungen der Befragten und der Analyse ihrer Netzwerke vorsichtige Rückschlüsse auf die Praxis ziehen.

Der Blick auf den Verhandlungsmodus erfasst die eingeschliffenen oder abgesprochenen Verhaltensmuster, die strukturieren, wer welche Care-Praxis übernimmt. Das sind zum Beispiel situative Absprachen, eine gewollte oder ungewollte feste Aufgabenteilung oder Methoden der Aushandlung wie gemeinsame Plena. Ich deute diese Modi als niederschwellige Institutionalisierung, der Intersektionale Mehrebenenansatz ordnet sie der Ebene sozialer Strukturen zu.⁵⁷

Moralvorstellungen sind Normen und Werte – also symbolische Repräsentationen –, auf die rekurriert wird, um die Verteilung und den Verhandlungsmodus zu rechtfertigen. Die verwendeten Argumentationsmuster enthielten implizite und explizite Bezüge auf moralphilosophische Vorstellungen, die ich entsprechenden Konzepten zuordnen konnte: abstrakte Gerechtigkeit, Interrelationalität, konventionelle Moral der Güte, Bedürfnisorientierung.

Generell stehen Menschen in Intimbeziehungen vor der Anforderung, ihre Verhaltensweisen und Ansprüche prozessual miteinander auszuhandelnden und nach und nach »ein häusliches System« (Kaufmann 2008: 22) zu entwickeln. In konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken müssen in dieses Geschehen die Bedürfnisse von mehr als zwei Personen einbezogen werden. Außerdem existieren für die Beteiligten kaum Vorbilder, an denen sie sich orientieren können. Herkömmliche Lösungen für die Verteilung von Sorgepraxen beziehen sich in der Regel auf zwei Erwachsene und stehen deswegen besonders den Angehörigen des konventionell-kernzentrierten Typs zur Verfügung. Wenn mehr als zwei Erwachsene sich einigen müssen, wie sie Care-Praxen untereinander verteilen, sind neue Strategien nötig, was vor dem Hintergrund erlernter hetero- und mono-normativer Muster sowie widerstreitender normativer Bezugsrahmen eine Herausforderung darstellt. Zugleich enthält diese Situation jedoch das Potenzial, stärker als bei konventionellen Lösungen individuelle Bedürfnisse zu berücksichtigen.

Der Auswertung von Interviews und Netzwerkanalysen sind zwei Varianten des Verhältnisses von Verteilung, Verhandlungsmodus und Moralvorstellungen zu entnehmen, die recht deutlich zwei der drei in Abschnitt 5.1 dargestellten Typen konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke zugeordnet werden können: Vor allem in den Kernbeziehungen des konventionell-kernzentrierten Typs realisieren die Beteiligten die häusliche Aufgabenteilung entlang einer geschlechtsspezifischen Sphärentrennung. Zu offenen Konflikten kommt es nur, wenn Aufgaben nicht angemessen erfüllt werden.

57 Zwar erscheint es zunächst ungewöhnlich, aber auch situative Absprachen können als Verhandlungsmodus auf der Strukturebene betrachtet werden, weil hier die Institutionalisierung gerade darin besteht, auf eine feste Strukturierung zu verzichten. Trotzdem generiert auch das situative Treffen von Absprachen ein Muster, das soziale Beziehungen strukturiert.

Moralvorstellungen werden kaum expliziert, deutlich wird aber, dass eine starke Ungleichverteilung abgelehnt wird (Abschnitt 5.3.1). Überall dort, wo wenig praktische Care verteilt werden muss – vor allem in individuell-ideellen Beziehungsnetzwerken – ist die Haltung verbreitet, kaum oder nicht über Care-Praxen zu sprechen, stattdessen aber ausführlich über die achtsamen Moralvorstellungen, denen die Verteilung genügen müsste (Abschnitt 5.3.2).

Am schwierigsten lassen sich die gleichzeitig aus soziologischer Sicht interessantesten Beispiele rekonstruieren (Abschnitt 5.3.3). Es sind diejenigen, in denen die Widersprüche zwischen Normorientierung und vorliegender Aufteilung von Care-Praxis explizit thematisiert werden, weil die Beteiligten sich bei der Aushandlung stark am Ideal einer reflexiven Verhandlungsmoral (vgl. Abschnitt 2.1.4) ausrichten. Sie finden sich in fast allen Interviews, besonders häufig aber bei den Vertreter_innen des pragmatisch-kollektiven Typs. Die Versuche, Anspruch und Wirklichkeit überein zu bringen, gehen mit einer Fülle von Rechtfertigungen einher, die möglicherweise den Eindruck erwecken, hier sei geschlechtsspezifische Aufgabenteilung besonders ausgeprägt. Das ist nicht notwendig der Fall. Die Egalitätsnorm wird eher in jenen Netzwerken am wenigsten verfochten, in denen die Ungleichverteilung am größten ist. Der Eindruck entsteht im Vergleich, weil hier ein Widerspruch offensichtlich wird, der unbemerkt bleibt, sofern nur wenige Care-Praxen vorliegen oder Widersprüche unter Rückgriff auf die Konventionen der Geschlechterordnung aufgelöst werden.

Alle geschilderten Muster finden sich selbstverständlich auch in Zweierkonstellationen. Weil jedoch die Orientierung an einer reflexiven Verhandlungsmoral in konsensuell-nichtmonogamen Kontexten besonders hoch geschätzt wird (Bethmann 2013: 25; Schadler/Villa 2016:19ff.), sind hier die daraus hervorgehenden Probleme und Potenziale besonders deutlich sichtbar. In der Zusammenfassung (Abschnitt 5.3.4) zeige ich, warum ein Zusammenspiel von normativer Orientierung, Praxen und Institutionalisierung am besten geeignet scheint, in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken emanzipatorischen Ansprüche gerecht zu werden.

5.3.1 Nichtmonogam lebende Paare: Rekurs auf konventionelle geschlechtliche Aufgabenteilung

Anders als alle Interviewpartner_innen des individuell-ideellen Typs kann Sabine Bräuer – oben als paradigmatische Vertreterin für den Typ konventionell-kernzentrierter Netzwerke vorgestellt – viel über konkrete Reproduktionspraxis sagen. Sie kümmert sich um Saubermachen, Aufräumen, Kehren, Bügeln, Fensterputzen, Abstauben und Aufräumen. Diese Erledigungen »macht Sven eher nicht so«, der im Gegenzug, wie Sabine Bräuer darlegt,

unter eigener Regie bestimmte Bereiche, insbesondere die Winterreifen und den Müll, übernimmt und sich zudem ihr gegenüber sehr aufmerksam zeigt. Sabine Bräuer hat das Gefühl, die Arbeit sei gleich verteilt. »Gleich« bedeutet hier nicht »eine faire, d.h. hälftige Verteilung aller unbezahlten und bezahlten Arbeiten zwischen den Geschlechtern« (ICMEO 2016); das machen die Schilderung wie auch die Netzwerkanalyse deutlich. »Gleich« ergibt unter bestimmten Rahmenbedingungen Sinn: Erstens subsumiert Sabine Bräuer handwerkliche Tätigkeiten unter Care, zweitens stellt sie Svens Beitrag in Relation zu seiner Vollerwerbstätigkeit und drittens betont sie die hohe Bedeutung seiner achtsamen Zuwendung. Gleichzeitig scheint sie einer abwertenden Einschätzung ihrer eigenen alltäglichen Care-Praxis zuzustimmen, etwa in der folgenden Interviewpassage:

»Dann kann's schon auch passieren, dass er dann sagt ›Ja ... Schatz. Jetzt setzt dich doch mal hier hin und guck mal, ich hab Wein gekauft.‹ Und ich: ›JA, ich muss aber Wäsche in die Waschmaschine und (h) ...‹ Ja so was. Und dann bin ich total hippelig. Weil ich denke, ich muss noch was erledigen. Und. Und ähm. Und ... Er ist halt der Ansicht, dass halt die blöde Wäsche nicht so wichtig sein kann wie dass wir uns jetzt hier ein Stündchen hinsetzen und innehalten ((lachen)).«

Eine explizite moralphilosophische Grundlegung der Aufgabenteilung ist bei den konventionell-kernzentrierten Netzwerken nicht erkennbar, allerdings wird implizit eine Idee des Ausgleichs formuliert. Sie kommt bei Sabine Bräuer in komparativen Passagen wie »dafür kümmere ich mich um ...« oder »Ich muss aufpassen, dass ich nicht zu viel nehme« zum Ausdruck. Die Frage, wer welche Aufgaben erledigt, wird wenig begründet – es scheint kaum der Erwähnung wert, dass Frauen sich stärker um den Haushalt und die Familie kümmern, weil Männer mehr Zeit mit Erwerbsarbeit verbringen. Und das gilt als legitim, solange alle Beteiligten ihre Aufgaben erledigen. Im Netzwerk von Petra Sander wird eben das zum Problem. Deutlich wie keine andere Interviewpartner_in artikuliert sie ihren Unmut über die ungleiche Aufgabenteilung. Dem Kochen entziehen sich ihre beiden »Kerle« durch die schon von Kaufmann (2008: 62) genannte strategische Unfähigkeit:

»Kochen können meine Kerle fast ... also Thomas überhaupt nicht (h) und Martin so Minimalgerichte.«

Während Martin Grundsicherung bezieht, ist Thomas Ingenieur und verbringt viel Zeit in der Berufstätigkeit, deswegen fehlt sie ihm für Care-Praxen. Darüber hinaus scheinen ihm die entsprechenden Fähigkeiten schlichtweg zu ermangeln, so Petra Sander:

»Aufräumen und Waschen ... kann Thomas so gut wie null.«

»Wir haben zwischendurch mal ein bisschen Kleinkrieg gehabt, weil er es nicht mal geschafft hat, die Spülmaschine einzuräumen ((lachen)). ... Was ich so als so Mindestvoraussetzung beim Zusammenleben ((lachen)) sehe.«

Würde Petra Sander nur mit Thomas zusammenleben, könnte sie das nicht ertragen, aber da die Situation bei Martin ausgeglichener ist, kann sie dort »runter kommen« und Kraft zum Weitermachen tanken. Sie wünscht sich eine ausgeglichene Verteilung und findet es ungerecht, dass sie so viel für Thomas tut und er nur nach Aufforderung etwas für sie. Ganz grundsätzlich erachtet sie eine ungleiche Aufteilung von Care aufgrund traditioneller Rollenvorstellungen nicht als problematisch. Schwer hinnehmbar war für Petra Sander aber die Situation, als Thomas zeitweise arbeitslos war und sie sowohl Erwerbsarbeit als auch den Hauptteil der Care-Praxis zu leisten hatte:

»Ich sehe das alles anders, wenn ein Mann voll arbeitet und ich nicht voll arbeite. Aber er war damals arbeitslos und hat's nicht geschafft.«

Besonders unangenehm war für sie die Situation,

»selber von der Arbeit [...] oder von woanders nach Hause zu kommen, ... und du musst erst mal aufräumen. Und du hast aber die Hütte ordentlich hinterlassen ((lachen)).«

Petra Sander findet das »nachlässig« und ärgert sich oft über Thomas. Wieso eine selbstverständlich heteronormativ geprägte Aufgabenteilung Frauen unter Umständen trotzdem besserstellt als die reflexiven Praxen postkonventioneller Beziehungen, wird am Beispiel der Urlaubsfinanzierung von Petra Sander und Thomas deutlich:

»Da ich ja immer Geldmangel habe ((lachen)), haben wir das [...] irgendwie so gedreht: Ich mache da [im Haushalt von Thomas] so alle drei, vier Wochen mal so richtig ordentlich von oben bis unten sauber und ich wasche alles, was ich erwische. Und das sparen wir dann für den Urlaub oder irgendwelche besonderen Sachen an. Wir sagen also sozusagen so zehn Euro die Stunde. Und volle Stunden kriege ich dann sozusagen auf meinen Bon geschrieben.«

Petra Sander erhält damit quasi Lohn für Hausarbeit. Der abstrakt-gerechte Verhandlungsmodus bietet insofern durchaus Vorteile. Thomas würde den gemeinsamen Urlaub auch ohne Abrechnung von Petra Sanders Care-Arbeit bezahlen, aber sie schätzt das Arrangement, weil sie sich so »weniger komisch« fühlt. Über ihr Arbeitszeitkonto speist sich der Anspruch auf einen gemeinsamen, vom besser verdienenden Partner bezahlten Urlaub aus der Hausarbeit. Diese wird durch die Verrechnung als wichtiger Beitrag anerkannt. Der Vorteil dieses Arrangements zeigt sich im Kontrast zu Dietmar Habel, der findet, Hausarbeit sei ein Geschenk an die Beziehung. Er erledigt sie nach dem Lustprinzip. So wie er sie gibt, erwartet er von den anderen Hausarbeit als »Gabe« an die Beziehung, während er im Gegensatz dazu Geldleistungen aufrechnet. Das erlaubt es ihm, seinen hauswirtschaftlichen Beitrag als großzügiges Geschenk an das Netzwerk darzustellen. Auf eine Weise verletzt Dietmar Habel die von Petra Sander erwähnten Geschlechternormen, weil seine Freundin Jutta sich stärker um den Haushalt kümmert, ohne dass er ihre finanzielle Versorgung übernimmt. Von einer »klassischen

Versorgerehe« grenzt er sich ab. Von Petra Sander wird dagegen geschlechtsspezifische Aufgabenteilung – sorgende Frauen, Geld verdienende Männer – als beiderseitiger Anspruch formuliert. So kann sie eine mutmaßlich bessere Stellung erreichen als in einem postkonventionellen Miteinander, wo materielle Care-Praxen als »einfach« (DH) abgewertet werden, was einer rhetorischen Gleichheit den Weg ebnet. Petra Sander grenzt sich vom normorientierten Umgang mit Geld in ihrer vorherigen Ehe ab. Dort

»war immer so Gleichberechtigung hoch drei, ne? Gemeinsame Kasse, da wurde dann beides draus bezahlt, ne? Aber ... ich hatte halt zuzusehen, dass Geld wieder da rein kam. Aber ... da hatte ich auch noch ein höheres Einkommen.«

Demgegenüber bietet der Rekurs auf die traditionelle Geschlechterordnung eine als gelingend erfahrene Möglichkeit, Verteilung, Verhandlungsmodus und Moralvorstellungen in Einklang zu bringen. Kulturell verfügbares Geschlechterwissen konstituiert eine geschlechtsspezifische Aufgabenteilung, die mit einem moralischen Anspruch an beide Seiten einhergeht: Frauen kümmern sich um den Haushalt, Männer erwirtschaften Geld. Zuwendung ist ein Bonus, den Männer in die Waagschale werfen können, um die trotzdem noch bestehende Ungleichverteilung – unter der Rahmenbedingung, dass Männer ihren Part der Aufgabenteilung erledigen – erträglich zu machen. Tun sie das nicht, wird es – das kann bei Sabine Bräuer nur vermutet werden, Petra Sander spricht es offen aus – problematisch, wobei die Aufmerksamkeit auf materielle Verteilungsfragen dabei hilft, die entsprechende Schiefelage zu artikulieren. Eben das ist auch die Qualität einer konventionellen Aufgabenteilung und eines wenig reflexiven Blicks auf Care-Praxen. Sie gestatten die Bewältigung des Alltags, indem Komplexität reduziert und beiden Geschlechtern die Möglichkeit eröffnet wird, Ungleichheit im Rahmen einer als gleichwertig, aber andersartig charakterisierten Verteilung zu thematisieren.

Die Übereinkunft zwischen Petra Sander, dem besserverdienenden Thomas und dem Grundsicherung beziehenden Martin hat allerdings auch einen Klassencharakter. Thomas kann Hausarbeit als Dienstleistung erledigen lassen, Martin steht dieser Weg aus finanziellen Gründen nicht offen. Die monetäre Abrechnung zwischen Petra Sander und Thomas führt zu mehr Geschlechtergerechtigkeit, ohne die hegemonialen Geschlechterverhältnisse infrage zu stellen. Zwischen Petra Sander und Martin ist die Geschlechterordnung in Bezug auf die finanzielle Leistungsfähigkeit auf den Kopf gestellt. Sie verfügt über ein bei Weitem höheres Einkommen als Martin und unterstützt ihn bisweilen unauffällig, ohne dafür eine Gegenleistung zu erhalten:

Petra Sander versucht diskret, auf die finanzielle Situation von Martin, der nur Grundsicherung erhält, einzugehen, indem sie ihm gegenüber etwas großzügiger ist. (PS, SK4)

Während monetäre Transaktionen zwischen einem finanziell gut gestellten Mann und einer nicht vermögenden Frau explizit verrechnet werden, ge-

schiebt die Unterstützung eines ärmeren Mannes also beinahe im Verborgenen und ohne Gegenleistung – womöglich auch, weil auf diese Art die Verkehrung der Geschlechterordnung nicht zu offensichtlich wird.

Der selbstverständliche Rekurs auf eine geschlechtsspezifische Aufgabenteilung findet sich vor allem da, wo von zwei Beteiligten die Rede ist, was kaum verwundert, weil die hegemoniale Geschlechterordnung auf der Vorstellung zweier komplementär konstruierter Geschlechter beruht, die sich im Paar ergänzen. Als Handlungsanweisung für drei oder mehr Beteiligte kann sie deswegen nur schwer herangezogen werden. Insofern ist die hegemoniale geschlechtsspezifische Aufgabenteilung vor allem eine Antwort auf die Frage, wie Care in konsensuell-nichtmonogam lebenden Zweierkernen geregelt werden kann. Sie findet sich entsprechend vorwiegend in jenen Beziehungen, in denen Care-Praxen hauptsächlich in Kernnetzwerken stattfinden. Konventionell und kernzentriert stellen in diesem Sinne nicht nur zwei Merkmale dar, die statistisch gemeinsam auftreten, sondern die auch über einen Sinnzusammenhang verbunden sind.

5.3.2 *Wo es wenig zu verteilen gibt: Achtsamkeit statt Abwaschen*

Symptomatisch für die Care-Ordnung des individuell-ideellen Typs ist, dass es wenig materielle Sorgetätigkeiten zu verteilen gibt. Die Beteiligten wohnen in der Regel nicht zusammen, führen keinen gemeinsamen Haushalt und sind vor allem im emotionalen Sinne füreinander da. In Ausnahmefällen liegen zwar gemeinsame Praxen der Haushaltsführung vor. Dann kommt ihnen allerdings der Charakter des Besonderen zu, mit dem den Anderen gegenüber emotionale Verbundenheit gezeigt werden kann. Entsprechend finden sich in den jeweiligen Interviews wenige Passagen über ausgefeilte Verhandlungsmodi, kennzeichnend ist vielmehr die Vorstellung, situativ im Blick zu haben, »was gerade dran ist« (JS). Auch in den Aussagen der Angehörigen des pragmatisch-kollektiven Typs wird Care – vielleicht von einer postmaterialistischen Werteorientierung (Inglehart 1990: 66ff.) bedingt – vor allem als Bewusstseins- und Aufmerksamkeitsphänomen thematisiert. Wo dies der Fall ist, vermochten auch Nachfragen keine Narrationen über die konkrete Verteilung von Care-Praxen oder den Verhandlungsmodus zu generieren. Verständnisfragen, was denn die ausführlich dargelegten abstrakten Leitbilder für den Abwasch bedeuten, evozieren zum Beispiel bei Cordula Büchner immer wieder neue Abstrakta. Eine Subjektkonstruktion hält die dazugehörige Präferenz fest:

Emotionale Unterstützung ist für Cordula Büchner persönlich wichtiger als die Praxis von Wäschewaschen und Kochen. (CB, SK4)

Auf den wiederholten Versuch, durch Nachhaken Auskünfte über konkrete Sorgepraxen zu evozieren, reagiert sie erkennbar ablehnend:

»(10.0) Ich sag's noch EINmal allgemein ...«⁵⁸

Dem Unwillen, über die tatsächlichen Care-Praxen zu sprechen, liegt ein Verständnis von Sorge zugrunde, das man idealistisch nennen könnte. Es geht vor allem darum, sich Gedanken über die anderen zu machen, nicht etwas Praktisches zu tun – wie schon erwähnt wird das als »füreinander da sein auf der Seelenebene« (JS), »in Gedanken fürsorglich [sein]« (MY), »Umeinander-Kümmern im seelischen Sinne« (EG) diskutiert. Bettina Martens subsumiert die kommunikativen und affektiven Aspekte von Care unter den Begriff »Achtsamkeit«, die sie wie folgt charakterisiert:

»Ich muss mein Bedürfnis parat haben, ich muss DEIN Bedürfnis parat haben. Ich muss das in Relation setzen und dann eine Entscheidung daraus ableiten, wie ich mich verhalte.«

Achtsamkeit bedeutet für sie, Aufmerksamkeit aufzubringen, sich auszutauschen und die anderen – auch die indirekt Verbundenen – mitzudenken. Dies geschieht eher aus einer Grundhaltung heraus als auf der Basis fester Vereinbarungen. Gelegentliche Streitigkeiten um die häusliche Aufgabenteilung zeigen lediglich, dass die achtsame Gesinnung noch nicht gänzlich verinnerlicht ist. Aufmerksamkeit als Care taucht auch bei Sabine Bräuer (konventionell-kernzentrierter Typ) auf:

Für Sabine Bräuer ist es wichtig, dass die Menschen in ihrem Beziehungsnetzwerk sich aufeinander beziehen und die anderen mitdenken. (SB, SK11)

Für sie ersetzt Aufmerksamkeit jedoch die Notwendigkeit materieller Sorgepraxen nicht, sondern bildet einen zweiten, gleichwertigen Aspekt.

In Abschnitt 2.2.3 wurde unter Verweis auf verschiedene Gerechtigkeitsvorstellungen die Ethik der Achtsamkeit eingeführt. Sie gründet die Achtung des Gegenübers auf die grundlegende menschliche Eigenschaft, aufeinander angewiesen zu sein. Daher kommt ihr eine dritte Position zwischen der hegemonialen Pflichtethik – deren Leitvorstellung die abstrakte Gerechtigkeit ist – und der komplementären Vorstellung einer typisch weiblichen Moral der Dienstbarkeit und Güte zu. Cordula Büchner positioniert sich genau zwischen diesen beiden Polen. Sie weigert sich, die für das Herstellen abstrakter Gerechtigkeit relevanten Verteilungsfragen zu thematisieren. Ebenso »ringt« sie mit traditionellen Vorstellungen von Weiblichkeit, da sie in ihrer Sozialisation zu wenig gelernt habe, eigene Bedürfnisse wahrzunehmen, statt sich um andere zu kümmern. Sie versucht, geschlechtsspezifisch geprägte Präferenzen abzulegen, stellt aber durchgängig Verbundenheit und Zuwendung in den Mittelpunkt, nicht die Verteilung von materiellen Care-Praxen. Somit drängt die moralphilosophisch begründete Fokussierung auf Haltung statt Handlung darauf, die Bedeutung von Fragen der Übernahme konkreter Aufgaben zu

58 Die Klammer zu Beginn des Zitats zeigt eine 10-sekündige Pause an, die Großbuchstaben einen akzentuierten Ausdruck. Die Transkriptionsregeln finden sich in Anhang C.

minimieren. Das spiegelt auch Janne Schirmers Definition einer ausgeglichenen Verteilung von Care-Praxen wider. Sie bestehe darin,

»dass nicht nur eine Person guckt, was gerade dran ist. Aber zu unterschiedlichen Zeitpunkten und mit unterschiedlichem Fokus. Also, als wir zusammen in meiner Wohnung gewohnt haben, war ich natürlich schon dann diejenige, die wusste: Wo kommt der Müll hin? Wo gibt's das neue Zeug, um das Bett zu beziehen oder so. Das heißt, da habe ich dann meistens schon die Initiative ergriffen oder er hat mal nachgefragt, und dann waren wir irgendwie beide beteiligt. Aber gerade so mit Essen war er dann schon eher selbständig.«

Ausgeglichen heißt also nicht notwendig, alle übernehmen dieselben Tätigkeiten oder auch nur gleich viel, sondern: Beide bekunden ein gewisses Maß an Aufmerksamkeit für die nötigen Care-Praxen. Die Schilderung erinnert an das, was Cornelia Koppetsch und Günter Burkart (1999) die *Illusion der Emanzipation* nennen. Obwohl die Leistung des Mannes in einer Weise thematisiert wird, die auch der Entwicklung eines Kindes angemessen wäre (»eher schon selbständig«; vgl. Kaufmann 2008: 72; Koppetsch/Speck 2015: 105), ist Janne Schirmer der Ansicht, die Aufgabenteilung sei ausgeglichen. Die Grenzen dieses Arrangements deuten sich in einer anderen Interviewpassage an:

»Wenn die Origamigruppe kommt, [...] dann koche ich halt Tee und räume die Stühle ins Zimmer und so, und bereite alles vor und räume aber auch wieder auf, und Max ... unterhält sich dann eher mit den anderen und bespaßt die so ein bisschen. [...] Das sind halt total komplett verschiedene Sachen, aber ich find's okay erst mal.«

Die Floskel »okay erst mal« macht deutlich, dass es nicht selbstverständlich ist, die Hausarbeit zu erledigen, während Max sich persönlich mit den gemeinsamen Freund_innen beschäftigt. Sobald sich die geteilte Konstruktion einer ausgeglichenen Aufgabenteilung nicht mehr aufrechterhalten lässt, kann »okay erst mal« durchaus zum Problem werden. Janne Schirmer hob im Interview die hohe Aufmerksamkeit hervor, die ihr Max seinerzeit entgegenbrachte; zudem dient Max' Hilfe bei Janne Schirmers Problemen mit ihrem Computer zur Pflege des Bildes einer ausgeglichenen Verteilung der Sorge. Auf Dauer bleibt die Frage, wie sich das Nebeneinander einer auf Ausgleich zielenden Norm und einer ungleichen Praxis bewältigen lässt. Rein logisch scheinen zwei Möglichkeiten gegeben: Die Anpassung der Praxis oder das (kontrafaktische) Aufrechterhalten der Vorstellung der Gleichverteilung. Beide Varianten werden uns im weiteren Verlauf der Untersuchung noch begegnen.

Zusammenfassend sei festgehalten: Es gibt ein typenübergreifendes Muster, Care vor allem als Zuwendung und Aufmerksamkeit zu verstehen. Es wird teilweise auf der Basis elaborierter ethischer Überlegungen formuliert. Vor allem Gesprächspartner_innen, deren Netzwerke keine gemeinsamen Haushalte führen und die keine ausgefeilten Care-Bedürfnisse haben, vertreten eine implizite und explizite Gewichtung, wonach Aufmerksamkeit und

Zuwendung wichtiger sind als materielle Sorgetätigkeiten. Das Verhältnis von Care im Sinne von Achtsamkeit und Care im Sinne von Praxis bedeutet dann allzu oft vorwiegend im individuell-ideellen Typ (anders als die in Abschnitt 5.2.1 erwähnte statistische Korrelation verschiedener Formen von Sorge nahelegt): Achtsamkeit statt Abwaschen. Das gelingt auch deshalb, weil in den entsprechenden Netzwerken die Sorge um den gemeinsamen Haushalt keine große Rolle spielt, weil sie individuell und in geringem Umfang erledigt wird. Geschlechtsspezifische Ungleichheiten bei der Verteilung der wenigen materiellen Care-Praxen können leicht dethematisiert werden, wenn Ansprüche wichtiger sind als Handeln. Diese spezifische Form des Umgangs steht besonders denen offen, die keine hoch entwickelten Care-Bedürfnisse haben. Es ist allerdings wenig wahrscheinlich, dass die Mutter eines Babys sagen würde, es sei nicht schlimm, wenn der Vater keine Windeln wechsle, solange er das Baby nur möge. Neben dieser Offenheit für eine materielle Schiefelage zeigen die Interviews, dass eine achtsame Grundhaltung auf das Erkennen der eigenen Bedürfnisse und jener des Gegenübers zielt. Wie Achtsamkeit dadurch als wichtiges Korrektiv einer Haltung abstrakter Gerechtigkeit wirksam werden kann, zeige ich im Folgenden anhand von Beispielen, in denen sie mit anderen Moralvorstellungen vermittelt wird.

5.3.3 *Widersprüchliche Verhältnisse: Verhandlungsmoral und ihre Grenzen*

Die Beziehungsnetzwerke des pragmatisch-kollektiven Typs orientieren sich am stärksten am Ideal einer reflexiven Verhandlungsmoral. Im Kern wird die Beziehungspraxis nicht mit Verweis auf gesellschaftliche Konventionen begründet, sondern im Rahmen einer »reflexive[n] Problematisierung« (Reichardt 2014: 649) geklärt, die mit einem ebenso reflexiven Blick auf die eigene Positionierung einhergeht (Lohauß 1995: 187ff.). Vormalig fraglos Hingenommenes wird dadurch rechtfertigungsbedürftig. Die Widersprüche zwischen verschiedenen Positionen und Präferenzen müssen besprochen werden.

In den entsprechenden Interviews lassen sich drei damit verbundene Probleme feststellen: Folgen die Beteiligten geschlechtsspezifisch geprägten Modi der Aushandlung, trifft eine Strategie individueller Interessenvertretung auf ein Ideal der Achtsamkeit. Dadurch kann sich eine geschlechtsspezifische Aufgabenteilung ungewollt reproduzieren. Wo die Beteiligten sich dagegen bemühen, die ihnen qua Geschlecht weniger naheliegende Strategie zu erlernen, um sich zwischen Interessenvertretung und Achtsamkeit zu positionieren, entstehen Potenziale, den Geschlechtern vormalig unhinterfragt zugewiesene Präferenzen und Wahrnehmungsmuster zu modifizieren.

Eine weitere Problematik, die unter ungleichen Ausgangsvoraussetzungen bei einer Aushandlung auf Augenhöhe eintreten kann, entsteht, wenn sich die Aushandlung unreflektiert auf Bedürfnisse bezieht. Weil männliche und weibliche Subjektwerdung mit einem ungleich ausgeprägten Fokus auf Care einhergeht, führt eine unreflektierte Orientierung an Bedürfnissen dazu, diese Ausgangsvoraussetzungen zu reproduzieren. Um trotz einer daraus folgenden ungleichen Aufgabenteilung dem Anspruch einer nicht durch Geschlechterverhältnisse begründeten Aufgabenteilung nahezukommen, verfolgen die Beteiligten verschiedene diskursive Strategien.

Als dritte Schwierigkeit bei der Orientierung an Verhandlungsmoral zeigt sich die Bedeutung von Mutterschaft. Auch in den Konstellationen, die reflexiven Vereinbarungsprozessen wohlgesonnen sind, ist dieses Thema als nicht ausgesprochene Grenze des Verhandelbaren virulent. Unter Rekurs auf das scheinbar biologisch Gegebene festigt sich eine Praxis, in der durchgängig die Mütter die meiste Sorge für die Kinder übernehmen, obwohl biologische Begründungszusammenhänge oftmals abgelehnt werden.

In der Gesamtschau der stark an Verhandlungsmoral orientierten Interviews lassen sich die größten transformativen Potenziale da erkennen, wo Netzwerke ihre emanzipatorischen Ansprüche sowohl vor dem Hintergrund ungleicher Ausgangsbedingungen reflektieren als auch Strukturen schaffen, die auf ihre Erfüllung drängen.

Geschlechtsspezifische Verhandlungsmodi: Individuelle Interessenvertretung und Achtsamkeit

Die Aushandlung der Verteilung von Care offenbart in vielen Interviews eine geschlechtsspezifische Gewichtung von zwei verschiedenen Leitvorstellungen für die Artikulation von Bedürfnissen: Achtsamkeit und individuelle Interessenvertretung. Das Ideal der Achtsamkeit hat zum Ziel, die eigenen Bedürfnisse *und* die des Gegenübers wahrzunehmen sowie eine Aushandlung herbeizuführen, die sich an beiden orientiert. Individuelle Interessenvertretung setzt darauf, dass alle Beteiligten dazu in der Lage sind, ihre eigenen Bedürfnisse als Interessen⁵⁹ zu artikulieren und auf dieser Basis in Verhandlungen treten. Am deutlichsten formuliert Hans-Dieter Acker die entsprechenden Geschlechterstereotypen:

»Manchmal ist es aber auch so, dass ich oft merke oder höre: ›Du hättest doch merken müssen dass es mir schlecht geht.‹ Dann komme ich wieder auf's Thema Selbstverantwortung: ›Du hättest es mir auch sagen können, dann hätten wir was tun können.‹ [...] Das böse Wort heißt Erwartungshaltung. [...] Wo ich merke, dass andere Menschen von mir irgendwas erwartet haben ... Manchmal kann ich auch ein kleines Teufelchen sein und

59 Zur Unterscheidung: Ein Bedürfnis verstehe ich als Ausdruck eines Mangels, die Artikulation eines Interesses bezieht sich auf eine konkrete Möglichkeit, einen Mangel zu beheben.

sagen: »Nö. Mache ich nicht.« Ganz bewusst und gucke mal, was passiert. Und manchmal bin ich einfach auch so ..., wie soll ich sagen, ich merke es dann halt wirklich nicht. [...] Das ist auch vielleicht so ein bisschen in den Unterschied zwischen Mann und Frau gelegt, dass Frauen gerne schon mal etwas voraussetzen und Männer schon mal gerne darüber hinweg gucken, dass etwas vorausgesetzt wird.«

Treffen die beiden stereotypen Orientierungen aufeinander, kann das in einer ungleichen Aufgabenteilung resultieren: Konzentriert sich eine Partei vor allem auf die eigenen Bedürfnisse, eine weitere auf die eigenen und die des Gegenübers, wird den Bedürfnissen der ersten Partei mehr Aufmerksamkeit zuteil. So erlaubt es diese Konstellation Männern – wie in der Subjektkonstruktion deutlich wird – über Bedürfnisse von Frauen hinwegzusehen. Der hier sehr plakativ artikuliert Gegensatz findet sich auch bei Marie Yildiz:

»Ich bin vielleicht auch ein sehr fürsorglicher Typ, dass ich mir für die Person irgendwie gleich mit Gedanken mache, wie es der Person irgendwie geht.«

Ronny Scherf hingegen kennt seine Bedürfnisse und insistiert darauf, dass »die Leute [...] nach ihren Fähigkeiten und nach ihren Bedürfnissen sich artikulieren« müssen, damit Aushandlungen gelingen können. Wenn seine Freundin Elisabeth die Freiheiten der Netzwerkbeziehung weniger nutzen kann als er, liegt das in seinen Augen in ihrer Verantwortung.

In verschiedenen Interviews berichten die Befragten von Versuchen, die geschlechtsspezifischen Präferenzen für bestimmte Aushandlungsmodi zu überwinden. So fordert Jörg Adalbert einen Lernprozess ein, um das Artikulieren der eigenen und das Erkennen der Bedürfnisse des Gegenübers miteinander zu vermitteln. Er hält beide Pole für gleichermaßen wichtig, in einer Subjektkonstruktion wird deutlich, dass es ihm schwerer als den Frauen im Netzwerk fällt, Empathie zu zeigen:

Wichtig für den ganzen Bereich des Kümmerns sind sowohl Empathie für die Bedürfnisse der Anderen als auch die Bereitschaft, die eigenen Bedürfnisse zu thematisieren, wobei Sagen-was-man-braucht gelernt sein will. Beides findet er gleich wichtig. Jörg Adalberts Frauen können etwas besser als er die Bedürfnisse von anderen spüren. (JA, SK8)

Petra Sander spricht über Martins Unfähigkeit zu Empathie und zum Erkennen unterschwelliger und nonverbaler Botschaften. Gleichwohl sei er bemüht, durch Nachfragen zu lernen, was nur implizit Gemeintes tatsächlich bedeutet. Ebenso wie Männer in einigen Interviews ihr Bestreben schildern, die Bedürfnisse des Gegenübers in größerem Maße zu erkennen, zeigt eine Subjektkonstruktion, dass Bettina Martens sich daran orientiert, ihre eigenen Interessen offensiver zur Geltung zu bringen:

Sie lernt, den eingeschriebenen Impuls, sich zuerst um die Bedürfnisse anderer zu kümmern, zu überwinden und ihre Interessen zu erkennen und zu formulieren. (BM, SK3)

Im Sample sind jedoch gerade alternative, teilweise dekonstruktivistisch orientierte Männer mit viel kulturellem Kapital nicht bereit, das Erkennen

nicht explizit artikulierter Bedürfnisse in ihr Care-Verständnis einzubeziehen. Sie begründen am ausführlichsten, wieso ihnen eine offene Aushandlung individuell artikulierter Interessen als erstrebenswerter Verhandlungsmodus gilt. Ungewollt verteidigen sie so eine geschlechtsspezifische Aufgabenteilung mittels eines universell formulierten Anspruchs auf Autonomie. Die damit verbundene Abwertung beziehungsorientierter Kommunikation über Bedürfnisse wird verschiedentlich auch von Frauen defizitorientiert thematisiert. So bezeichnet Marie Yildiz ihren Wunsch, ständig über Beziehungen zu sprechen als »Breitlatschen«. Über den eher losen Kontakt, den ihre beiden Freunde untereinander pflegen, sagt sie:

»Ich müsste das sofort breitlatschen, ich müsste daraus so voll das ((lachen)) Thema machen und ausdiskutieren.«

Eine Abwägung zwischen Achtsamkeit und individueller Interessenvertretung findet sich vor allem bei Jörg Adalbert und Hans-Dieter Acker. Letzterer berichtet im Interview von einem langfristigen Entwicklungsprozess: Während er zunächst dem zweiten Pol zuneigte, favorisierte er mittlerweile die Strategie der Achtsamkeit. Seine frühere Orientierung sieht er heute kritisch, wie die folgende Subjektkonstruktion deutlich zeigt:

Kümmern ist eine Gratwanderung zwischen »es merken« (Verbundenheit, Fürsorge) und »Eigenverantwortlichkeit« (Selbstverantwortung, Selbstsorge). Hans-Dieter Ackers Weltanschauung liegt stark auf dem Pol der Selbstverantwortung, die auch für sein Leben wichtig ist. Er will sich nicht die Verantwortung für das Gemeinsame zuschieben lassen, weil er davon überzeugt ist, dass Menschen selbst entscheiden müssen, was sie wollen und was sie vom Gegenüber erwarten. Das sollten sie auch offen sagen, was Frauen oft schwerfällt, weil viele ein riesiges Helfersyndrom haben. Tun sie es nicht, müssen sie damit leben, dass Hans-Dieter Acker ihre Bedürfnisse aus Nichtwissen oder ganz bewusst nicht erfüllt. [...] Die Perspektive des Todes einer krebserkrankten Freundin hat zu einem inneren Kampf mit dieser Weltanschauung geführt und eine Entwicklung hin zu mehr Verbundenheit ausgelöst, sodass Hans-Dieter Acker heute sagt, dass er sehr burschikos und mit wenig Rücksichtnahme und Verbundenheit durchs Leben gegangen ist. Heute fällt ihm auf, dass man durch gemeinsame Erfahrungen einen Zugang zur Gedankenwelt der anderen erhält. (HDA, SK13)

Hier findet also ein die hergebrachten Geschlechterstereotype gegenläufig aufhebender Prozess statt. Während Bettina Martens die inkorporierte Grundhaltung der Achtsamkeit verlernen muss, um ihre eigenen Bedürfnisse stärker zur Kenntnis zu nehmen, erwerben Hans-Dieter Acker, Jörg Adalbert und Martin (der Freund von Petra Sander) die Fähigkeit, die Bedürfnisse des Gegenübers zu erkennen und zu berücksichtigen.

Die Vermittlung von individueller Interessenvertretung und Achtsamkeit wird vor allem dort thematisiert, wo die Beteiligten verbindliche und große Beziehungsnetzwerke aufbauen. Sie erscheint als Möglichkeit, gelingende soziale Praxen in Kontexten herzustellen, in denen weder die konventionelle Geschlechterordnung noch das Umgehen oder individuelle Erledigen von

Care-Praxis angemessene Antworten auf die Frage einer dauerhaft gelingenden Beziehungsgestaltung bieten. Wenn im Verlauf geschlechtsspezifische Präferenzen und Wahrnehmungsmuster modifiziert werden, verspricht dies auch eine geschlechtergerechtere Aufgabenteilung von Care.

Die Falle der unreflektierten Bedürfnisorientierung

Wie schon erwähnt, wenden die Frauen des Samples in der Regel mehr Zeit für Care-Praxen auf. Das gilt insbesondere für Bereiche, die schon in der Forschung als typische Beispiele für geschlechtsspezifische Aufgabenteilung untersucht wurden: Wer macht die Wäsche oder wem fällt es auf, wenn das Bad schmutzig ist?⁶⁰ In den meisten Interviews wird ausführlich begründet, warum Frauen zum Beispiel für die Wäsche zuständig sind. Und in keinem Gespräch fehlten Hinweise auf einen meist implizit bestehenden Anspruch auf eine nicht durch Geschlechterverhältnisse begründete Aufgabenteilung.⁶¹

Der maßgebliche Begründungszusammenhang für die am Ende doch geschlechtsspezifische Aufgabenteilung lässt sich als unreflektierte Bedürfnisorientierung zusammenfassen: »Aus Bequemlichkeit« (DH), und weil »die Fähigkeiten der Leute im Vordergrund stehen« (RS), sollen alle Beteiligten die Arbeiten erledigen, die ihnen leicht fallen. Diese Präferenzen stimmen freilich in weiten Teilen mit erlernten geschlechtsspezifischen Fertigkeiten überein. Da in der weiblichen Sozialisation deutlich mehr Kompetenzen für Fragen der Sorge vermittelt werden, resultiert eine (für Männer bequeme) Aufgabenteilung entlang der Wünsche und Fähigkeiten in einem erhöhten Care-Aufwand aufseiten der Frauen. Da der Anspruch meist ein anderer ist, bedarf es Rechtfertigungen, wie die folgende Subjektkonstruktion illustriert:

Auch wenn die Alltagsorganisation wie bei einem ganz normalen Paar funktioniert, folgt sie nicht der bürgerlichen Hierarchie, in der Frauen für Kochen, Einkaufen, Klo putzen, und Männer für handwerkliche Dinge zuständig sind. Stattdessen folgt die Aufgabenteilung rationalen Erwägungen und individuellen Neigungen: Weil er ein sehr sortierter Mensch ist, agiert Hans-Dieter Acker auch in ihrem Haushalt als Aufräumer, Wegschmeißer und

60 In fast allen Studien über häusliche Aufgabenteilung fällt auf, dass Frauen für die schmutzige Wäsche (Kaufmann 1994) zuständig sind – auch die von Tomke König beschriebene »(Haus-)Frau, die sich nicht in das Frauenschema pressen lässt« (2012: 51), bildet an diesem Punkt keine Ausnahme, ebenso wie die von Cornelia Koppetsch und Sarah Speck (2015: 134) beschriebenen Familienernährerinnen und die meisten der von mir interviewten konsensuell-nichtmonogam lebenden Frauen.

61 Beim individuell-ideellen Typ ist die Normvorstellung in Bezug auf die Verteilung von Reproduktionspraxen schwer zu rekonstruieren, weil hier vor allem über emotionale Care und Haltung gesprochen wird. Trotzdem liegt – wie auch bei den Angehörigen der anderen Typen – in der Regel ein Ideal der gemeinsamen Verantwortlichkeit für Care-Praxen vor. Wendungen wie »gut verteilt« (DH) oder »eher ausgeglichen« (JS) sowie die Betonung männlicher Unterstützung im Haushalt sprechen für die Ablehnung einer starken Ungleichverteilung in Netzwerken aller Typen.

Maschinenpfleger. Weil sie gut und gerne kocht, steht sie eher am Herd, während Hans-Dieter Acker Zuarbeiten erledigt und sich als Kartoffelschäler und Fleischbrater betätigt. Weil sie einen Bezug zu Kräutern hat, kümmert sie sich im Garten um das Feine, Hans-Dieter Acker um das Grobe, was schon ein bisschen dem Rollenklischee entspricht. (HDA, SK6)

Vor diesem Hintergrund lassen sich einige Deutungsmuster rekonstruieren, die dabei helfen, die angestrebte »gute« oder »ausgeglichene« Verteilung diskursiv herzustellen: Regelmäßig übertreiben Männer ihre Beiträge. Ähnlich wie Jean-Claude Kaufmann und Cornelia Koppetsch dies für monogame Männer herausarbeiten (vgl. Abschnitt 2.3), benennt zum Beispiel Ronny Scherf die sehr wahrscheinlich zeitlich wenig aufwändigen Verwaltungsaufgaben im gemeinsamen Haushalt als »die große Sache«. Laut eigener Aussage übernimmt er das Putzen, was er aber anschließend aufzählt, spielt sich auf sehr niedrigem Niveau ab. In auffallendem Kontrast dazu steht die Narration von Sabine Bräuer (konventionell-kernzentrierter Typ): Sie stellt das Ausmaß ihrer umfangreichen materiellen Care-Praxen in Relation zur sorgsamsten Aufmerksamkeit ihres Gatten als geradezu unbedeutend dar und bezeichnet ihn daher als »de[n] große[n] Kümmerer«. Von mehreren Interviewpartner_innen werden bestimmte technische Aufgaben, die Männer übernehmen – wie das Reparieren des Computers oder der Reifenwechsel – dem Bereich Care zugerechnet und in ihrer Bedeutung betont, obwohl sie ähnlich den eben genannten Verwaltungsaufgaben vom zeitlichen Aufwand her kaum mit alltäglichen Erledigungen wie Abwasch oder Wäschewaschen zu vergleichen sind. Einige Männer führen erklärungsbedürftige Unfähigkeiten ins Feld wie zum Beispiel Arno Fehre, der zwar im handwerklichen Bereich jobbt und kurz vor einem Hochschulabschluss steht, aber kaum in der Lage ist, die Waschmaschine zu bedienen, weil sie für ihn »so ein bisschen was Mystisches« hat – was er durchaus als Folge seiner männlichen Sozialisation deutet, aber nicht ändert. Ebenso begründen Männer ihre Untätigkeit in bestimmten Bereichen – wie Fensterputzen oder Wäschewaschen – damit, dass sie derartiges nicht wichtig finden. Auf diese Art können sie ihre Nachlässigkeit als Distinktionsgewinn verbuchen. Die Frauen im Netzwerk müssen Männer mitunter noch dazu an ihre Aufgaben erinnern, wie zum Beispiel Dietmar Habel äußert: »Ich bin eher so ein Laissez-Faire-Typ und sage: ›Ach, wenn keiner was will, ist ja alles in Ordnung.« ((lachen))«.

Diese teilweise schon in Abschnitt 5.2.3 erläuterte diskursiv erzeugte Gleichheit vor dem Hintergrund materieller Ungleichheit ergibt nur angesichts des impliziten Anspruchs Sinn, eben keine traditionelle geschlechtsspezifische Aufgabenteilung anzustreben, sondern eine an Bedürfnissen und Fähigkeiten orientierte. Bei Dietmar Habel klingt das so:

»Wenn es um den Haushalt geht, dann ist das eher Jutta, die es dann anspricht. Vielleicht ist das auch geschlechtstypisch, schwer zu sagen.«

Ich möchte ihn an dieser Stelle wörtlich nehmen und betonen: Es ist schwer, zu sagen, dass eingeschliffene Verhaltensmuster im Netzwerk geschlechtsspezifische Gründe haben, wenn doch eigentlich eine Norm der Gleichheit vertreten wird, weil das Aussprechen einer das Ideal verletzenden Praxis die Norm konterkarieren würde. Das Dilemma zwischen Gleichheitsanspruch und geschlechtsspezifischer Aufgabenteilung kann durch die genannten Deutungsmuster oftmals nicht auf Dauer gelöst werden, sondern muss immer wieder neu verhandelt werden. Eben das ist aber eine Stärke der reflexiven Verhandlungsmoral: Die Ablehnung von Selbstverständlichkeiten als Begründung drängt darauf, eingeschliffene Verhaltensmuster immer wieder neu zu hinterfragen.

Mutterschaft als Grenze der Verhandlungsmoral

Eine Grenze der Möglichkeiten der Verhandlungsmoral findet sich verschiedentlich in Vorstellungen über Mutterschaft. So ist beispielsweise in Arno Fehres Netzwerk alles »eine Frage der Aushandlung«. In einer Subjekt-konstruktion wird klarer, wie diese geschieht:

Wer welche Hausarbeit macht, wird [...] individuell abgesprochen. Die Hauptarbeiten sind für Arno Kochen, Abwaschen und Staubsaugen. Arno kocht fast immer, wenn er da ist, für alle und wäscht auch oft ab. Weil er staubsaugen hasst, macht er das selten und die Waschmaschine versteht er nicht und wäscht daher kaum. Manchmal wird ein Tagesplan ausgemacht, der ist aber »keine feste Verteilung«, sondern die Möglichkeit, zu sagen, wie und wann er Britta in der Haushaltsführung unterstützt, damit sie angenehme Sachen oder anderweitige Hausarbeit machen kann. (AF, SK4)

Aushandeln bedeutet hier also konkret, dass Arno Fehre sich weitgehend aussuchen kann, welche Aufgaben er übernimmt. Anders als Britta: Ihre Verantwortung für das Baby wird durchaus biologisch begründet, wie sich in der folgenden Subjekt-konstruktion zeigt:

Britta stellt ihre außerhäuslichen Aktivitäten derzeit hintenan, weil sie durch das Stillen und die damit verbundene körperliche Abhängigkeit im Zentrum des elterlichen Arrangements steht. (AF, SK2)

Im Interview wurde nicht angesprochen, ob Britta bestimmte Haushaltstätigkeiten bevorzugt. Unter der gesetzten Prämisse der außerhäuslichen Verpflichtungen der Väter und der häuslichen Gebundenheit der Mutter, führt die Praxis einer nicht-reflektierten Aushandlung zu folgendem Ergebnis: Die Väter können das tun, was sich eben anbietet und verstehen ihre Tätigkeiten als Unterstützung der Mutter. Die Versorgung des Babys mit Nahrung wird von Arno Fehre als biologische (nicht erklärungsbedürftige) Rahmenbedingung rezipiert. Das ist vor allem auffällig, weil Arno Fehre in anderen Belangen der Reflexion gesellschaftlicher Normvorstellungen einen hohen Stellenwert beimisst und auch einiges unternimmt, seine alternativen Vorstellungen

gen umzusetzen. Seine gegenhegemoniale Vorstellung, in Sachen Elternschaft neue, weniger geschlechtsspezifisch vorgegebene Wege zu gehen, wird allerdings kaum in die Tat umgesetzt. Freilich kommt das Arrangement am Ende allen Beteiligten entgegen: Britta kann auf die Unterstützung von zwei Männern zurückgreifen, den beiden Vätern bleibt ihre Autonomie und ein gutes Gewissen. Eine ähnliche Rolle von Mutterschaft lässt sich auch der Darstellung von Ronny Scherf entnehmen: Geschlecht soll zwar bei der Aufgabenteilung keine Rolle spielen, trotzdem übernachtet das gemeinsame Kind sechs Tage pro Woche bei der Mutter. In einer Subjektkonstruktion wird deutlich, dass Ronny Scherf die Gründe dafür bei ihr findet:

Elisabeth, die Mutter eines gemeinsamen Kindes mit Ronny Scherf, hat sich keine Strukturen aufgebaut, sondern sich stattdessen für ein aufwändiges Hobby und eine zeitaufwändige Lohnarbeit entschieden, sodass sie die Freiheiten, die die offene Netzwerkbeziehung bietet, in viel geringerem Maße nutzen kann als Ronny. (RS, SK7)

Aushandlung vor dem Hintergrund unterschiedlicher Ausgangsbedingungen führt also in der sozialen Praxis zu einem Problem. Sowohl ungleich inkorporierte Moralvorstellungen (individuelle Interessenvertretung versus Achtsamkeit), die unreflektierte Orientierung an geschlechtsspezifisch ungleich verteilten Fähigkeiten und Bedürfnissen als auch unhinterfragte Annahmen über Mütterlichkeit haben zur Folge, dass trotz einer bestehenden Orientierung an Gleichheit Ungleichheit reproduziert wird.

Strategien, um der Gleichheit näher zu kommen: Verhandlungsmoral plus Pragmatismus

Am erfolgreichsten bewältigt den ständigen Abgleich von Verteilung und Idealvorstellung ein Netzwerk, das nicht nur auf verschiedene Normen – Bedürfnisorientierung, Achtsamkeit, Geschlechtergerechtigkeit – zurückgreift, sondern zudem den Verhandlungsmodus weitgehender als alle anderen untersuchten Netzwerke institutionalisiert hat: Die Kommune, in der Kala Baruwal lebt. Dort existieren Strukturen, die es allen Menschen erlauben sollen, ihre Bedürfnisse zu artikulieren und zu realisieren. Um den Mitgliedern auch ihnen fernstehende Möglichkeiten nahezulegen, hat die Kommune Strategien entwickelt. Karla Baruwal berichtet:

»Bei der Reproduktionsarbeit ist es so: Wir haben sozusagen irgendwie unsere Aufgabe aufgeteilt, damit nicht die Leute, die es am schnellsten am dreckigsten finden, die ganze Zeit putzen, und die anderen nicht. Was auch bei uns oft sehr gegendert ist (h). Weil, wenn das nicht klappt, dann sind die Frauen die, die putzen.«

Die Falle der unreflektierten Bedürfnisorientierung ist den Kommund_innen bewusst und sie haben entsprechende Konsequenzen gezogen: In der Kommune werden die nötigen Aufgaben jeweils zeitweise fest zugewiesen, wobei die Verteilung der Bedürfnisorientierung sowie dem Anspruch

folgt, die Genderung der Tätigkeiten tendenziell aufzulösen. Um trotzdem individuellen Unterschieden Geltung zu verschaffen, soll sich nicht am abstrakten Prinzip »alle machen gleichviel« (KB), sondern an der Lebenssituation der Einzelpersonen orientiert werden. Verhandelt wird dies auf Plena: Hier werden Aufgabenbereiche einer Person überantwortet, bis eine Neuverhandlung ansteht. Dem Anspruch der Bedürfnisorientierung entsprechend übernehmen Menschen in schwierigen Lebenssituationen weniger Aufgaben. Dem Ziel der Geschlechtergerechtigkeit entsprechend nimmt die Kommune die geschlechtsspezifischen subjektiven Sauberkeitsempfindungen in die Diskussionen mit auf. Würde die Gruppe diese Problematisierung unterlassen, bliebe das Putzen Frauensache. Deswegen wird aktiv gegengesteuert. So wiederum erlernen Menschen Dinge, die ihnen in der Sozialisation nicht vermittelt wurden. Wie Kala Barawal berichtet ist dieses institutionelle Kontrapunktieren in vielen Bereichen leicht möglich und funktioniert oft wie gewünscht. Schwerer ist es ihr zufolge, die sozialisationsbedingte mangelnde Empathiefähigkeit der Männer zu verändern.

5.3.4 Sozialer Wandel im Zusammenspiel von Normen, Praxen und Institutionalisierung

Meine Ergebnisse zeigen in Fragen häuslicher Aufgabenteilung vor allem bei konventionell-kernzentrierten Netzwerken eine starke Persistenz heteronormativer Geschlechterverhältnisse. Frauen sind in höherem Maße für Reproduktionspraxen verantwortlich und Männer kümmern sich um technische Tätigkeiten (die teilweise auch als Care interpretiert werden), erwirtschaften Einkommen und sind aufmerksam. Die Orientierung an Konventionen erlaubt eine einfache Antwort auf die komplexen Herausforderungen, die sich bei der gemeinsamen Beziehungsgestaltung stellen. Gleichzeitig besteht ein gewisser Anspruch auf Geschlechtergerechtigkeit, mit dem problematisiert werden kann, wenn die Männer Abmachungen nicht einhalten.

Der vor allem im individuell-ideellen Typ verbreitete Achtsamkeitsdiskurs birgt drei Probleme. Zum einen bringen vor allem Frauen die achtsame Zuwendung auf. Zweitens wird Ungleichverteilung in jeder Hinsicht (sowohl auf Achtsamkeit als auch auf materielle Care-Praxen bezogen) dethematisiert. Drittens steht eine Beziehungsführung, in der Achtsamkeit anstelle materieller Care-Praxen realisiert wird, nur denjenigen offen, die wenige und unkomplizierte Care-Bedürfnisse haben.

Während in vielen individuell-ideellen Netzwerken der geringe Umfang an Praxen ausführlichen Moralvorstellungen gegenübersteht, liegen beim konventionell-kernzentrierten Typ umfangreiche Praxen vor, die aber eher auf der Basis althergebrachter Muster verteilt werden und konventionellen – wenig begründungsbedürftigen – Normen folgen. Ohne dies den konkreten

Personen zuschreiben zu können – dafür sind die Fälle zu unterschiedlich –, könnte man argumentieren: Zumindest hat die traditionelle Aufgabenteilung zur Folge, dass Frauen für ihre stärker sorgende Rolle eine Gegenleistung erhalten. Wenn die Ungleichverteilung von Aufgaben mittels diskursiver Strategien geleugnet wird, die Verantwortlichkeit von Männern für die finanzielle Versorgung allerdings wegfällt – wie es teilweise im pragmatisch-kollektiven Typ der Fall ist – finden Frauen schlechte Voraussetzungen, Ungleichheit zu thematisieren. Beide starken Positionierungen (Achtsamkeit statt Abwaschen sowie der Rekurs auf traditionelle Aufgabenteilung) wurden am deutlichsten von Frauen vorgebracht. Womöglich empfinden sie einen größeren Handlungsdruck als Männer, Antworten auf die Frage, wie Sorge realisiert wird, zu suchen. Männern wiederum erleichtert das, elaborierte Diskurse über das Abwägen verschiedener handlungsleitender Vorstellungen zu führen.

Vor allem alternativ orientierte Männer setzen gegen ein an Achtsamkeit orientiertes Verfahren individuelle Interessenvertretung als Verhandlungsmodus. In diesem Sinne müssen alle Beteiligten offen sagen, was sie vom Gegenüber erwarten. In der Praxis führt das leicht zu einer Schieflage, wenn autonome Subjekte sich für die Realisierung ihrer eigenen Bedürfnisse stark machen und achtsame Individuen sich an einer Vermittlung der eigenen *und* der des Gegenübers orientieren. In der Folge werden die Bedürfnisse des achtsamen Individuums in geringerem Maße vertreten. Gegenüber der individuellen Interessenvertretung ermöglicht eine achtsame Grundhaltung Selbstsorge und Sorge für andere – Autonomie und Verbundenheit. Das Erweitern der oftmals aufgrund geschlechtsspezifischer Sozialisation begrenzten Handlungsrepertoires durch das Verbinden von Interessenvertretung und Achtsamkeit bietet Potenziale, verinnerlichte geschlechtsspezifische Präferenzen und Wahrnehmungsmuster zu überwinden und eine geschlechtergerechtere Verteilung von Care zu realisieren.

Als nicht verhandelbare Grenze eigentlich gestaltbarer sozialer Kontexte taucht im Material vor allem die Rolle der Mutterschaft auf: Obwohl die Befragten thematisieren, dass sie Geschlechterverhältnissen und biologischen Begründungszusammenhängen kritisch gegenüberstehen, suchen sie nicht nach Alternativen zum Stillen. Die Falle der Bedürfnisorientierung besteht in einem unreflektierten Umgang mit geschlechtsspezifischen Fähigkeiten und Bedürfnissen: Am Ende tun alle Beteiligten das, was sie (scheinbar) am besten können. Das Resultat ist dann eine geschlechtsspezifische Aufgabenteilung, die nicht traditionell, sondern reflexiv begründet werden kann. Ein alternativer Umgang mit den ungleichen Ausgangsvoraussetzungen vergeschlechtlichter Subjekte fand sich in der Kommune von Kala Barawal. Gerade dieses Netzwerk macht deutlich, wie es gelingen kann, emanzipatorische Ansprüche umzusetzen: Es braucht eine Gleichzeitigkeit von Normen und

Strukturen, die von intermediären Strategien begleitet sein muss, um nicht doch wieder aus Bequemlichkeit Herrschaftsverhältnisse zu reproduzieren.

Ähnlich wie von Cornelia Koppetsch und Sarah Speck (2015: 238f.) beschrieben, zeigt sich sozialer Wandel gerade nicht dort, wo der Gleichheitsanspruch am stärksten vertreten wird, sondern dort, wo sich eine Alltagspraxis herausbildet, die sich praktisch – nicht programmatisch – an alternativen Rollenvorstellungen orientiert. Dies konnte ich aber, anders als Cornelia Koppetsch und Sarah Speck, auch in einem reflexiven, akademischen Milieu rekonstruieren. Der Grund ist möglicherweise darin zu suchen, dass in nicht-monogamen Beziehungen mehr Beteiligte an der Aushandlung der Praxen beteiligt sind, was es unwahrscheinlicher macht, auf Dauer mit diskursiven Strategien von materieller Ungleichheit abzulenken.

Um auf die drei Thesen zur gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie zurückzukommen: Typenübergreifend und in fast allen Interviews zeigte sich die Persistenz heteronormativer Geschlechterverhältnisse. Unterschiede bestehen vorwiegend in der Frage, ob eine geschlechtsspezifische Aufgabenteilung gewollt ist. Ist das nicht der Fall, muss sie begründet oder verschleiert werden. Vor diesem Hintergrund scheinen die größten emanzipatorischen Potenziale da zu liegen, wo die Normen von Geschlechtergerechtigkeit und Bedürfnisorientierung ausführlich und institutionalisiert zur Sprache kommen, ungleiche Ausgangsbedingungen der Beteiligten Berücksichtigung finden und Maßnahmen ergriffen werden, bewusst gegenzusteuern.

5.4 Kümmern um Kinder

»Als ich das Thema Care gehört habe, musste ich natürlich sofort an Kinder denken.« So leitet Marie Yildiz eine längere Erzählpassage ein, in der sie auf die Probleme bei der Realisierung von Elternschaft in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken zu sprechen kommt.

»Ich glaube, dass privilegierte heterosexuelle Männer [...] SEHR stark von dieser gesellschaftlichen Vorstellung geprägt sind, nur MEINE KINDER sind für mich wichtig oder beziehungsweise zentral, und um die muss ich mich kümmern. Und um die anderen nicht. [...] Ich vermute ganz stark, dass es vielleicht auch was mit der rechtlichen Situation zu tun hat, mit der Vaterschaft ganz stark verbunden wird. Vaterschaft hat ganz viel mit Einkommen zu tun, ach quatsch, mit Auskommen – mit einer finanziellen Leistung. Das ist diese ganz zentrale Komponente, die bei einer Care-Beziehung ... wahrgenommen wird. Ganz, ganz, ganz stark. Und das ist dann die entscheidende Frage. Ob ich mich kümmere oder nicht kümmere. Bin ich finanziell für das Kind verantwortlich oder NICHT? Ja? ... Und das finde ich ... krass. (h) ... Das finde ich echt traurig.«

Aus dem Zitat ergeben sich zentrale Fragestellungen für Menschen, die nicht den hegemonialen Mustern in Bezug auf Elternschaft und den damit verbundenen Rollenvorstellungen für Mütter und Väter folgen: Wie verhalten sich Eltern, insbesondere Väter, wenn ihre soziale Rolle nicht biologisch bestimmt wird? Wie wandelt sich Mutterschaft in diesem Kontext? Wie werden Sorgepraxen verteilt, wenn dies nicht unter Rekurs auf gesellschaftliche Normvorstellungen geregelt werden kann? Wie können soziale Praxen in Abgrenzung zur rechtlichen Rahmung realisiert werden? Menschen, die in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken Verantwortung für Kinder übernehmen, verfolgen verschiedene Strategien, diese Fragen für sich zu beantworten.

Ich werde einen Überblick geben, welche Verbreitung Elternschaft in den untersuchten konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken hat (Abschnitt 5.4.1). Anschließend differenziere ich zwei Varianten von Elternschaft: Elternpaare, die in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken leben, ihre Kinder jedoch vorwiegend zu zweit betreuen und erziehen (Abschnitt 5.4.2) und die wesentlich seltenere Variante (angestrebter oder praktizierter) kollektiver Elternschaft (Abschnitt 5.4.3). Beide Formen sind mit speziellen Problemen konfrontiert, in der Rechtsordnung in unterschiedlichem Maße repräsentiert, und greifen daher zu ganz anderen Bewältigungsstrategien. Die Diskussion der sozialen Bedeutung der zwei Varianten erfolgt in der Zusammenfassung (Abschnitt 5.4.4). Dort diskutiere ich zudem den Themenbereich Elternschaft mit Blick auf die drei Thesen zur gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie.

5.4.1 Verbreitung von Elternschaft

In sieben analysierten Interviews gaben die Befragten an, in ihren Beziehungsnetzwerken würden auch Kinder leben. Unter den drei rekonstruierten Typen ist Elternschaft ungleich verteilt. Die Angehörigen konventionell-kernzentrierter Netzwerke haben mehrheitlich erwachsene Kinder, die teilweise selbst schon Eltern sind. Die Sorge für Kinder im rechtlichen und sozialen Sinne liegt (oder lag) hier durchweg bei den leiblichen Eltern. Im individuell-ideellen Typ gibt es in der Regel keine Kinder, in einem Falle besteht ein Kinderwunsch, der verbunden mit dem Wunsch artikuliert wird, das Netzwerk verbindlicher zu gestalten. In vielen Netzwerken des pragmatisch-kollektiven Typs leben Kinder, die teilweise auch von mehreren Personen erzogen werden. Unter den Teilnehmer_innen des Onlinesurvey ist Elternschaft ähnlich weit verbreitet (vgl. Tabelle 6). Hier haben 93 der 203 Befragten Kinder im Netzwerk, 101 nicht und neun wollten dazu keine Angabe machen. Auch unter Berücksichtigung der Altersverteilung dürfte die Kinder-

losigkeit damit über dem gesellschaftlichen Durchschnitt liegen (Plötzsch 2016).

Alter	mit Kindern		ohne Kinder		keine Angabe		Gesamt
	absolut	relativ [%]	absolut	relativ [%]	absolut	relativ [%]	
16–19	0	0,0	2	100,0	0	0,0	2
20–24	7	26,9	17	65,4	2	7,7	26
25–29	20	33,3	40	66,7	0	0,0	60
30–34	13	52,0	10	40,0	2	8,0	25
35–39	18	56,2	12	37,5	2	6,2	32
40–44	8	57,1	6	42,9	0	0,0	14
45–49	9	75,0	2	25,0	0	0,0	12
50–	18	56,2	11	34,4	3	9,4	32
Gesamt	93	45,8	101	49,7	9	4,4	203

Tabelle 6: Elternschaft in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken aufgeschlüsselt nach Alter. Grundlage Onlinesurvey mit 203 Datensätzen (vgl. 4.2).

Es überrascht kaum, dass Survey-Teilnehmer_innen mit Kindern zu einem höheren Anteil zusammenwohnen (ohne Kinder: 41,4 Prozent, mit Kindern: 73,3 Prozent) und tendenziell in stärker vermaschten Netzwerken mit hoher Integration leben. Ein generelles Mehr an Sorgepraxen in Netzwerken mit Kindern liegt nicht vor. Die Werte für »Wäschewaschen« und »kümmern bei Krankheit« liegen jedoch hier höher, auch das ist nicht verwunderlich. Damit bestätigt sich ein Trend, der sich schon bei der Typenbildung angedeutet hat: Lose vermaschte sowie kinderlose Netzwerke mit jüngeren Beteiligten und wenigen Care-Praxen stehen enger vermaschten Netzwerken mit älteren Beteiligten, in denen Kinder erzogen und tendenziell auch gemeinsam Wäsche gewaschen wird, gegenüber.

5.4.2 Konsensuell-nichtmonogam lebende Elternpaare

Ich werde nun entlang der oben genannten Themenkomplexe – Väter- und Mütterrollen, Sorgepraxen, Umgang mit gesellschaftlichen Normvorstellungen/Stigmatisierungen, rechtliche Einbindung – darstellen, wie konsensuell-nichtmonogam lebende Elternpaare ihre Elternschaft gestalten. In fünf Netzwerken des Interviewsamples liegt die elterliche Sorge der Kinder bei den leiblichen Eltern, teilweise unterstützen die neuen Partner der leiblichen Mut-

ter.⁶² Drei davon sind heterosexuelle Paare, erziehen ihre leiblichen Kinder gemeinsam, pflegen aber sexuelle, emotional erfüllende und verlässliche Beziehungen zu einem oder zwei Menschen außerhalb der elterlichen Partnerschaft. Aber auch in zwei größeren Netzwerken des pragmatisch-kollektiven Typs leisten die leiblichen Eltern den Hauptteil der Betreuung und tragen die Erziehungsverantwortung für die Kinder. Meist sind das beide leiblichen Eltern, teilweise nur die leiblichen Mütter, die auch in den Fällen, in denen sie nicht mit dem leiblichen Vater zusammenleben, den Hauptwohnsitz für die Kinder stellen.

Auch Netzwerkangehörige, die weder leiblich mit den Kindern verwandt sind noch mit ihnen in einem Haushalt leben, übernehmen in geringem Umfang Betreuungsaufgaben. Im Interviewmaterial finden sich viele Beispiele für ihre Rolle – als erwachsene Bezugsperson für das Kind, als Ansprechpartner_in für Wünsche, die Eltern nicht erfüllen können, als alltägliche Hilfsperson bei zeitlicher Überbelastung der leiblichen Eltern oder als jemand, der/die in aufgeladenen Eltern-Kind-Konflikten eine dritte, vermittelnde Perspektive beisteuert. So unternimmt Cordula Büchner in der Regel einmal pro Woche etwas mit dem älteren Kind ihres Freundes. Sie füllt eine Art Patinnenfunktion aus, wobei sie sich sowohl als erwachsene Bezugsperson für das Kind sieht als auch (zu Beginn der Konstellation in stärkerem Maße) den Anspruch hat, die Eltern zu unterstützen. Dietmar Habel beschreibt, wie er als Ansprechpartner für Wünsche, die die Eltern nicht erfüllen können, zur Verfügung steht. Der 16-jährige Sohn seiner Freundin

»wollte eine Gamer-Zock-Maschine haben (Anmerkung MR: Ein Computer, der für technisch anspruchsvolle Computerspiele geeignet ist). Der würde dann schon so 800 bis 900 Euro kosten. Und das hat mir dann Erika auch erzählt und die sagte, ja ... also, das können sie aber nicht ausgeben, so viel haben sie einfach nicht über dafür. Und er selber geht noch zur Schule und hat das Geld jetzt auch nicht unbedingt. [...] Dann kenne ich mich nun [...] gerade mit Hardware aus. Und habe gesagt: Na, dann lass uns mal gucken. Und wie kriegen wir denn das hin? Im Internet und so ... und so und so und so. Und ich habe dann jetzt einen Rechner zusammengesucht, der alles in allem 500 Euro gekostet hat und alles das kann, was er eigentlich wollte.«

Jörg Adalbert stellt heraus, wie hilfreich eine dritte Person in schwierigen Eltern-Kind-Konflikten sein kann. So vermittelte seine Freundin in einem Streit mit verhärteten Fronten zwischen Mutter und Tochter, weil sie nicht in

62 Sabine Bräuer, Mutter zweier Teenager, lebt mit dem leiblichen Vater zusammen. Jörg Adalbert ist Vater zweier Teenager und lebt in mehreren Haushalten, unter anderem auch in dem der leiblichen Mutter. Dietmar Habel ist der Freund der Mutter von Jörg Adalberts Kindern. Hans-Dieter Acker ist leiblicher Vater eines erwachsenen Kindes, das einen eigenen Haushalt führt. Cordula Büchner ist die Freundin eines leiblichen Vaters zweier Kinder (beide jünger als zehn Jahre), die im gemeinsamen Haushalt des Vaters und der leiblichen Mutter leben. Außer Cordula Büchner sind alle Interviewten erst konsensual-nichtmonogame Beziehungen eingegangen, als die Kinder zehn Jahre alt oder älter waren.

der brisanten Eltern-Kind-Dynamik befangen war, sondern einen eigenen Zugang zur Tochter fand. Es gab

»zwischen Mutter und Tochter ein großes Spannungsverhältnis. [...] Erika konnte der nichts beibringen [...], während Christiane da so ein bisschen schlichtend drauf einwirken konnte. Das war schon eine große Hilfe, in der Erziehung auch so ein bisschen Freunde zu haben, ... Partner zu haben, die mit ... mit erzogen und aufgefangen haben, was schief lief.«

Dass die Partner_innen der Eltern keine Elternrolle im engeren Sinne übernehmen, wird in den Interviews oft als Qualität ihrer Beziehung zu den Kindern herausgestellt, beispielhaft durch Cordula Büchner:

»Das angenehm Freie an meiner Rolle jetzt in Bezug auf die Kinder ist gleichzeitig auch das wenig Elternhafte.«

Eine Stigmatisierung der Kinder oder eine Problematisierung der Elternschaft (wie in Sheff 2012 und Pallotta-Chiarolli et al. 2013: 120 rekonstruiert) wurde von den Gesprächspartner_innen, die als Elternpaar in einem konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerk leben, durchweg nicht thematisiert. Auch die verschiedentlich im Nachgespräch direkt geäußerte Frage nach Problemen mit Institutionen wurden durchgängig negativ beantwortet. Und das ist kaum verwunderlich: Leibliche Eltern – vor allem Mütter – übernehmen in westlichen Gesellschaften meist die Hauptverantwortung und das Sorgerecht für die Kinder. Die Unterstützung durch neue Partner und einen Freundeskreis ist auf keinen Fall Alleinstellungsmerkmal nichtmonogamer Kontexte, sondern wird in der gesellschaftlichen Sichtbarkeit (BMFSFJ 2013) und Akzeptanz (Kuhn/Kohser-Spohn 2001: 514f.) von Patchworkfamilien zunehmend zur sozialen Normalität. Entsprechend finden mehrere Interviewpartner_innen das praktizierte Sorgearrangement in Bezug auf die Kinder »ganz normal«, schätzen ihre Praxis also als konform mit gesellschaftlichen Erwartungen ein. Die Selbstdarstellung als normal – genau wie die Bezeichnung eines nicht direkt an der Erziehung beteiligten Erwachsenen als »Freund« oder »Tante« des Kindes – kann natürlich eine Bewältigungsstrategie sein, um ein *passing* als monogame Familie zu erreichen (Pallotta-Chiarolli et al. 2013: 122). Die Darstellung als »normal« wäre in diesem Sinne das Verstecken einer sozialen Realität, die in der hegemonialen Sinnordnung als defizitär – weil nicht monogam – gilt. Wie meine Ergebnisse andeuten, ist es in der Sinnordnung und Beziehungspraxis nichtmonogam lebender Eltern durchaus gewollt, konsensuell-nichtmonogame Praxis unter Erwachsenen mit paarweiser Elternschaft zu verknüpfen. Die Rolle tatsächlich unterstützender Freund_innen unterscheidet sich nicht signifikant von der nicht amourös verbundener Freund_innen. Für diese nicht-defizitäre Deutung spricht vor allem, dass auch Interviewpartner_innen, die sehr deutlich über die mangelnde Akzeptanz ihres konsensuell-nichtmonogamen Lebenswandels und die Probleme beim Verwirklichen ihrer Ansprüche Aus-

kunft gaben, beim Thema Kinder betonten, wie problemlos konsensuelle Nichtmonogamie unter Erwachsenen mit Kindererziehung einhergeht.

Konsensuell-nichtmonogam lebende Elternpaare kollidieren also kaum mit gesellschaftlichen Normvorstellungen. In meinen Interviews brachten lediglich Beteiligte aus Netzwerken, in denen kollektive Elternschaft praktiziert wird, Probleme mit der Rechtsordnung zur Sprache. Das Sorgerecht liegt im deutschsprachigen Raum in der Regel bei den Eltern – auch im Fall nicht verheirateter Eltern, wenn diese die gemeinsame Sorge beim Jugendamt anzeigen. Hier sind unverheiratete Elternpaare – anders als nichtmonogam lebende (aber verheiratete) Elternpaare – gegenüber verheirateten benachteiligt, weil sie die gemeinsame Sorge erst erklären müssen. Weitere Bezugspersonen (außer den Eltern) sind Großeltern gleichgestellt. Ihnen kommt ein Umgangsrecht zu, wenn sie eine tatsächliche sozial-familiäre Beziehung zum Kind haben, was zumindest bei Zusammenlebenden in der Regel angenommen wird (§ 1685 BGB). Im Gesetzestext liegt keine besondere Benachteiligung von Wahlverwandtschaften vor, wobei fraglich ist, ob die Rechtsprechung im konkreten Falle Wahlverwandte mit Großeltern gleichstellt. Auch im Sozialrecht sind nichtmonogam lebende Elternpaare prinzipiell gleichgestellt. Grundsicherungsleistungen sind an den Wohnsitz gebunden, wodurch im Sample diejenigen anspruchsberechtigt sind, die auch die meiste Verantwortung für die Kinder übernehmen – leibliche Eltern oder die leibliche Mutter. Ähnliches gilt für das Elterngeld, das aufgrund der Einkommensabhängigkeit zwar besonders die Elternschaft Besserverdienender fördert, aber auf eine oder zwei erziehende Personen zugeschnitten ist. Konsensuell-nichtmonogam lebende Elternpaare sind also gegenüber monogam lebenden Eltern rechtlich nicht schlechter gestellt. Ihre soziale Stellung ähnelt mehr der von Eltern in Patchworkfamilien als der von Menschen, die kollektive Elternschaft praktizieren – leibliche Mütter übernehmen den Hauptteil der Verantwortung und Sorge und werden von ihren Partnern unterstützt. Nicht leiblich verwandte und nicht mit den Kindern zusammen wohnende Netzwerkangehörige helfen bei einzelnen Aufgaben.

5.4.3 *Kollektive Elternschaft*

Meine Ergebnisse zeigen, dass die Notwendigkeit, gegenüber einer verständnislos reagierenden Umwelt die eigene Beziehungspraxis zu verstecken, besonders dringlich ist, wenn nicht nur die Art der Beziehungsgestaltung mono-normativen Gepflogenheiten widerspricht, sondern auch Elternschaft unter mehr als zwei Personen geteilt wird. Ich werde nun zwei Netzwerke, in denen das geschieht, detaillierter darstellen. Beide gehören zum pragmatisch-kollektiven Typ. Wie im vorherigen Abschnitt stehen Väter- und Mütterrollen, Sorgepraxen, der Umgang mit gesellschaftlichen Normvorstellungen

gen/Stigmatisierung und die Rolle der rechtlichen Einbindung im Mittelpunkt. Eine der beiden Konstellationen hat sich entschieden, die kollektive Elternschaft in die rechtliche Form individueller Elternschaft einer alleinerziehenden Mutter zu übersetzen. Im zweiten Beispiel haben die Beteiligten die leibliche Elternschaft zwar gegenüber Ämtern offengelegt, versuchen aber trotzdem, im Alltag die soziale Elternschaft zu realisieren.

Arno Fehre ist ebenso wie Marcel einer von zwei Vätern des Kindes von Britta. Alle drei leben in einer gemeinsamen Wohnung und gehören einem linksalternativen Milieu an. Arno Fehre beurteilt Geschlechterkonstruktionen kritisch, auf die offene Frage nach seinem Geschlecht antwortet er: »Typisieren? Naja ... im Pass steht männlich«. Die drei haben die Entscheidung getroffen, gemeinsam ein Kind zu erziehen. Die skeptische Haltung Arnos Fehres gegenüber biologischen Begründungszusammenhängen zeigt sich auch beim Thema Elternschaft:

»Wenn wir, bevor das Baby da war, über Kinderkriegen geredet haben, war halt das Ding, dass Britta in der Diskussion so gesagt hat: ›Als allererstes ist das mein Kind (h), ... aber keine Angst: Du wirst noch genug mit dem zu tun (h) haben.‹ ... Und das ist was, das ich irgendwie immer anerkannt habe.«

Das entschlossene Eintreten für soziale Vaterschaft – leibliche Vaterschaft kommt im ganzen Interview nicht vor – geht also bei Arno Fehre mit der Akzeptanz der besonderen Rolle der leiblichen Mutter einher, die schon in der Schwangerschaft ihre federführende Rolle betont hat und gleichzeitig andeutete, auf die Hilfe der Väter im Bedarfsfall zurückzugreifen. Dieser identitären Rahmung entspricht auch die Verteilung der Sorgepraxen im Netzwerk:

Die Frage mit der Fürsorge dreht sich für Arno Fehre »vor allem eigentlich ums Baby«. Bei dieser Aufgabe unterstützt Arno die Mutter Britta im Rahmen seiner Möglichkeiten. Er begleitet Britta zum Beispiel bei Ämtergängen, nimmt das Baby mit zu eigenen Terminen oder kümmert sich um Hausarbeit in Brittas und Marcells Haushalt. Marcel kann sich aufgrund von Arbeitsbelastung und Studium derzeit kaum um das Baby kümmern, aber er und Arno sprechen sich darüber ab, wer Britta so weit wie möglich entlasten kann, um ihr einen Freiraum abseits der Mutterschaft zu ermöglichen. □[...] Arno sieht dies kritisch, er fragt sich, inwiefern sich die Geschlechterverhältnisse seiner Poly-Konstellation überhaupt vom klassischen Kleinfamilienmodell unterscheiden. (AF, SK2)

Obwohl Arno dies kritisch sieht, ist die Rolle der Väter also nicht zuletzt in Bezug auf Sorgepraxen eher eine unterstützende, wobei vor allem Arno direkte Hilfeleistungen erbringt, während Marcel derzeit sein Studium priorisiert. Care bezieht sich im Netzwerk im Wesentlichen auf das Baby. Von einer Stigmatisierung durch das direkte Umfeld berichtet Arno nicht, womöglich, weil in seinem sozialen Nahbereich die Ablehnung hegemonialer Familienbilder geteilt wird und potenziell heikle Situationen aufgrund des niedrigen Alters des Babys noch nicht eingetreten sind.

Was die rechtliche Rahmung angeht, sind alle drei – wie auch die Beteiligten der anderen Konstellation, die ich noch vorstellen werde – überzeugt, der Staat solle sich aus den persönlichen, insbesondere sexuellen Angelegenheiten von Menschen heraushalten. Um dieser Leitvorstellung nahezukommen und eine gleichberechtigte Vaterschaft zu ermöglichen, haben die drei entschieden, sich für das Standesamt (wo eine Geburt angezeigt werden muss) »eine Story« (AF) auszudenken, derzufolge der Vater des Kindes unbekannt ist. Die Bedeutung rechtlicher Regelungen über Elternschaft zeigt sich an dieser Stelle darin, dass bei unbekannter Vaterschaft vom Standesamt in der Regel eine Meldung ans Jugendamt erfolgt. Auf dem Jugendamt wurde Britta einer peinlichen Befragung unterzogen. Auch bei der Arbeitsagentur musste sie begründen, wieso es keinen offiziellen Vater gibt. Dieses Amtshandeln bestätigt die schon belegte Stigmatisierung polyamorer Elternschaft (Sheff 2012; Pallotta-Chiarolli et al. 2013: 123). Ob sie sich in der Schule und im späteren amtlichen Umgang mit dem Kind weiter entfalten wird, ist offen. Gleichwohl hat die Transformation kollektiver Elternschaft in die rechtliche Form individueller Elternschaft negative Konsequenzen für die Beteiligten, wie Arno Fehre berichtet:

»Die Sache mit der Fürsorge ist ein institutionelles Problem, weil einfach eingetragener Weise kein Vater da ist. Also Vater ist unbekannt. [...] Und damit hat natürlich auch keiner von uns beiden die Möglichkeit, in Elternzeit zu gehen oder sich dabei irgendwie staatlich unterstützen zu lassen. [...] Das heißt natürlich im Umkehrschluss: Wir müssen ... irgendwie anders gucken, woher wir irgendwie Kohle zum Leben kriegen, ... was natürlich auch wieder die Kapazität, sich ums Baby zu kümmern, ein Stück weit einschränkt.«

Die Übersetzung kollektiver in individuelle Elternschaft verfolgte das Ziel, eine an der Biologie festgemachte Hierarchie zwischen den Vätern zu verhindern. Das ist gelungen, im Interview finden sich keine Hinweise darauf, dass Arno oder Marcel gegenüber dem Anderen eine hervorgehobene Rolle einnehmen. Das ist allerdings verbunden mit negativen Konsequenzen für Britta. Weil keiner der Väter die Möglichkeit hat, in Elternzeit zu gehen, sind beide in vollem Maße mit ihrer Ausbildung beziehungsweise ihrer Erwerbsarbeit beschäftigt, und können sich deswegen nicht so intensiv um das Baby kümmern wie die Mutter, die auch über die Notwendigkeiten der Kinderbetreuung hinaus ihre außerhäuslichen Aktivitäten einschränkt. Diese Rahmung korrespondiert mit den Vorstellungen der Konstellation in Bezug auf Mutterschaft und Vaterschaft. Während die drei überzeugt und entschlossen sind, die Vaterschaft solle keine große Rolle spielen, artikuliert die Mutter schon in der Schwangerschaft ihre eigene besondere Verantwortung.

Die zentrale Rolle von Britta mit all ihren Implikationen wird also sowohl von der Konstruktion von Mutterschaft als auch der fehlenden rechtlichen Repräsentation der sozialen Vaterschaft bestärkt. Die Väter finden aufgrund der hetero- und mono-normativen Rechtsordnung für ihre soziale Beziehung zu Brittas Kind keine angemessene institutionelle Repräsentation. Das wieder-

rum wirkt – aufgrund der im kapitalistischen Rahmen gegebenen Notwendigkeit, Geld durch Lohnarbeit zu erwirtschaften – zurück auf die sozialen Verhältnisse, bestärkt die geschlechtsspezifische Aufgabenteilung und macht die erwünschte Lebensform schwer lebbar.

Das zweite Beispiel kollektiver Elternschaft schildert Ronny Scherf. Er lebt in einer »Lebensgemeinschaft« mit Elisabeth und Frank; sie teilen sich eine Wohnung. Außerdem gehören Tabea und Maria zur Lebensgemeinschaft, wohnen aber nicht im gemeinsamen Haushalt. Auch dieses Beziehungsnetzwerk lässt sich einem linksalternativen Milieu zurechnen. Die Lebensgemeinschaft betreut ein drei Jahre altes Kind, die leiblichen Eltern sind Ronny Scherf und Elisabeth. In Ronny Scherfs Idealvorstellung sollte leibliche Elternschaft nach und nach immer mehr an Bedeutung verlieren:

»Ich habe die romantische Vorstellung [...], dass, wenn es mal wirklich was zu entscheiden gibt – Kommt das Kind aufs Internat? Darf es nach England ziehen? –, dass wir mit allen Leuten, die sie lieb haben und die um sie rum sind zu einem Konsens kommen, anstatt man sagt: ›Ich bin ihr Vater und ich entscheide jetzt, weil ich der Vater bin.«

Das Zitat macht deutlich: Die Gleichstellung aller Bezugspersonen ist eine »romantische Vorstellung« und nicht gelebte Beziehungsrealität. Trotzdem grenzt sich Ronny Scherf sehr harsch gegenüber Menschen mit hegemonialen Normvorstellungen von Elternschaft ab. Wer zum Beispiel gegenüber Kindern besonders auf die eigene Wortwahl achtet, verhält sich in seinen Augen »spießbürgerlich«, »unauthentisch« und schlichtweg »falsch«. Die Abgrenzung ist aber vor allem eine normative. Was die Praxis angeht, befinden sich die leiblichen Eltern in der entscheidenden Position. Das begründet Ronny Scherf mit dem Unvermögen der anderen, weitergehende Konzepte zu denken:

»Ich sehe Blutsverwandschaft sehr kritisch, also im Kontext von Staat, Nation, Blut-und-Boden-Scheiße. [...] Ich denke nicht, nur weil ich ihr leiblicher Erzeuger bin, habe ich irgendwie mehr zu sagen aus dieser Tatsache heraus. [...] Wenn ich jetzt drüber nachdenke, dann habe ich Angst davor, dass eher andere Leute aus dieser Leiblichkeit irgendwas ableiten könnten irgendwann.«

Trotz dieser Abgrenzung von einer bestimmenden Vaterrolle sieht Ronny Scherf es derzeit als seine Aufgabe, strategische Entscheidungen für die Zukunft des Kindes (und auch der Lebensgemeinschaft im Ganzen) zu treffen. Eine dieser Entscheidungen war es, mittels der kollektiven Elternschaft den gemeinschaftlichen Charakter der Lebensgemeinschaft zu stärken:

»Das war von Anfang an immer so als Gruppenaspekt geplant sozusagen, zumindest von meiner Seite aus.«

Auch weitere Kinder waren zum Interviewzeitpunkt mit dieser Intention geplant und wurden mittlerweile – das hat sich im Nachgespräch gezeigt – geboren.

Laut Ronny Scherfs Erzählung übernimmt die Mutter des gemeinsamen Kindes, Elisabeth, die meisten Betreuungsaufgaben. Sie kümmert sich um Einkauf und Weißwäsche. Sie bringt die dreijährige Naemi in der Regel ins Bett und übernachtet mit ihr in einem Zimmer. Die rationale Begründung für letzteres lautet, sie habe das ruhigste Zimmer, Ronny Scherf hingegen bewohnt das zentrale Durchgangszimmer, was auch mit seiner zentralen Rolle im Netzwerk korrespondiert. Diese alltagspraktischen Entscheidungen weisen Elisabeth trotz der angestrebten kollektiven Elternschaft in hohem Maße die Aufgaben zu, die mit Mutterschaft verbunden sind – ähnlich wie im anderen vorgestellten Netzwerk.

Ronny Scherf betreut das Kind regelmäßig an zwei Abenden pro Woche. Dabei wird er oft von den beiden anderen Frauen im Netzwerk, Tabea und Maria, unterstützt. Auf die Rolle des zweiten Mannes, Frank, geht Ronny nur kurz ein: Auch er sei in der Lage, ohne Widerwillen Naemis Windeln zu wechseln. Am Wochenende unternehmen die erwachsenen Angehörigen des Netzwerks zusammen Ausflüge mit dem Kind. Die wenigen Auskünfte über die konkrete Aufteilung der Sorgepraxen machen allerdings deutlich, dass der Hauptaufwand der Kindererziehung bei der leiblichen Mutter liegt, die vor allem vom leiblichen Vater unterstützt wird, der seinerseits wiederum die Hilfe zweier weiterer Frauen einholt. Welchen zusätzlichen Beistand Elisabeth erfährt, ist dem Interview nicht zu entnehmen. Ebenso bleibt offen, ob und wie den erwähnten Frauen eine Rolle als soziale Mütter zukommt.

Auch in diesem Interview sind keine Hinweise auf eine Stigmatisierung von Eltern oder Kindern aus dem Umfeld erkennbar. Die Großeltern scheinen sich nicht abwertend zur unkonventionellen Situation ihres Enkelkinds zu äußern. Es fehlen allerdings Hinweise auf eine Einbeziehung der Wahlgroßeltern, das heißt den Eltern der nicht leiblich verbundenen Eltern. Nach wie vor sind also Vorstellungen leiblicher Elternschaft auch in diesem Kontext wirkmächtig, obwohl das normative Leitbild sich an kollektiver Elternschaft orientiert.

Die sozialen Eltern von Naemi haben sich entschlossen, den Anspruch auf kollektive Elternschaft gegenüber staatlichen Instanzen nicht zu erwähnen. Ronny Scherf und Elisabeth sind juristisch gesehen die Eltern des Kindes, was es in diesem Fall – anders als bei Arno Fehre – möglich gemacht hat, dass Ronny Scherf ein Jahr Elternzeit in Anspruch nehmen konnte. Während dieser Zeit hat er seine Ausbildung auf niedrigem Niveau fortgesetzt und sich dort einen Kreis von Menschen aufgebaut, die ihn stundenweise bei der Betreuung des Babys unterstützen. Die Elternzeit hat offensichtlich die traditionelle Aufgabenteilung nicht aufgebrochen. Eine negative Rolle der Rechtsordnung sieht Ronny Scherf nur in der von außen oktroyierten rechtlichen Kodifizierung seiner väterlichen Verantwortung.

5.4.4 Kollektive und paarweise Elternschaft im Vergleich

Am Anfang von Abschnitt 5.4 standen die Fragen nach den Elternpraxen von Menschen, die ihre sozialen Rollen nicht aus der hegemonialen Geschlechterordnung ableiten können, weil sie ihr – aufgrund der Nichtmonogamie – nicht entsprechen. Vor diesem Hintergrund entwickeln sich modifizierte Mütter- und Väterrollen, die potenziell auch die traditionelle Aufgabenteilung zur Disposition stellen könnten. Was lässt sich aus den Beispielen zu Elternschaft in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken in Bezug auf diese Themenfelder schlussfolgern?

Mothering erweist sich auch in den von mir untersuchten Beispielen als institutionelles Arrangement, das leiblichen Müttern die Hauptverantwortung für ihre Kinder zuschreibt (Chodorow 1994). Mütter behalten die Kinder bei Wohnungswechsel der Väter und tragen immer die rechtliche Verantwortung. Dies geschieht nicht nur dort, wo konsensuell-nichtmonogam lebende Elternpaare Kinder erziehen, sondern auch in den Konstellationen, die kollektive Elternschaft anstreben oder praktizieren. Wenn – wie im Netzwerk von Arno Fehre – Vaterschaft dekonstruiert wird, während man sich auf die Mutterschaft positiv bezieht, kann das dazu beitragen, die ungleiche Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern noch zu bestärken. Obwohl im zweiten Beispielnetzwerk kollektive Elternschaft als »romantische Vorstellung« (RS) eine Option ist, liegt auf der Ebene der Verantwortlichkeiten (der Vater als planende Instanz) und der Aufgabenteilung (die Mutter als die Hauptbelastete) eine traditionelle Geschlechterordnung vor, die mit der mangelnden ideologischen Entwicklung des Umfelds und mit vermeintlichen Sachzwängen (wie dem ruhigen Zimmer der Mutter) begründet wird. Dieses Ergebnis spricht für eine hohe Persistenz traditioneller Geschlechterbilder, insbesondere des Ideologems der Mutterschaft, das auch dort, wo Menschen ein egalitäres und biologiekritisches Ideal verfolgen, wirkmächtig bleibt. Die Väter übernehmen – wie auch in monogamen Konstellationen (Statistisches Bundesamt 2015: 15) – vergleichsweise wenige kinderbezogene Care-Praxen. Entsprechend leisten leibliche Mütter in beiden Varianten von Elternschaft den Hauptteil der Sorgepraxen. Hilfe können sie – in abnehmender Verbindlichkeit und Intensität – von den leiblichen Vätern, von mit den Kindern zusammenlebenden Partnern und von nicht leiblich Verwandten sowie nicht zusammen wohnenden Netzwerkangehörigen erwarten. Väter lassen sich teilweise von Partnerinnen, die nicht die Mütter sind, in der Kinderbetreuung unterstützen.

Gegen die mit Blick auf die bestehende Forschung naheliegende Erwartung, die meisten Eltern in konsensuell-nichtmonogamen Netzwerken würden ihre Beziehungsrealität unsichtbar machen (Sheff 2011, 2012; Pallotta-Chiarolli et al. 2013), legen meine Ergebnisse nahe, dass dies meist gar nicht nötig ist. Viele Befragte wollen vielfältige emotionale, sexuelle und ander-

weitigen Bande zwischen mehr als zwei Erwachsenen aufrechterhalten und trotzdem zu zweit die Hauptverantwortung für ihre Kinder tragen. Ähnlich wie in Patchworkfamilien werden die Eltern durch Personen unterstützt, die keine elterliche Verantwortung tragen, was in allen Interviews als Bereicherung dargestellt wird. Der Wunsch nach einer über die freundschaftliche Unterstützung hinausgehenden verbindlicheren Rolle mit entsprechender rechtlicher Absicherung wurde nicht thematisiert. Von einer Stigmatisierung wird nicht berichtet. Das könnte allerdings auch daran liegen, dass alle Interviewten, die als Elternpaare Kinder erziehen, erst zu einem Zeitpunkt konsensuell-nichtmonogame Beziehungen eingegangen sind, als die Kinder 10 Jahre alt oder älter waren. Die typischen Momente der Irritation bei kleineren Kindern, zum Beispiel beim Abholen aus dem Kindergarten oder beim Besuch eines Kinderarztes, blieben so aus. Eine rechtliche Diskriminierung nichtmonogamer Elternpaare über das Maß der Benachteiligung von Patchworkfamilien hinaus ist ebenso nicht erkennbar.

Ganz anders ist die Situation in denjenigen Konstellationen, die eine kollektive Elternschaft anstreben. Sie sind dazu gezwungen, ihre realen familiären Bande in nicht zutreffende rechtliche Konzepte zu übersetzen. Die Strategie, soweit als möglich keine Angaben gegenüber staatlichen Institutionen zu machen, verstärkt noch die besondere Zuständigkeit der leiblichen Mutter für das Kind, weil sie es niemand anderem erlaubt, Elternzeit in Anspruch zu nehmen. Wie eine rechtliche Rahmung, die eigentlich mehr Gleichheit zwischen den verschiedengeschlechtlichen Erziehungsberechtigten herstellen sollte, scheitern kann, zeigt das zweite Beispiel. Die väterliche Elternzeit wurde hier eben nicht genutzt, um die zentrale Stellung der leiblichen Mutter auf Dauer zu relativieren und eine weitreichendere Aufgabenteilung zu erproben.

Sorgerechtliche Schwierigkeiten treten in den beiden Konstellationen kollektiver Elternschaft nicht auf. Doch schon die Furcht vor negativen rechtlichen Folgen erschwert eine wirkliche Gleichstellung der sozialen mit den leiblichen Eltern. Die Ausdehnung des Sorgerechts auf mehr als zwei Personen wäre hier auf jeden Fall angezeigt, um die real existierenden sozialen Verantwortlichkeiten anzuerkennen.

Was die Forschungsfrage nach der gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie angeht, so sind die Ergebnisse beim Thema Kinder ernüchternd. Vieles spricht dafür, dass hier tatsächlich die traditionelle Geschlechterordnung in einem größeren Personenkreis wiederholt wird, was den beteiligten Männern teilweise ein beachtliches Maß an weiblicher Unterstützung einbringt, die Hauptlast der Betreuungsaufgaben jedoch bei den Müttern belässt. Ein dekonstruktivistischer Blick auf Geschlecht, vor allem auf Vaterschaft, verdeckt diese Ungleichheiten geradezu. Relativierend muss gleichwohl ergänzt werden: Vor allem in den Netzwerken mit kollektiver Elternschaft, aber auch im weit verzweigten Netzwerk, dem Jörg Adalbert

und Dietmar Habel angehören, können die Mütter zumindest auf eine Vielzahl von Bezugspersonen zurückgreifen, um sich Unterstützung im konkreten Fall zu sichern. Das spricht dafür, dass die geschlechtsspezifische Aufgabenteilung bezüglich Elternschaft in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken zumindest nicht ungleicher als im Fall monogamer Eltern geschieht.

Den in verschiedenen Netzwerken geteilten Ansprüchen auf eine nicht geschlechtsspezifisch strukturierte Aufgabenteilung gerecht zu werden, hat vor allem Aussicht auf Erfolg, wenn die Umsetzung nicht auf der Ebene symbolisch-kultureller Normvorstellungen verbleibt, sondern mittels struktureller Maßnahmen und neuer Identitätskonstruktionen ergänzt wird. Diese für die Perspektiven emanzipatorischer Praxis wichtige Aussage möchte ich an einem Beispiel bekräftigen. Während Arno Fehre, Britta und Marcel in anderen Lebensbereichen Maßnahmen ergreifen, um zum Beispiel ihre Hochschätzung von Freundschaftsbeziehungen soziale Wirklichkeit werden zu lassen, belassen sie es in der Frage der Elternschaft bei der »Story« (AF) und verfolgen keine darüber hinausgehenden Strategien, um die Rolle der Väter zu stärken. So drängt das institutionelle Setting zusammen mit der immensen Bedeutung der Mutterschaft Britta in die Rolle einer Alleinerziehenden, die Väter erscheinen als bloße Unterstützer, die teils ihrer Ausbildung beziehungsweise Arbeit nachgehen, teils Britta in geringem Maße helfen, aufgrund der Mutterschaft nicht zu stark in ihren anderweitigen Entfaltungsspielräumen eingeschränkt zu sein.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Für die meisten Beziehungsnetzwerke steht nicht Stigmatisierung im Wege einer für die Betroffenen gelingenden Beziehungspraxis. Vielmehr ist es das Zusammenspiel fehlender Repräsentation im Recht, der Wirkmächtigkeit hegemonialer Vorstellungen über Mutterschaft und des Mangels an Strategien zum Umsetzen einer egalitären Elternschaft, das am Ende in einer Konstellation resultiert, in der trotz alternativer und emanzipatorischer Ansprüche Mütter die Hauptlast der Erziehung tragen – eine Aussicht, die die eingangs erwähnte Marie Yildiz davon abhält, ihren Kinderwunsch zu realisieren.

5.5 Kümmern bei Krankheit

Für die Frage, wie sich die Beteiligten in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken im Falle von Erkrankungen umeinander kümmern, ist zuallererst von Belang, welche diesbezüglichen Sorgebedürfnisse im Sample vorliegen. Nach den Interviews wurde daher nach chronischen Krankheiten oder anderen körperlichen Beeinträchtigungen gefragt. Zehn Interviewpartner_innen nannten keine oder nur kleine Einschränkungen (wie zum

Beispiel eine Sehschwäche). Eine Interviewpartnerin ist wegen einer berufsbedingten Erkrankung des Bewegungsapparats erwerbsunfähig und erwähnt darüber hinaus eine psychische Einschränkung eines weiteren Beteiligten. Ein Befragter positioniert sich als »psychisch etwas labil«. Eine Interviewpartnerin spricht eine besondere Sorgebedürftigkeit an, die sie mit einem weiteren Angehörigen ihres Netzwerks teilt, nämlich das Problem regelmäßig auftretender psychischer Überforderungszustände durch Reizüberflutung. Die anderen Interviewpartner_innen äußern keine besondere Sorgebedürftigkeit.

In allen drei Netzwerktypen finden sich Subjektkonstruktionen, die deutlich machen, dass die Beziehungsnetzwerke von den Beteiligten als hilfreiche Ressource beim Umgang mit Krankheit geschätzt werden:

Marie Yildiz merkt gerade beim Thema Care, wie gut es ist, nicht nur zu zweit unterwegs zu sein, um es im Rahmen knapper Ressourcen überhaupt realisieren zu können, sich umeinander zu kümmern. Das gilt für Krankheit, aber auch für Kindererziehung. (MY, SK8)

Bei Hans-Dieter Acker und seinen Freundinnen zeigen sich dann und wann Alterserscheinungen. Bei Krankheiten kann Hans-Dieter Acker viel helfen, weil er als Physiotherapeut und Heilpraktiker vom Fach ist. (HDA, SK8)

In drei Interviews drehen sich kurze Passagen darum, wer wem bei Erkältungskrankheiten einen Tee kocht, so bei Arno Fehre:

»Die jeweils kranke Person hat Tee bek(h)ommen. Ähm (19.0) Ja, so war's.«

Die Lachpartikel und die 19 Sekunden währende Pause deuten darauf hin: Zu diesem Thema gibt es wenig zu sagen. Dietmar Habel erwähnt kurz, es sei schwieriger, sich um Kranke zu kümmern, mit denen man keinen gemeinsamen Haushalt teilt. Im Umkehrschluss scheinen die zusammen Wohnenden üblicherweise diese Aufgabe übernehmen. In der Kommune von Kala Barawal kümmert man sich bei Krankheit umeinander, weitergehend verfolgt wird das Thema jedoch nicht. Sabine Bräuer erzählt, sie müsse ihren Mann dazu drängen, sich bei Krankheit zu schonen. Diese kurzen Sequenzen deuten darauf hin, dass sich die zusammen wohnenden Befragten durchaus bei Krankheit umeinander kümmern. Möglicherweise nehmen sich die Beteiligten in den entsprechenden Netzwerken selbst als relativ gesund wahr und »Krankheit« spielt aus diesem Grund in den Selbstpositionierungen keine große Rolle.

Laut Marie Yildiz erweist sich die Tatsache, »nicht nur zu zweit unterwegs« zu sein bei Krankheiten als hilfreich, wenn einer der Beteiligten aus Angst vor Ansteckung Zurückhaltung zeigt:

»Am Wochenende als ich krank war, war Rüdiger [...] unheimlich fürsorglich und ihm war das total egal, ob er sich ansteckt oder nicht. [...] Burkhard dagegen ist jemand, [...] der hält dann eher DISTANZ, [...] wenn's um ansteckende Krankheiten geht. Vor allem so Erkältungssachen, das findet er ganz schlimm und dann denkt er sich: ›Oh, müssen wir erst

mal Abstand halten.« Und das ist ja auch vollkommen in Ordnung. [...] Das war'ne Situation, wo ich voll froh sozusagen war, dass [...] man nicht nur zu zweit unterwegs ist.«

In den bisher besprochenen Beispielen standen vergleichsweise leichte und zeitlich begrenzte Krankheitsverläufe im Vordergrund. In einer Subjektkonstruktion zeigt sich, dass für Janne Schirmer die Allergie ihres Freundes Max und seine mangelnde Selbstsorge einen dauerhaften Grund liefern, sich um ihn zu kümmern:

Die prinzipielle Selbständigkeit endet da, wo die Selbstsorge an Grenzen stößt, zum Beispiel wenn Max bezüglich seiner Allergie seine Selbstsorge vernachlässigt, was dazu führt, dass Janne Schirmer seine Interessen nach außen vertritt. Seine Interessen zu vertreten liegt in ihrem Interesse, weil sie sonst mit den Konsequenzen leben müsste. (JS, SK10)

In den untersuchten konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken werden Kranke also nicht nur bei Erkältungen gepflegt, sondern auch im Falle chronischer Krankheiten. Dass schwere Krankheitsverläufe Beziehungsnetzwerke über die Grenzen des Möglichen hinaus belasten können, spielte in der Vergangenheit bei Hans-Dieter Acker eine Rolle:

Hans-Dieter Acker hat 18 Monate lang eine krebserkrankte Freundin bis zu ihrem Tod begleitet und sich sehr um sie gekümmert. Die Schwere der Krankheit hat dazu geführt, dass das Polyamore hinten runterfiel, weil es nicht mehr möglich war, mit vielen Anderen zusammen zu sein. (HDA, SK10)

Schwere, möglicherweise tödliche Krankheiten erfordern selbstverständlich besonders viel Sorge. Im Netzwerk von Hans-Dieter Acker hat er allein die Sterbegleitung übernommen und führt aus, aufgrund der damit verbundenen zeitlichen und emotionalen Belastung habe er in dieser Zeit keine weiteren Beziehungen pflegen können. Unter welchen Bedingungen eine gemeinsame Sterbegleitung realisiert werden könnte, lässt sich anhand der untersuchten Netzwerke nicht prognostizieren. Wie schon in Abschnitt 5.2.3 dargestellt, wird in zwei Interviews die Überzeugung genannt, »wenn ihr was passiert« (RS) oder »in einer gravierenden Situation« (EG) sei eine Versorgung möglich. Beide Interviewpassagen beziehen sich allerdings auf Zweierkonstellationen. Auch die vergleichsweise wenig sorgebedürftigen Interviewteiler_innen Ellie Gärtner und Ronny Scherf scheinen also davon auszugehen, Sorge bei schwerer Krankheit finde vor allem zwischen zwei Beteiligten statt. Für den individuell-ideellen Typ, dem Ellie Gärtner angehört, ist das charakteristisch.

In einem untersuchten Netzwerk des pragmatisch-kollektiven Typs wird umfangreiche Sorge auf viele Netzwerkangehörige verteilt. Jörg Adalbert charakterisiert sich als wenig belastbar, was auch der Hintergrund für seine Erwerbsunfähigkeit ist. Diese Tatsache finde in der Verteilung von Sorgepraxen Berücksichtigung. Eine Subjektkonstruktion macht deutlich, wie hilfreich er sein Beziehungsnetzwerk bei der Bewältigung des Alltags einschätzt:

Im Krankheitsfall ist [...] immer jemand anderes da, der sich um die Kinder und den Haushalt kümmern kann. (JA, SK7)

Jörg Adalbert musste sich in der Vergangenheit mehrerer längerer Klinikaufenthalte unterziehen. Währenddessen kümmerten sich die anderen Beteiligten um die Kinder und den Haushalt und sprachen sich untereinander ab, wer ihn im Krankenhaus besuchen kommt. Generell zeigen sich hier die Möglichkeiten eines großen und verbindlichen Netzwerks.

In mehreren Subjektkonstruktionen wird der Umgang mit psychischen Überforderungserfahrungen durch Reizüberflutung deutlich:

Petra Sander vermutet, dass Martin [...] schnell unter Reizüberflutung leidet und unterschwellige sowie nonverbale Botschaften nur sehr schlecht versteht. Daraus hat Martin die Konsequenz gezogen, auswendig zu lernen, welche Mimik bei Petra Sander zu welchem Gefühlszustand gehört. Das war für Martin eine unheimliche Arbeit, die er sich gemacht hat, weil Petra Sander eine sehr nahe Person für ihn ist. Das mit dem Polyamoren ist für Martin sehr praktisch, weil eine monogame Beziehung ständige Bespaßung (Ausflüge und Unternehmungen) bräuchte, was ihn überfordern würde. Ein Teil der Fürsorge für Martin besteht darin, ihn nicht sozial zu überfordern. (PS, SK6)

[Die Beziehung von Ellie Gärtner und ihrem Freund Alex] ist entstanden durch und wird getragen von der gemeinsamen Erfahrung regelmäßig auftretender Überforderungserfahrungen durch Reizüberflutung. Sie kennen nicht viele Menschen, die diese Erfahrung teilen und können sich gegenseitig in der Situation wortlos verstehen und helfen. (EG, SK1)

In beiden Subjektkonstruktionen wird die Bedeutung des Umgangs mit psychischer Belastbarkeit thematisiert. Zum einen entsteht durch Sorge um das Gegenüber eine Beziehung. Zum anderen zeigt sich ein bemerkenswerter Zusammenhang. Auf den ersten Blick scheint die Verbindung mit einem Beziehungsnetzwerk gerade für Menschen, die vom Sozialen schnell überfordert sind, umso schwerer zu sein, weil sie sich auf mehr Menschen konzentrieren müssen. Die geschilderten Erfahrungen eröffnen aber eine abweichende Perspektive: In nichtmonogamen Beziehungen ist, anders als bei Paaren, nicht ständige Aufmerksamkeit für das Gegenüber nötig. Die Pausen vom sozialen Alltag, von denen die Beteiligten beider betreffender Netzwerke berichten, erlauben also auch Menschen, die von einer monogamen Beziehung womöglich überfordert wären, die Etablierung verbindlicher sozialer Kontakte.

Kurzum: Mehrere Interviewte bekräftigten, wie hilfreich ihre Netzwerke bei Krankheit sind oder sein können. Im Falle der zusammenwohnenden Angehörigen des pragmatisch-kollektiven und des konventionell-kernzentrierten Typs legen die wenig ausgeführten, aber selbstverständlich vorgebrachten Thematisierungen von Krankheit die Realisierung von Sorge im Krankheitsfall nahe. Wie diese zwischen den Beteiligten verteilt wird, konnte nicht eruiert werden. Bei leichten und temporären Erkrankungen erlaubt es ein größeres Netz, die Zurückhaltung einiger Beteiligter in Fragen der Sorge zu kompensieren. Schwerwiegende und womöglich tödliche Er-

krankungen erfordern einen hohen Care-Aufwand. Wer diesen leistet, muss zwangsläufig andere Beziehungen vernachlässigen. Welch umfangreiche und verteilte Sorge möglich ist, zeigt am besten das Netzwerk von Jörg Adalbert, das sowohl ihn seinen Bedürfnissen entsprechend umsorgt als auch seine Sorgeaufgaben übernimmt, wenn er dazu krankheitsbedingt nicht selbst in der Lage ist. Zwei Beispiele zeigten, wie gegenseitige Sorge bei Krankheit Verbundenheit schafft und ein Netzwerk sogar aus diesem Geschehen hervorging. Zudem bilden konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke auch eine Option für Personen, die von zu viel Sozialität schnell überfordert sind. Anders als in monogamen Partnerschaften gestattet die Verteilung von Sozialkontakten ihnen Pausen von den Anforderungen des Sozialen.

5.6 Kümmern um Ressourcen

Wie stehen die Beteiligten konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke finanziell und materiell füreinander ein? In Blutsfamilien und bei Ehepaaren ist die gegenseitige Verantwortung in finanzieller Hinsicht normativ geboten und rechtlich fixiert. Mit geringerer Verbindlichkeit gilt das auch für unverheiratet zusammenlebende Paare. Für nichtmonogame Konstellationen bestehen keine hegemonialen Normen und keine rechtlichen Regelungen der gegenseitigen finanziellen Verantwortungsübernahme. Es gibt keine Möglichkeit gemeinsamer steuerlicher Veranschlagung, keine Bevorzugung in Sachen Erbrecht und in Bezug auf Sozialleistungen gehen die ausführenden Behörden in der Regel nicht davon aus, drei oder mehr zusammen wohnende Erwachsene würden eine Bedarfsgemeinschaft bilden.⁶³ Deshalb ist es für konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke vergleichsweise schwieriger, finanzielle Verantwortung füreinander zu übernehmen. Umgekehrt ist es umso leichter, finanzielle Risiken unter den Beteiligten auszugleichen, je mehr Personen sich an einer gemeinsamen Kasse beteiligen. Dabei lässt sich gemessen an kleineren Einstehensgemeinschaften auch in größerem Maße Umverteilung unter den Beteiligten realisieren. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie finanzielles und materielles füreinander-Einstehen in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken praktiziert wird. Die konkreten Fragen, die daran anschließen, lauten: Finden die Beteiligten einen

63 Laut § 7(3) BGB könnten mehr als zwei Personen als Bedarfsgemeinschaft veranschlagt werden, wenn »nach verständiger Würdigung der wechselseitige Wille anzunehmen ist, Verantwortung füreinander zu tragen und füreinander einzustehen«. Allerdings gehen ausführende Behörden in der Regel nur bei zwei verschiedengeschlechtlichen, länger als ein Jahr zusammen wohnenden Erwachsenen von einer Bedarfsgemeinschaft aus.

gelingenden Umgang mit sozialer Ungleichheit? Eröffnen sich Perspektiven, die sich verallgemeinern lassen?

Wie im Abschnitt 3.2.2 über die symbolisch-kulturelle Reproduktion von Klassenunterschieden im Feld der Intimbeziehungen klar wurde, lässt sich soziale Ungleichheit nicht nur als Verfügungsgewalt über ökonomisches Kapital bestimmen, sondern besteht im Volumen und der Zusammensetzung von ökonomischem, kulturellem, sozialem und feldspezifischem Kapital. Diese Dimensionen werden daher im Folgenden berücksichtigt. Frühere Untersuchungen verorteten konsensuelle Nichtmonogamie überdurchschnittlich häufig in privilegierten Milieus (Noël 2006; Sheff 2006: 624f.; Aguilar 2013: 105). In Abschnitt 4.3 zeigte ich sowohl für den Onlinesurvey als auch die Interviewanalysen: Dieser Befund lässt sich für mein Sample nur halten, wenn von einer zentralen Dimension sozialer Ungleichheit, nämlich der ökonomischen, abgesehen wird. In Abschnitt 5.6.1 diskutiere ich den Zusammenhang von sozialstruktureller Positionierung und konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsführung in den untersuchten Netzwerken.

Warum die Interviewten ihr relativ niedriges Einkommen fast nie als Einschränkung thematisieren, erläutere ich in Abschnitt 5.6.2 anhand des Umgangs mit Geld in den untersuchten Netzwerken. Als wichtig erweist sich in diesem Zusammenhang auch die Frage, über wie viel kulturelles und soziales Kapital die jeweiligen Beteiligten verfügen. Welche Stellung Lohnarbeit einnimmt, wird in Abschnitt 5.6.3 verhandelt. Lohnarbeit gilt fast durchgehend als bedeutende Rahmenbedingung der Beziehungsführung. Verschiedene Beispiele veranschaulichen aber, wie es gelingt, den zeitlichen Umfang von Lohnarbeit zurückzudrängen. Beim Thema Wohnen (Abschnitt 5.6.4) zeigen sich verschiedene Strategien, die die ökonomischen Rahmenbedingungen so gestalten, dass eine gelingende Praxis möglich wird. Auch hier bilden soziales und kulturelles Kapital wichtige Ressourcen, die es etwa erleichtern, trotz ökonomischem Mangel angemessenen Wohnraum zu finden.

5.6.1 Sozialstrukturelle Positionierung der Befragten

Wie ein Blick auf die Zusammensetzung des Samples (vgl. Abschnitt 4.3) verrät, habe ich vorwiegend weiße, hetero- oder bisexuelle Menschen, viele mit akademischem Abschluss, alle mit gesichertem Aufenthaltsstatus interviewt. Der Blick auf Körper- und Klassenverhältnisse weist allerdings viele der Befragten in dieser Hinsicht mitnichten als privilegiert aus: Das Einkommen der Teilnehmer_innengruppe liegt unter dem gesellschaftlichen Durchschnitt, der Anteil gesundheitlich Beeinträchtigter dürfte letzterem in etwa entsprechen.

Welche Zusammenhänge lassen sich nun zwischen der geschilderten sozialstrukturellen Position und dem Leben in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken herstellen? Die von mir befragten Menschen in pragmatisch-kollektiven nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken entstammen tendenziell mittelständischen Herkunftsfamilien, sind oft Bildungsaufsteiger_innen, die ihre qualifizierten Abschlüsse allerdings nicht in ökonomisches Kapital ummünzen: Niemand geht einer Beschäftigung nach, die dem Niveau der Qualifikation entspricht. Der Hintergrund einer zumindest nicht armen Herkunftsfamilie ist bei einigen Interviewten eine potenzielle Ressource, die allerdings eher ungern genutzt wird, da man sich normativ an Wahl- und nicht an Blutsverwandtschaft orientiert. Trotzdem bleibt festzuhalten: Schon die Möglichkeit, im Notfall auf Hilfe aus der Herkunftsfamilie oder auf die Vorzüge eines hoch qualifizierten Bildungsabschlusses zurückgreifen zu können, machen den Entschluss, sich in die Unsicherheiten eines gewollt gegenhegemonialen Lebensstils zu begeben, weniger risikoreich.

Auch spricht einiges dafür, dass kulturelles Kapital in Form kommunikativer Fertigkeiten für den Aufbau eines stark vermaschten Netzwerks vom pragmatisch-kollektiven Typ von Vorteil ist. Cordula Büchner etwa hebt hervor, Polyamory sei »ein bisschen eine Luxussache«, »weil man viel organisieren muss, wofür Bildung hilfreich ist«. Für die Etablierung konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke würde demnach gelten: Das kulturelle Kapital eines akademischen Milieus hilft bei der Bewältigung kommunikativer und sozialer Herausforderungen. Ist dieses Kapital vergleichsweise wenig vorhanden, kann das zum Scheitern der nötigen Aushandlungsprozesse führen.

Am Beispiel von Hans-Dieter Acker wird deutlich, wie Körperkapital – nicht im Sinne eines besonders attraktiven Körpers, sondern bezogen auf die psychische und physische Leistungsfähigkeit – die Möglichkeiten der Beziehungsführung beschränkt. Er ist ökonomisch abgesichert, lebt in einem kleinen Netzwerk mit einer Hauptbeziehung und drei weiteren Freundinnen und geht einer regelmäßigen Teilzeit-Arbeit in seinem erlernten Beruf nach. Auch hat er im Laufe seines Lebens – wie es sonst eher für den pragmatisch-kollektiven Typ kennzeichnend ist – Strategien verfolgt, um ein größeres Beziehungsnetzwerk zu verwirklichen. Auf seine Wohnsituation bezogen bedeutet das:

Hans-Dieter Acker wünscht sich »ein sonniges Haus mit fünf bis sieben Leuten um mich herum«, egal ob Männer oder Frauen. Idealer Weise wären die Menschen sich alle nahe. Hans-Dieter Acker hat mit seinem Haus und dem anliegenden Ferienhaus einen Rahmen geschaffen, in dem sich das Ideal realisieren könnte. (HDA, SK2)

Es ist ihm allerdings nicht gelungen, das Netzwerk, das für eine pragmatisch-kollektive Beziehungsführung spezifisch wäre, aufzubauen, was er sehr bedauert. Zum Zeitpunkt des Interviews hat er sich damit abgefunden. Derzeit hat er keine Kraft, die umfangreichen persönlichen Aushandlungsprozesse

anzustoßen, die mit der Schaffung eines solchen Netzes verbunden wären. Ihm fehlt die Leistungsfähigkeit, die nötig wäre, um sein Ideal zu verfolgen, wobei die in Abschnitt 5.5 geschilderte Sterbebegleitung einer Freundin und die ebenfalls dort erwähnten »Alterserscheinungen« sicherlich ein relevanter Hintergrund sind.

Die als Bedingung für eine emanzipatorische Verallgemeinerung konsensuell-nichtmonogamer Formen formulierte Idee, die Poly-Szene müsse ihre kulturelle Beschränktheit auf ein Oberklassenmilieu aufgeben (Haritaworn et al. 2006: 518f.), legt nahe, kulturelle Ausschlussdynamiken würden Menschen mit nur geringem kulturellen Kapital von einer entsprechenden Lebensweise fernhalten. Meine Ergebnisse widerlegen das nicht, wenngleich die Milieuspezifität konsensueller Nichtmonogamie stärker aus gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu folgen scheint als aus einer wie auch immer gearteten alltagskulturellen Ausgrenzung nicht-akademisch geprägter Interessierter. So zeigt die Interviewanalyse, dass sowohl Petra Sander als auch Sabine Bräuer – beide haben nicht studiert und gehen beziehungsweise gingen einer typisch mittelständischen Erwerbsarbeit nach – durch die Kontakte in ihren konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken kulturelles Kapital akkumulieren konnten. Petra Sander kam über ihren Freund in Kontakt zu dessen akademisch geprägtem Freundeskreis und betont, sie komme auch mit diesen »Schlaumeiern« klar. Sabine Bräuer hat sich in polyamoren Netzwerken eine sonst für akademische Milieus typische postkonventionelle Orientierung angeeignet, wie die folgende Subjektkonstruktion verdeutlicht:

Die Poly-Geschichte ist für Sabine Bräuer mit einer spannenden persönlichen Entwicklung einhergegangen. [...] Außerdem ist sie in der Auseinandersetzung mit ihrem Umfeld und mit Menschen aus Poly-Stammtischen und Foren gedanklich mit einem weiten Feld von Möglichkeiten in Kontakt gekommen und hat dabei gelernt, ganz viele verinnerlichte und festgefahrene Regeln (die selbstverständliche Exklusivität von Liebe betreffend, aber auch ganz allgemein) zu überdenken und »eigene Verknüpfungen mal so ein bisschen (h) umzuverknüpfen«. (SB, SK9)

Postkonventionelles Bewusstsein, das verschiedentlich als Voraussetzung konsensueller Nichtmonogamie diskutiert wird, kann also, wie sich hier zeigt, auch ihre Folge sein. Aus der Strukturperspektive betrachtet ließe sich sagen: In konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken wird kulturelles Kapital umverteilt, was günstige Rahmenbedingungen für diesbezüglich heterogene Netzwerke schafft.

Die Aussage, dass Polyamory eine Angelegenheit für ein privilegiertes Milieu ist, lässt sich also nur halten, wenn bei der Betrachtung im Vordergrund steht, dass kulturelles und soziales Kapital Möglichkeiten eröffnet. Die Ergebnisse des Onlinesurvey und der Interviewauswertungen deuten darauf hin, dass ein akademisch gebildetes Milieu deswegen stärker unter konsensuell-nichtmonogam lebenden Menschen verbreitet ist, weil das ihm eigene kulturelle Kapital als Ressource für die nötigen Aushandlungsprozesse för-

derlich ist. Auch physische und psychische Leistungsfähigkeit sind hilfreich, um diese zu bewältigen. Ein Faktor für gelingende Beziehungsführung scheint zu sein, wie gut es gelingt, kulturelles Kapital im Netzwerk zu verteilen. Auf ökonomisches Kapital bezogen leben die von mir untersuchten konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerke deutlich unterhalb des gesellschaftlichen Durchschnitts. Im Folgenden wird deutlich, wie der Umgang mit Geld im Netzwerk dabei hilft, diesen Fakt als weniger einschränkend zu erleben.

5.6.2 Der Umgang mit Geld im Netzwerk

Wie wenig die relative ökonomische Armut vieler Befragter als Einschränkung empfunden wird, kann der Weise entnommen werden, wie Geld und Verteilungsfragen in vielen Interviews thematisiert wurden. Gerade für akademisch gebildete Befragte scheint der objektive Mangel an Geld kein Problem zu sein. Eine Subjektkonstruktion zeigt, wie Ronny Scherf (monatliches Nettoeinkommen 1.000 Euro) sich diesbezüglich positioniert hat:

Die Lebensgemeinschaft lebt einfach und ist beim Geld nicht so verbissen. Die individuelle finanzielle Belastbarkeit wird aufgezählt und danach abgemacht, wer wie viel in die Kasse für Essen und Miete einzahlt. Elisabeths Kindergeld wird dabei als gemeinsames Einkommen verbucht. Ronny denkt, dass Elisabeth zu viel einzahlt. Viele materielle Fragen müssen nicht abgesprochen werden, weil sie sich von selbst regeln, zum Beispiel, indem Ronnys Vater eine kaputte Waschmaschine ersetzt. Ronny findet, wer zusammenlebt, teilt natürlich auch das Geld. Aber es gibt keine Finanzgemeinschaft, persönliche Anschaffungen werden individuell bezahlt. Niemand muss sich für Ausgaben rechtfertigen. So lange genug da ist, sollen alle mit ihrem Geld machen, was sie wollen. Trotzdem verspürt Ronny manchmal ein Pieksen, wenn zum Beispiel Maria im Laden Sachen bestellt. Denn anders als Ronny, der seine ganzen Sachen aus dem Umsonstladen bezieht, machen andere manchmal große Anschaffungen, Elisabeth zum Beispiel teure Schuhe. (RS, SK9)

Ronny Scherfs Anmerkung, man müsse beim Geld »nicht so verbissen« sein signalisiert: Er kann sich diese Haltung leisten. Der Herkunftsfamilienhintergrund, der das unkomplizierte Ersetzen der kaputten Waschmaschine erlaubt, spielt dabei sicherlich eine Rolle. Aus der in der gesamten Selbstpositionierung erfolgten alternativen Orientierung heraus wird klar: Das von ihm artikulierte Unbehagen am Geld-Ausgeben – Dinge bestellen oder Schuhe kaufen – erfolgt nicht aus der Angst vor Armut, sondern aus einer konsumkritischen Haltung.

Auch bei Dietmar Habel (monatliches Nettoeinkommen 600–800 Euro) und seiner Freundin Jutta liegt ein Ideal des einfachen Lebens vor. Das Netzwerk sowie diese kulturelle Orientierung bieten Rahmenbedingungen, um mit wenig Geld gut zu leben. Dazu kommt bei Dietmar Habel eine Norm finanzieller Unabhängigkeit, wie sie in einer Subjektkonstruktion zum Ausdruck kommt:

Er will nicht auf Dauer von anderen finanziert werden oder andere finanzieren. (DH, SK4)

Bettina Martens (monatliches Nettoeinkommen ALG II) und Kala Baruwal (monatliches Nettoeinkommen 1.100 Euro) sprechen im Interview nicht über Geld. Den Nachgesprächen ist aber zu entnehmen, dass beide mit ihrer Kommune beziehungsweise ihrem Landprojekt eine gemeinsame Kasse führen, Bettina Martens darüber hinaus Lebensmittel vom Landprojekt erhält. Obwohl beider Einkommen nur knapp über beziehungsweise auf dem ALG II-Niveau liegt, gewährt ihnen offenbar das geteilte Vermögen des Netzwerks finanzielle Sicherheit – über ökonomische Probleme berichten sie in ihren Interviews jedenfalls nicht. Bettina Martens verfügt wie Ronny Scherf über eine Herkunftsfamilie, die sie finanziell unterstützen könnte. Ergänzt von Sachleistungen des Landprojekts kann sie es sich leisten, zwei Haushalte zu führen. Scheinbar ist das soziale Kapital – verbindliche Netzwerke, geteilte Einkommen – geeignet, fehlendes ökonomisches Kapital zu substituieren. Wie auch Kala Baruwal orientiert sich Bettina Martens stark am Bedürfnisprinzip. Von anderen mit finanziert zu werden, erscheint hier nicht als Fehler, sondern als Vorzug der gemeinsamen Ökonomie.

Das Netzwerk von Cordula Büchner (monatliches Nettoeinkommen 1.100 Euro) veranschaulicht, wie kulturelles Kapital ökonomisches ersetzen kann. Nach einem Beispiel zur Illustration ihrer Milieuzugehörigkeit gefragt, nennt sie als letzte Freizeitaktivität ein Hauskonzert klassischer Musiker_innen aus ihrem Bekanntenkreis. Auch ohne den Einsatz finanzieller Mittel kann sie auf diese Weise klassische Musik als erstrebenswerte Form der Freizeitgestaltung konsumieren. Diese Praxis steht freilich nicht allen offen, wie der Selbstpositionierung von Petra Sander zu entnehmen ist, deren Freund Martin sie gerne öfter einladen würde. Bei ihm scheitern jene gewünschten Aktivitäten am Geld, die Angehörige bürgerlicherer Milieus ohne finanziellen Mehraufwand zu realisieren vermögen.

Petra Sander ist die einzige Interviewpartnerin, die einen Mangel an Geld thematisiert, obwohl sie mit 1.600 Euro über ein (im Sample) vergleichsweise hohes Einkommen verfügt. Sie lebt von Erwerbsunfähigkeitsrente und geht darüber hinaus einem Minijob nach, weil sie sich sonst ihre Wohnung nicht leisten könnte. Generell scheint der Umgang mit Geld in ihrem Netzwerk eine größere Rolle zu spielen:

Petra Sander hat zusätzlich zu ihrer eigenen auch die finanzielle Situation von Thomas und Martin im Blick. So hat sie zum Beispiel angeregt, dass Thomas seinen Hauptwohnsitz aus steuerlichen Gründen zu ihr verlegt, und ihm, als er zeitweise arbeitslos war, ermöglicht, dass er erst nur am Wochenende und dann Vollzeit zu ihr zieht. (PS, SK6)

Arno Fehres (zum Interviewzeitpunkt ohne Einkommen) Auskünfte zu finanziellen Fragen beschränken sich auf den Hinweis, kein Erziehungsgeld in Anspruch nehmen zu können (vgl. Abschnitt 5.4.3). Ansonsten vertritt er wie einige andere die Ansicht, der Staat möge sich so wenig wie irgend möglich

in das Leben der Einzelnen mischen – eine Haltung, die nur dann sinnhaft ist, wenn das Selbstverständnis nicht vorsieht, von staatlichen Leistungen abhängig zu sein. Eine staatskritische Orientierung passt hier gut zu einer postmaterialistischen Werteorientierung und korrespondiert mit dem ostentativen Verzicht auf Transferleistungen. Anders positioniert sich Jörg Adalbert (monatliches Nettoeinkommen 800 Euro), der das Steuerrecht als Hindernis für die solidarische Unterstützung seiner Kinder sieht:

Eine [...] problematische Rahmenbedingung dafür, sich gut um seine Familie zu kümmern, ist das Steuerrecht: Jörg Adalbert findet es ungerecht, dass seine Steuerklasse als Lediger es ihm unmöglich macht, angemessenen Unterhalt für seine Kinder mit Rike zu zahlen. Statt Unterhalt zu zahlen, mietet Jörg Adalbert heute von Rike ein Zimmer im damals gemeinsam gebauten Haus. (JA, SK5)

Auch hier finden wir wie bei Kala Baruwal und Bettina Martens eine solidarische Praxis finanzieller Unterstützung, die über das rechtlich geregelte Niveau hinausgeht.

Nur wenige Interviewpartner_innen äußerten sich explizit zur Frage des Geldes als wichtiger Rahmenbedingung. Das korrespondiert mit der vor allem im individuell-ideellen und im pragmatisch-kollektiven Typ verbreiteten postmaterialistischen Orientierung und steht im Kontrast zum sehr niedrigen Einkommensniveau des Samples. Zur Erklärung reicht aber der Verweis auf die normative Orientierung nicht aus. Eine große Rolle spielt vor allem der Rückgriff auf kulturelles und soziales Kapital, der das mitunter geringe Einkommen der Netzwerke kompensiert. Für diesen Zusammenhang spricht auch, dass die nicht akademisch gebildeten Angehörigen der kleinen Netzwerke des konventionell-kernzentrierten Typs durchweg über mehr ökonomisches Kapital verfügen als die formell besser qualifizierten Angehörigen des individuell-ideellen Typs und diejenigen der größeren pragmatisch-kollektiven Netzwerke. In ersteren ist es offensichtlich nicht so leicht möglich, finanziellen Mangel durch andere Kapitalsorten zu ersetzen.

5.6.3 Die Bedeutung von Lohnarbeit

Weil keine der interviewten Personen aufgrund ihres Vermögens oder Eigentums von der Notwendigkeit freigestellt ist, die eigene Arbeitskraft zu verkaufen, stellt sich die Frage, welchen Stellenwert Lohnarbeit für die Angehörigen konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke hat. Lohnarbeit wird implizit und explizit als bedeutsame Bedingung einer gelingenden Beziehungspraxis benannt. Das Verhältnis von Beziehungsführung und Lohnarbeit zeigt sich in verschiedenen Facetten und wird mitunter auch bewusst gestaltet.

Arno Fehre adressiert Lohnarbeit als Beschränkung der Möglichkeiten, sich um das gemeinsame Baby zu kümmern. Dabei spricht er nicht über seine

eigenen Grenzen, sondern jene des zweiten Vaters Ronny, der durch »Arbeit und Uni und so [...] ganz wenige Kapazität[en]« hat, das Kind zu betreuen. Auch bei Janne Schirmer und Petra Sander zeigt die Interviewanalyse, dass Lohnarbeit als Restriktion der Beziehungsführung gesehen wird:

Arbeit beschränkt die Kapazitäten von Janne Schirmer und Max, beieinander zu sein. (JS, SK11)

Thomas hat als Ingenieur viel Arbeit und kann beim Job nicht abwesend sein. (PS, SK7)

Für alle drei Befragten (sie gehören Netzwerken der drei verschiedenen Typen an) gilt Lohnarbeit als selbstverständlicher Rahmen und als wenig gestaltbar. In allen drei Typen findet sich also ein Blick auf die Anforderungen von Ausbildung und Lohnarbeit, der wenige Spielräume offen lässt. Eine Subjektkonstruktion illustriert beispielhaft, dass dies besonders ausgeprägt im individuell-ideellen Typ geschieht:

Für Cordula Büchner ist die Frage, wo man arbeitet und wie viel Zeit man hat, sehr relevant für die Möglichkeiten der Beziehungsführung. In den letzten beiden Jahren hat ihre sehr zeitaufwändige Arbeit ihre Möglichkeiten, sich bei Ronny und Luca aufzuhalten und die Kinder mit zu erziehen, stark begrenzt. Auch die Möglichkeiten, die gemeinsame Lebensführung konkreter für die Zukunft zu planen, werden von unklaren beruflichen Perspektiven beschränkt. (CB, SK4)

Die Notwendigkeiten ihrer Lohnarbeit stellen für Cordula Büchner die Perspektive einer dauerhaften Beziehung infrage. Die implizite Priorisierung der Anforderungen des Erwerbslebens bringt Petra Sander (konventionell-kernzentrierter Typ) auf den Punkt. Ihr Freund Thomas habe seinerzeit vor der Entscheidung gestanden, einen gut bezahlten Job im nahegelegenen Ausland anzunehmen. Im Interview kommentiert sie ihre Haltung: »Job ist Job (h).« Im pragmatisch-kollektiven und im konventionell-kernzentrierten Typ finden sich widersprüchliche Thematisierungen von Lohnarbeit. Petra Sander bleibt etwa aufgrund ihrer Erwerbsunfähigkeit (und der an sie geknüpften Rente) mehr Zeit für soziale Beziehungen:

Durch die Berentung hat sie weniger Geld, aber auch mehr Zeit als Thomas, was es u.a. möglich gemacht hat, Martin kennenzulernen und eine zweite Beziehung zu führen. (PS, SK8)

Auch die anderen beiden Interviewten des konventionell-kernzentrierten Typs können Erwerbsarbeit und Beziehungsführung gut vereinbaren. Dies wird allerdings nicht als Ergebnis gezielter Planung thematisiert. Letzteres geschieht jedoch im pragmatisch-kollektiven Typ: Auch wenn er im obigen Zitat Lohnarbeit als selbstverständliche Gegebenheit setzt, stellt Arno Fehre sie in seiner weiteren Lebensplanung keineswegs in den Mittelpunkt. Nach seinem geisteswissenschaftlichen Hochschulabschluss will er sein Auskommen mit Saisonarbeit bestreiten, wobei er von 500 bis 800 Euro monatlichem Einkommen ausgeht. Bettina Martens hat ihre Erwerbstätigkeit aufgegeben,

um mehr Zeit für den Aufbau ihres Beziehungsgeflechts zu haben. Dietmar Habel expliziert die Priorisierung des Beziehungslebens. Weil ihm »Karriere und eine geradlinige Biographie [...] weniger wichtig [sind] als dem Leben einen Sinn zu geben«, hat er seine Erwerbsbiografie so gestaltet, dass er möglichst wenig Zeit mit Lohnarbeit verbringt, womit er sehr zufrieden ist. Zu Jörg Adalberts Selbstpositionierung gehört die Kritik, dass Normalarbeitsverhältnisse in der Regel zu wenig Zeit für die Beziehungsführung übrig lassen:

Jörg Adalbert findet, der optimale Rahmen für Polyamory war für ihn eine 35-Stunden-Woche mit Schichtdienst. [...] Er findet es auch politisch wichtig, für Arbeitszeitverkürzung und selbstbestimmte Arbeitszeiten einzutreten, weil die Art, wie Arbeit organisiert ist, zu wenig Zeit lässt, sich in Familie und anderen Bereichen auszuleben. »Das hängt viel damit zusammen, dass Arbeit, wie sie jetzt organisiert ist, uns sehr viel Zeit raubt, ... um andere Dinge – Familie, Liebe, eigene Hobbys, Kreativität – auszuleben.« (JA, SK5)

Fast allen Interviewpartner_innen ist also der einschränkende Charakter der Lohnarbeit bezüglich ihrer Beziehungsführung bewusst. Er wird in allen drei Netzwerktypen artikuliert. Im individuell-ideellen Typ wird die nachteilige Wirkung in Kauf genommen. Die Vertreter_innen des konventionell-kernzentrierten Typs haben ihr Leben so eingerichtet, dass sie Lohnarbeit und Beziehungsführung gelingend vereinbaren können, sprechen dies aber nicht als gezielte Planung an. Viele Befragten des pragmatisch-kollektiven Typs reduzieren Lohnarbeit bewusst, um mehr Zeit für ihre Sozialkontakte zu haben. Das damit verbundene niedrige Einkommen nehmen sie bereitwillig in Kauf. Einige Angehörige des pragmatisch-kollektiven Typs artikulieren zudem eine generelle Kritik an der gesellschaftlichen Organisation von Lohnarbeit.

5.6.4 Wohnen als Rahmenbedingung von Beziehungsführung

Wohnraum ist eine wichtige Voraussetzung für die Gestaltung sozialer Kontakte. Während es in den 1950er-Jahren für Unverheiratete fast ausgeschlossen war, ein Zimmer zu finden (Schmidt 2010: 10), ist es heute prinzipiell möglich, in einer Mietwohnung alternative Lebensformen zu praktizieren. Diese Option ist aber für konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke in mehrerer Hinsicht schwieriger zu realisieren als für monogame Partnerschaften. So sind etwa die meisten Wohnungen aufgrund der Mononormativität in der Architektur zu klein für größere Wohnzusammenhänge (Kruppa 2013: 148). Zum anderen – und das soll hier im Vordergrund stehen – sind der Erwerb und das Mieten von Wohnraum mit der Frage nach sozialer Ungleichheit verknüpft.

Es ist offensichtlich: Die Höhe der Miete stellt eine ökonomische Hürde für die Umsetzung eigener Wünsche dar, auch wenn gewisse sozialstaatliche Umverteilungsmechanismen – etwa Wohngeld – dazu beitragen sollen, Un-

gleichheiten zu relativieren. Nicht zuletzt im Kontext des Wohnens können kulturelles und soziales Kapital jedoch mitunter mangelndes ökonomisches Kapital ersetzen. Ein Beispiel ist das Wohnen in Wohngemeinschaften (WGs). Das nötige kulturelle Kapital besteht in Wissensbeständen über die Möglichkeiten und Anforderungen kollektiver Wohnformen. Es ist inkorporiert in einem Habitus, der diese Option überhaupt denkbar macht. Zudem ist soziales Kapital in Form von Netzwerken erforderlich, um geeignete Wohnungen und Mitbewohner_innen zu finden.

In meinen Sample zeigte sich, dass die Angehörigen des pragmatisch-kollektiven Typs vorrangig soziales und kulturelles Kapital, die des individuell-ideellen Typs vor allem kulturelles Kapital geltend machen, um große oder zentral gelegene Wohnungen zu nutzen, obwohl sie in der Regel über weniger finanzielle Mittel als die Angehörigen des konventionell-kernzentrierten Typs verfügen.

Petra Sander (konventionell-kernzentrierter Typ) kann nicht mit ihrem Freund Martin zusammenleben, weil die gemeinsame Veranschlagung als Bedarfsgemeinschaft seine Grundsicherung empfindlich reduzieren würde. Die Idee, zu dritt zusammenzuziehen, scheitert an der unsicheren und wechselhaften Arbeitssituation ihres anderen Freundes Thomas. Petra Sander führt auch an, sie habe – ganz typisch für ihr mittelständisches Milieu – keine WG-Erfahrungen. Fehlendes ökonomisches Kapital verhindert also eine Veränderung der Wohnsituation; auch die Rolle des kulturellen Kapitals deutet sie an. Die Perspektive, zusammen zu wohnen, formuliert Petra Sander gleichwohl, es scheint also nicht einzig der klassenspezifische Werthorizont zu sein, der das Leben in drei getrennten Wohnungen bestimmt.

Wie sehr kulturelles Kapital bei der Frage, ob man gemäß den eigenen Vorstellungen wohnen kann, eine Rolle spielt, wird aber im Kontrast zu anderen Beziehungsnetzwerken deutlich. Dietmar Habel – pragmatisch-kollektiver Typ – weist auf seine Verankerung im »Alternativbereich« hin. Sie bildet einen der Gründe, warum er mit Jutta und Moritz eine Wohnung in einem urbanen Viertel in Berlin zu beziehen vermochte. Soziologisch betrachtet konnte er kulturelles und soziales Kapital nutzen, also den Umstand, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein, um eine für drei Kleinverdiener bezahlbare Wohnung mitten in Berlin zu finden. Die Kompensation von ökonomischem Kapital durch andere Kapitalien hat freilich Grenzen, das deutet sich beim Nachgespräch mit Dietmar Habel an: Er zeigt sich besorgt über die Aufwertung des Viertels. Häufig ist es der nicht passende oder zu teure Wohnraum, der einer Realisierung gemeinsamen Wohnens in größeren Zusammenhängen – insbesondere in Großstädten – im Wege steht; das klingt in vielen Interviews an.

Besonders deutlich werden die Chancen, durch soziales Kapital nicht vorhandenes ökonomisches zu kompensieren, am Beispiel von Jörg Adalbert, dessen Netzwerk ebenfalls dem pragmatisch-kollektiven Typ zugerechnet

werden kann. Um seiner ehemaligen Gattin und den gemeinsamen Kindern zu ermöglichen, ihren Lebensstandard zu halten, hat er ihnen das zusammen erbaute Haus überlassen, alle Verpflichtungen ihr und den Kindern gegenüber weiter eingehalten und sogar auf den Haushalt des neuen Gatten ausgeweitet. Seine Einkommensverhältnisse hat Jörg Adalbert immer so gestaltet, dass sie das Haus halten konnten. Er selbst lebt in mehreren Haushalten, vor allem abwechselnd bei seinen beiden Freundinnen. Als dritten Lebensmittelpunkt verfügt er über ein Zimmer in einer Wohngemeinschaft. Diese Fülle an Wohnraum ist ökonomisch nur zu realisieren, weil alle Genannten auf dem Land leben. Kulturell und sozial gesehen ist die Konstellation nur zu verstehen, wenn folgendes bedacht wird: Jörg Adalbert hat sich, anders als Petra Sander – beide haben nicht studiert –, die kulturellen Formen eines studentischen Milieus angeeignet und nutzt sie pragmatisch in einem großen Netzwerk, um sein Bedürfnis nach einer »bereichernden Gemeinschaft« umzusetzen.

Wie das Angeführte illustriert, lassen sich ökonomische Beschränkungen von Lebenschancen bis zu einem gewissen Maß durch das Aufwenden von kulturellem und sozialem Kapital relativieren. Allerdings stehen die hierfür nötigen Voraussetzungen (etwa das Leben in einer Wohngemeinschaft) wiederum nicht allen zur Verfügung. Geld bleibt natürlich notwendige Bedingung des Wohnens. Keine der drei Kapitalsorten ist jedoch hinreichende Bedingung für das Herstellen einer zufriedenstellenden Wohnsituation.

5.6.5 *Soziale Ungleichheit und konsensuelle Nichtmonogamie*

Was sind die zentralen Ergebnisse zum Thema soziale Ungleichheit in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken? Die Annahme, konsensuelle Nichtmonogamie sei ein Lebensstil für privilegierte Milieus, lässt sich nur in Bezug auf soziales und kulturelles Kapital aufrechterhalten (Abschnitt 5.6.1). Die von mir im Onlinesurvey und narrativen Interviews befragten konsensuell-nichtmonogam lebenden Menschen weisen ein unterdurchschnittliches Einkommen auf. Überdurchschnittlich häufig finden sich allerdings akademische Abschlüsse. Das in ihnen formalisierte kulturelle Kapital wird aber durchweg nicht in Geld umgesetzt, sondern anderweitig genutzt, um eine gelingende Beziehungsgestaltung zu realisieren. Für die in konsensuell-nichtmonogamen Netzwerken nötigen Aushandlungsprozesse ist ein reflexives und postkonventionelles Bewusstsein hilfreich. Es ist aber keine Voraussetzung für das Eingehen konsensuell-nichtmonogamer Beziehungen, sondern kann unter Umständen auch eine Folge dieser Lebensweise sein.

In Abschnitt 5.6.2 konnte ich dokumentieren, dass viele der Befragten ihre relative ökonomische Armut als wenig einschränkend erfahren. Für den individuell-ideellen und den pragmatisch-kollektiven Typ lässt sich das über

postmaterialistische Einstellungen und die Orientierung an einem Ideal des einfachen Lebens erklären. Die Beziehungsnetzwerke selbst stellen darüber hinaus für die Beteiligten soziales Kapital dar. Je größer und verbindlicher sie sind, desto eher finden in ihnen finanzielle Umverteilung und die gemeinsame Nutzung von Ressourcen statt. Konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke bieten so gesehen Möglichkeiten, fehlendes ökonomisches Kapital als vergleichsweise wenig störend zu empfinden sowie ökonomisches durch kulturelles und soziales Kapital zu ersetzen.

Lohnarbeit (Abschnitt 5.6.3) kann durchweg als bedeutsame Rahmenbedingung der Beziehungsführung gelten. Vor allem in den Netzwerken des pragmatisch-kollektiven und konventionell-kernzentrierten Typs wird durch eine aktive Einschränkung des Erwerbslebens weniger Einkommen generiert, um mehr Zeit für die Beziehungsnetzwerke zu haben. Die Befragten des pragmatisch-kollektiven Typs sprachen diese Priorisierung mitunter explizit an. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob eine Beschränkung der Lohnarbeit notwendige Bedingung für eine dauerhafte konsensuell-nichtmonogame Lebensführung ist. Trifft die von Jörg Adalbert formulierte Kritik an der gesellschaftlichen Organisation von Lohnarbeit zu, dann könnte eine generelle Verkürzung der Arbeitszeit einen positiven Einfluss auf die Möglichkeiten konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsführung haben.

Auch im Kontext des Wohnens (Abschnitt 5.6.4) sind soziales und kulturelles Kapital hilfreich, um ökonomischen Mangel zu substituieren. Die Angehörigen des individuell-ideellen und pragmatisch-kollektiven Typs verfügen über Wissensbestände und Erfahrungen in Bezug auf alternative Wohnformen. Mithilfe sozialer Kontakte gelingt es ihnen oft, trotz relativer Armut ein passendes Wohnumfeld zu finden.

Die untersuchten Netzwerke tragen in vielerlei Hinsicht füreinander finanziell und materiell Sorge. Die Frage, was das für die gesellschaftliche Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie bedeutet, wird zusammen mit den anderen Dimensionen sozialer Ungleichheit im im folgenden Fazit wieder aufgegriffen.

5.7 Fazit

Zusammenfassend zeigt sich ein komplexes Bild: Ein gewisser Anspruch auf Emanzipation von hegemonialen Geschlechter- und teilweise auch Klassenverhältnissen zieht sich durch alle Interviews. Ebenso allgegenwärtig liegt allerdings eine geschlechtsspezifische Aufgabenteilung vor. Eine einfache Antwort auf die Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie ergibt sich daraus nicht. Um genauer einzugrenzen, wie

eine den progressiven Ansprüchen entsprechende Praxis gelingen kann, systematisiere ich im Folgenden die empirischen Ergebnisse und greife auf die weiter oben dargestellten Befunde anderer Wissenschaftler_innen zurück: Wo stützen meine Ergebnisse ihre Ergebnisse und Prognosen, wo widersprechen sie ihnen?

Pragmatisch-kollektive, individuell-ideelle und konventionell-kernzentrierte Beziehungsnetzwerke

In Abschnitt 5.1 habe ich die untersuchten Beziehungsnetzwerke drei Typen zugeordnet: In Netzwerken des pragmatisch-kollektiven Typs verfolgen die Beteiligten in großen und verbindlichen Netzwerken lösungsorientierte Strategien, um ihre Ansprüche zu verwirklichen. Sie priorisieren explizit die Beziehungsführung gegenüber anderen Lebensbereichen, wodurch es gelingt, langfristig stabile Netzwerke aufrechtzuerhalten und in ihnen vielfältige Care-Bedürfnisse zu befriedigen.⁶⁴ Konstellationen des individuell-ideellen Typs bilden vergleichsweise dynamische, kleine, unverbindliche und niedrig integrierte Netzwerke aus, in denen wenige und wenig ausgefeilte sorgende Praxen zusammen mit einem hohen Anspruch auf Achtsamkeit vorliegen. In Netzwerken des konventionell-kernzentrierten Typs finden sich wiederum hoch verbindliche Kerne mit gemeinsamer Haushaltsführung neben eher loseren Beziehungen, in denen kaum gemeinsame Care-Praxen stattfinden.

Der Wunsch nach einer sorgsamem Beziehungsführung, in der die Care-Bedürfnisse aller Beteiligten erfüllt werden, zieht sich durch alle Interviews. Vor allem in pragmatisch-kollektiven Netzwerken gelingt es den Beteiligten ausgesprochen gut, ihren solidarischen Ansprüchen mittels kollektiver Handlungsstrategien gerecht zu werden. Relativ vielen Sorgebedürfnissen wird in einer Weise entsprochen, die als gelingend gelten kann: Die Beteiligten fühlen sich nicht nur umsorgt, ihre Sorgebedürfnisse werden erfüllt, weil in großen, stabilen Netzwerken immer Menschen da sind, die sich um ihre Care-Bedürfnisse kümmern können. Das gelingt auch, weil es in diesen Netzwerken möglich ist, den zeitlichen Umfang von Lohnarbeit zu senken und die damit verbundenen finanziellen Nachteile durch solidarische Praxen zu kompensieren (und nicht nur über das Ideal eines einfachen Lebens nicht wahrzunehmen). So entstehen solidarische Gemeinschaften, verbindliche und sorgende Beziehungsnetzwerke, in denen der strukturelle Zwang zur Lohnarbeit zumindest abgeschwächt wird. Einige Interviewpartner_innen sehen darin

64 Mit dieser Orientierung und auch in der Verteilung von Care-Praxen ähnelt der Typ dem familistischen Milieu, das mehrfach rekonstruiert wurde (Koppetsch/Burkart 1999: 96ff.; Koppetsch 2001: 118; Koppetsch/Speck 2015: 38): Der zentrale Bezugspunkt ist die Solidarität zwischen den Beteiligten, die Aufgabenteilung wird funktional begründet, wobei Wäsche und Kindererziehung meistens von Frauen erledigt werden.

auch ein verallgemeinerbares Modell für eine solidarische Gesellschaft. Die eigene Vernetzung dient durchaus dazu, diese Lebensweise nach außen zu propagieren. Eine gewisse Korrespondenz mit der Emanzipationsthese liegt nahe.

Die materiell nur in eingeschränktem Maß sorgsamem Netzwerke des individuell-ideellen Typs bieten dagegen eher flexible Bewältigungsstrategien an. Die Beteiligten befinden sich in einer Lebensphase, die sowieso von Wandel und dem Umgang mit entgrenzenden Anforderungen gekennzeichnet ist: Die meisten sind Studierende und brauchen Zeit für die Erledigung vielfältiger Aufgaben, haben in der Regel vergleichsweise wenige Care-Bedürfnisse, die sie relativ leicht individuell erfüllen können. Dynamische konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke gewähren ihnen ein passendes Umfeld, in dem sie wenig zeitaufwändige Verbindlichkeiten eingehen und sich trotzdem mannigfach verbunden fühlen. Das hilft bei der Bewältigung lebensphasenspezifischer Herausforderungen. Markante solidarische und egalitäre Gruppennormen, die von einer nur schwach ausgeprägten Praxis begleitet werden, machen die Ausbildung weitergehender Handlungsoptionen unwahrscheinlich. Außerdem stehen die entsprechenden Netzwerke nur Menschen mit wenigen und eingeschränkten Care-Bedürfnissen offen. Die Befunde zum individuell-ideellen Typ scheinen die These neoliberaler Vereinnahmung zu stützen. Die Beteiligten gestalten ihr Erwerbs- und Beziehungsleben so, dass beide Sphären möglichst nicht kollidieren, aber trotzdem zufriedenstellende Beziehungen geführt werden können. Eine Verstetigung der Netzwerke kann kaum gelingen, wenn die Beteiligten nicht bereit sind, berufliche Nachteile in Kauf zu nehmen.

An den Angehörigen des konventionell-kernzentrierten Typs fällt als erstes ins Auge, wie vergleichsweise klar sie in ihren Selbstpositionierungen geschlechtsspezifische Unterschiede thematisieren. Hier liegt also eine augenfällige Persistenz heteronormativer Geschlechterverhältnisse vor. Diese Beziehungsnetzwerke bestätigen am stärksten meine dritte These, die besagt, dass heteronormative Geschlechterverhältnisse in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken mit mehr Beteiligten wiederholt werden.

Diese Resultate relativieren sich aber, wenn man die Verteilung von Care-Praxen in den drei Netzwerktypen vergleicht. So lässt sich in den individuell-ideellen Netzwerken nur sehr schwer beurteilen, wie Sorgepraxen verteilt sind, weil so wenig materielle Care praktiziert wird. Im individuell-ideellen und im pragmatisch-kollektiven Typ finden sich darüber hinaus oft normative und reflexive Thematisierungen der Lebensumstände und ein dekonstruktivistisches Verständnis von Geschlecht. Zumindest diskursiv werden damit »gängige Beziehungs- und durchaus auch Gesellschaftsstrukturen« (Schadler/Villa 2016: 24) verändert. Gleichzeitig werden aber Geschlechterungleichheiten (gerade in alltäglichen Care-Praxen) nicht angesprochen,

um einem idealisierten Selbstbild zu genügen. An dieser Stelle erlaubt die Netzwerkanalyse einen genaueren Blick: Die relativ egalitäre Verteilung von Care in pragmatisch-kollektiven Netzwerken widerlegt die Vermutung, dass eine Dethematisierung von Geschlechterungleichheit immer in einer für Frauen besonders abträglichen Aufgabenteilung resultiert.⁶⁵ Diese scheint nämlich vor allem in den konventionell-kernzentrierten Netzwerken zu existieren.

Konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke als communities of care

Die Vorannahme, Care habe eine große Bedeutung für konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke, hat sich in Abschnitt 5.2 bestätigt. Aber anders als der Titel von Tomke Königs Studie (2012) – *Familie heißt Arbeit teilen* – nahelegt, laufen meine Ergebnisse eher auf das Diktum *Familie heißt Care teilen* zu. Denn das Vorhandensein und die zugewandte Qualität von Care ist das subjektive Kriterium, mit dem die Beteiligten enge, ernste und verlässliche Beziehungen von oberflächlichen und unwichtigen Sozialkontakten unterscheiden. Dabei steht gerade der direkt auf menschliche Bedürfnisse bezogene Aspekt im Mittelpunkt, während die Befragten sich bei der Konstruktion einer sorgenden Gemeinschaft von Praxen, die geleistet werden, um gesellschaftlichen Konventionen zu genügen, abgrenzen. Dass hier die nicht durch Notwendigkeiten bedingte Reproduktion der Arbeitskraft im Mittelpunkt steht, wird dadurch deutlich, dass auch dort, wo keine materiellen Sorgepraxen geteilt werden, die sorgende Gemeinschaft durch das »Kümmern auf der Seelenebene« (so eine Interviewpartnerin) begründet wird. Sicherlich lässt sich diese Haltung als idealistisch kritisieren, die materielle Wirkung affektiver und emotionaler Zuwendung ist aber kaum zu unterschätzen, weil sie Verbundenheit erzeugt: Durchweg schätzen die Befragten ihre Beziehungsnetzwerke als hoch relevant ein, weil sie mitgedacht werden und davon überzeugt sind, bei Bedarf Hilfe in Anspruch nehmen zu können. Das Gefühl, bei der Bewältigung alltäglicher Probleme und im Umgang mit strukturellen Zwängen nicht alleine zu sein, bildet vor allem in pragmatisch-kollektiven Netzwerken einen wichtigen Begründungszusammenhang für eine solidarische Praxis. Zudem ist eine zugewandte Haltung notwendig, um Sorgebedürfnisse zu erkennen, auch wenn sie nicht explizit geäußert werden. Achtsame Zuwendung erweist sich so als notwendige, nicht aber als hinreichende Bedingung für sorgende Praxis.

65 Darauf deuten die Ergebnisse von Cornelia Koppetsch und Sarah Speck (2015: 47) hin, wo sich gerade im individualisierten Milieu – dessen Merkmale denen des individuell-ideellen Typs ähneln – die größte Diskrepanz zwischen Gleichheitsanspruch und ungleicher Aufgabenteilung findet.

Die reflexive Verhandlungsmoral und ihre Grenzen

Alle Befragten beschreiben die Verteilung von Care-Tätigkeiten in ihren Netzwerken und die geschlechtliche und moralische Bedeutung des Themas. Das Verhältnis von Verteilung, Verhandlungsmodus und Moralvorstellungen in Bezug auf Sorgepraxen (Abschnitt 5.3) zeigt verschiedene Varianten des Umgangs, die tendenziell den drei rekonstruierten Typen entsprechen, aber nicht deckungsgleich mit diesen sind. In Netzwerken des individuell-ideellen Typs halten sich die Care-Praxen in engen Grenzen, insofern gibt es hier wenig zu verteilen und es bedarf keiner ausgefeilten Modi der Verhandlung. In Netzwerken des konventionell-kernzentrierten Typs geht eine geschlechtsspezifische Verteilung mit konventionellen Normen und Werten einher. Dieser Modus weist zwar allen einen spezifischen Platz zu, erlaubt es aber auch, zu thematisieren, wenn die beteiligten Männer ihren Aufgaben nicht nachkommen. Die in Netzwerken des pragmatisch-kollektiven Typs verbreitete Aushandlung entlang unreflektierter Bedürfnisse und Fähigkeiten legt keine an Geschlechtern orientierte Vorgabe für spezifische Tätigkeiten vor. Vor dem Hintergrund inkorporierter Geschlechterverhältnisse führt das aber ebenfalls zu einer geschlechtsspezifischen Aufgabenzuweisung, wenn nicht bewusst gegengesteuert wird. Das zeigt sich vor allem, wenn in Verhandlungen die geschlechtsspezifischen Moralvorstellungen von (männlicher) individueller Interessenvertretung und (weiblicher) Achtsamkeit aufeinandertreffen: Die achtsame Verhandlungspartnerin orientiert sich an den Bedürfnissen aller Beteiligten, während vor allem Männer darauf setzen, dass alle Beteiligten ihre eigenen Bedürfnisse kennen und als Interessen vertreten, was im Endeffekt ihren Bedürfnissen eine höhere Aufmerksamkeit sichert. Die propagierte Offenheit der Verhandlungsmoral stößt vor allem beim Thema Mutterschaft an Grenzen. Gelingende Praxen der Aufweichung von Geschlechterverhältnissen finden sich insbesondere da, wo an Gleichheit orientierte Normvorstellungen in Beziehungsstrukturen institutionalisiert und durch Handlungsstrategien ergänzt werden – zum Beispiel über regelmäßige Plena, die eine verbindliche an Egalitätsnormen orientierte Aufgabenteilung festschreiben.

Elternschaft in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken

Beim Thema Kinder (Abschnitt 5.4) wurde klar: Nichtmonogam lebende Elternpaare und Beziehungsnetzwerke, die eine kollektive Elternschaft praktizieren oder anstreben, stehen vor recht unterschiedlichen Anforderungen. Während nichtmonogam lebende Elternpaare im Grunde auf ähnliche Probleme stoßen wie andere Patchworkfamilien, müssen diejenigen Netzwerke, die eine kollektive Elternschaft anstreben, einen Umgang damit finden, dass ihre sozialen Bezüge keine Entsprechung in der Rechtsordnung haben und hegemoniale symbolische Repräsentationen missachten. Für die meisten

Befragten stellt die gesellschaftliche Stigmatisierung ihrer Lebensweise – anders als die bisherige Forschung nahelegt – kein zentrales Problem dar. Vielmehr sind es die gegenseitige Bestärkung von erstens fehlender Repräsentation im Recht, zweitens der Wirkmächtigkeit hegemonialer Vorstellungen betreffs Mutterschaft und drittens dem Mangel an Handlungsstrategien zum Umsetzen einer egalitären Elternschaft, die am Ende zu einer Konstellation führen, in der trotz alternativer und emanzipatorischer Ansprüche Mütter die Hauptlast der Erziehung tragen. Um mehr über die Probleme und Bewältigungsstrategien von konsensuell-nichtmonogam lebenden Eltern herauszufinden, wären aus meiner Sicht weitere vergleichende Studien angebracht. Ein besonderes Augenmerk müsste auf kollektiver Elternschaft liegen. Zu vergleichen wären in diesem Sinne monogame und nichtmonogame Formen kollektiver Elternschaft sowie Elternpaare in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken mit anderen Eltern in Patchworkfamilien. Außerdem wäre zu prüfen, ob im konkreten Verwaltungshandeln die im Gesetzestext festgelegte Gleichstellung von Wahlverwandtschaften mit Großeltern tatsächlich anerkannt wird.

Sorgsamer Umgang mit Krankheit

In konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken aller Typen wird gesundheitliche Sorge geleistet (Abschnitt 5.5) – auch Beteiligte in individuell-ideellen Netzwerken kümmern sich um chronisch und psychisch kranke Netzwerkangehörige. Eine Interviewanalyse hat deutlich gemacht, wie die Sorge um Schwerkranke die Möglichkeiten, weitere Beziehungen zu führen, massiv einschränkte. Als besonders belastbar bei der Krankenversorgung zeigte sich ein pragmatisch-kollektives Netzwerk. Die von mir Interviewten entsprechen also keinesfalls der Figur bedürfnisloser Einzelindividuen, die sich amourös verbinden, ohne die in hegemonialen Intimbeziehungen damit verbundenen Sorgepraxen realisieren zu wollen. Umgekehrt streben im Prinzip alle Netzwerke einen sorgsamen Umgang mit Krankheit an und können ihn im Rahmen ihrer Ressourcen verwirklichen. Größere und stabilere Netzwerke sind in dieser Hinsicht besser aufgestellt als kleinere und unverbindliche, möglicherweise auch als Paarbeziehungen.

Konsensuelle Nichtmonogamie als Lebensform privilegierter Milieus?

Ich kann nur bedingt die in der soziologischen Debatte formulierte These bestätigen, wonach konsensuelle Nichtmonogamie vor allem in privilegierten Milieus praktiziert wird. Meine Ergebnisse weisen sie eher als Lebensweise eines Milieus mit viel kulturellem und sozialem, aber wenig ökonomischem Kapital aus (Abschnitt 5.6). Da eine konsensuell-nichtmonogame Beziehungsführung in der Regel zeitaufwändiger ist als eine monogame, lässt sie

sich schlechter mit einer zeitraubenden Lohnarbeit vereinbaren. Entsprechend geht überhaupt nur eine interviewte Person einer sozialversicherungspflichtigen Vollzeitberufstätigkeit nach. Ähnliches berichten die Befragten auch über die anderen Beteiligten vor allem pragmatisch-kollektiver Netzwerke. In ihnen entsprechen die Arbeitsverhältnisse der Interviewten zudem nicht ihrem formell erreichten Qualifikationsniveau. Die Gründe dafür wurden nicht explizit besprochen, plausibel scheinen mehrere Erklärungen. Viele spezialisierte Tätigkeiten, nicht zuletzt solche im Care-Sektor, erfordern oftmals über die eigentliche Arbeitszeit hinaus Aufmerksamkeit – sei es in Form von Rufbereitschaft oder sei es die gedankliche Beschäftigung mit den Arbeitsinhalten –; das könnte eine Rolle spielen. Für Akademiker_innen ist relevant, dass es im Wissenschaftsbetrieb kaum möglich ist, eine Teilzeitstelle tatsächlich auf die vertraglich festgelegte Arbeitszeit zu beschränken. Sicherlich macht es auch die fehlende Priorisierung der Erwerbsarbeit schwieriger, eine der eigenen Qualifikation angemessene Stelle zu finden. Um mehr über das Verhältnis von Beschränkungen des Arbeitsmarkts und subjektiven Beweggründen herauszufinden, wäre weitere Forschung angebracht. Hier kann nur festgehalten werden: Eine verminderte Gewichtung der Erwerbsarbeit scheint nötig zu sein, um die Pflege eines großen und verbindlichen Beziehungsnetzwerks zu bewältigen.

Die Annahme, konsensuelle Nichtmonogamie sei die Lebensform eines privilegierten Milieus könnte ein Forschungsartefakt sein.⁶⁶ Möglicherweise haben diesbezügliche Ergebnisse auch den Hintergrund, dass in den entsprechenden Untersuchungen die finanzielle Komponente sozialer Ungleichheit weniger beachtet wurde als Privilegien in Bezug auf Geschlechterverhältnisse, Rassismus, Bildungsabschluss und andere Dimensionen sozialer Ungleichheit. Die Rede vom privilegierten Milieu passt mit Blick auf diese These insofern gut zu den Selbstpositionierungen der von mir untersuchten Teilnehmer_innen, als sie ihre finanzielle Lage oftmals gar nicht als Problem artikulieren, obwohl viele über ein Einkommen in der Nähe des ALG-II-Niveaus verfügen. Zur Zufriedenheit tragen mehrere Faktoren bei: Zum einen erlauben es eine postmaterialistische Werteorientierung und ein Ideal des einfachen Lebens, monetäre Fragen hintanzustellen. Zum anderen nutzen die Befragten kulturelles und soziales Kapital, um ökonomischen Mangel zu relativieren. Materiell wirksam sind dabei vor allem der gemeinsame Gebrauch von Ressourcen und die finanzielle Umverteilung innerhalb des Netzwerks.

66 Die Samples explorativer Studien, für die Teilnehmer_innen mittels Schneeballverfahren gewonnen werden, verbleiben oftmals im Milieu der Forscher_innen (vgl. Koppetsch/Burkhard 1999: 5), sodass am Ende das Sample – nicht das Feld – ein privilegiertes Milieu repräsentiert (Klesse 2013: 207).

Konsensuelle Nichtmonogamie als Umgang mit der Krise sozialer Reproduktion

Die meisten von mir untersuchten Netzwerke lassen sich einem prekären oder subsistenzorientierten Modell (Winker 2015: 64ff.) zuordnen: Die Einkommen liegen bei weniger als 80 Prozent des Einkommensmedians, eine dauerhafte und existenzsichernde Perspektive findet sich nur bei wenigen Beteiligten, Care-Dienstleistungen werden in der Regel nicht eingekauft. Gerade in pragmatisch-kollektiven Netzwerken wird gezielt ein (für das subsistenzorientierte Modell typischer) Finanzierungsmix aus Transferleistungen, informeller Beschäftigung und befristeten Jobs angestrebt, weil die Befragten sich davon erhoffen, genug Zeit für die Beziehungsnetzwerke zu haben. Die damit verbundenen Unsicherheiten kompensieren teilweise Größe und Verbindlichkeit der Netzwerke: Viele Interviewpartner_innen betonen, dass ihr konsensuell-nichtmonogames Netzwerk für die Beteiligten Sicherheit schafft. Das geschieht umso mehr, je verbindlicher und größer die Netzwerke sind und je mehr Querverbindungen es innerhalb der Netzwerke gibt. Ökonomische Sicherheit entsteht, wenn man Geld und Eigentum teilt. Kollektive Wohnformen sind eine Möglichkeit, durch gemeinsame Nutzung über mehr Ressourcen zu verfügen. Hilfe bei Krankheit und Bedürftigkeit gelingt gut, wenn es viele enge Bindungen und eine hohe Verbindlichkeit im Netzwerk gibt.

Sind konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke damit eine mögliche Reaktion auf die Krise sozialer Reproduktion? Die Krise hat strukturelle Ursachen (vgl. Abschnitt 3.2.1) und äußert sich derzeit in der immer schwieriger werdenden Realisierung gelungener Care, weil zum einen die Anforderungen zunehmen und zum anderen vor dem Hintergrund steigender beruflicher Beanspruchung und dem Abbau sozialer Sicherungssysteme die für Sorgepraxen nötige Zeit fehlt (vgl. Abschnitt 2.2.2). Meine Ergebnisse deuten darauf hin, dass konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke den Beteiligten die Chance bieten, Krisenfolgen zumindest abzuschwächen. Eine Subjektkonstruktion bringt das zentrale Argument auf den Punkt: *Das gegenseitige Sich-aufeinander-verlassen-Können schafft Sicherheit.* (JA, SK7) Viele andere Interviewpartner_innen erwähnen konkrete Anlässe, in denen ihr Netzwerk von nahestehenden Personen für die Erfüllung bestimmter Sorgebedürfnisse sehr hilfreich war. Weit verzweigte Beziehungsnetzwerke machen es einfacher, mit den gestiegenen Anforderungen an gelingende Reproduktion umzugehen. Diese Erleichterung tritt allerdings oft unter Rückgriff auf traditionelle Geschlechterverhältnisse ein: Frauen kümmern sich typenübergreifend stärker um die kommunikative und affektive Gestaltung der Beziehungsnetzwerke (Abschnitt 5.2.4). Vor allem konventionell-kernzentrierte Netzwerke greifen bei der Sorge um den gemeinsamen Haushalt auf die hegemoniale Geschlechterordnung zurück (Abschnitt 5.3.1).

Meine Studie zeigt, dass sich in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungen auch die von Cornelia Koppetsch und Günter Burkart (1999) beschriebene *Illusion der Emanzipation* (Abschnitt 2.3.2) beobachten lässt. In Abschnitt 5.3.3 wurden verschiedene Modi diskutiert, wie der Anspruch auf Geschlechtergerechtigkeit diskursiv mit einer geschlechterdifferenzierenden Praxis vermittelt wird. Beim Thema Elternschaft (Abschnitt 5.4) wurde deutlich, dass dem Ideologem der Mutterschaft typenübergreifend eine handlungsleitende Bedeutung zukommt, die sich am Ende darin äußert, dass die Mütter trotz egalitärer Ansprüche den Löwenanteil der elterlichen Sorge übernehmen. Verschiedentlich wurde die Schwierigkeit, die darin liegt, sich als Frau um mehrere Männer zu kümmern, explizit thematisiert. Das bestätigt die aus der Forschung bekannte Erkenntnis, dass es vor allem Frauen sind, die die Folgen der Krise sozialer Reproduktion abfedern (Winker 2015: 68ff.). Problematisch daran erscheint, dass sorgende Praxen, die einen solidarischen Umgang mit widrigen Rahmenbedingungen bieten, aufgrund ihrer Einbindung in Geschlechterverhältnisse zur Reproduktion heteronormativer Muster beitragen. Festhalten lässt sich trotzdem: Konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke vermögen aufgrund der größeren Anzahl an Beteiligten die Folgen der Krise sozialer Reproduktion besser aufzufangen als Paare oder Alleinlebende. Ob und, wenn ja, in welchem Maß dabei vornehmlich Frauen die anfallenden Aufgaben übernehmen, hängt davon ab, ob es in den Netzwerken gelingt, ihren Anspruch auf Geschlechtergerechtigkeit einzulösen. Hilfreich dafür scheinen vor allem pragmatische Strategien und niederschwellige Institutionalisierungen wie beispielsweise eine Geschlechterstereotypen gegenläufige Aufgabenteilung.

Die vielen und widersprüchlichen Ergebnisse erlauben es nicht, eindeutig zu beantworten, ob konsensuelle Nichtmonogamie in erster Linie als Befreiung, als Umgang mit den Anforderungen des Neoliberalismus oder als Reproduktion hegemonialer Geschlechterverhältnisse mit mehr Beteiligten zu verstehen ist. Daher werde ich im folgenden Kapitel ausgehend von diesen drei Thesen diskutieren, welche Teilergebnisse für welche der drei Möglichkeiten sprechen.

6 Das emanzipatorische Potenzial konsensueller Nichtmonogamie

Der Ausgangspunkt dieser Studie war die Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie. Im wissenschaftlichen Diskurs taucht die Frage hin und wieder auf, wird aber nur begrenzt beantwortet. In der politischen Auseinandersetzung gibt es starke Argumente für emanzipatorische Potenziale, regressive Momente und für Frauen nachteilige Konsequenzen nichtmonogamer Beziehungsführung. Viele Beteiligte, aber auch ein Teil der Forschungsgemeinde sehen Zwangsmonogamie oder Mononormativität als bedeutsamen stabilisierenden Zusammenhang, der es nahelegt, Klassen- und Geschlechterverhältnisse im Alltagshandeln in Intimbeziehungen zu reproduzieren. Im Umkehrschluss könne das Überschreiten der Monogamienorm sozialen Wandel befördern. Ideologiekritische und post-strukturalistische Autor_innen antworteten darauf mit der Gegenthese, gerade Polyamory sei eine passgenaue Lösung für die neoliberalen Flexibilisierungsanforderungen der aktuellen Phase des Kapitalismus. Außerdem wurde verschiedentlich eingewandt, dass eine Dekonstruktion der Monogamienorm sexistische Konsequenzen habe, wenn heteronormative Geschlechterverhältnisse nicht gleichzeitig infrage gestellt würden – was vor allem die Geschichte der ›freien Liebe‹ deutlich gezeigt hat.

Ich habe mich dafür entschieden, die gesellschaftliche Bedeutung konsensueller Nichtmonogamie care-theoretisch zu untersuchen, weil in Intimbeziehungen eine gesellschaftliche Aufgabenteilung reproduziert wird, die sowohl in ihrem Binnenverhältnis (Männer als Nutznießer weiblicher Sorgepraxen) als auch in der Sphärentrennung von Produktion und Reproduktion der Arbeitskraft geschlechtlich codiert ist. Care ist als Reproduktion der Ware Arbeitskraft notwendige Bedingung kapitalistischer Produktion. Durch hegemoniale Sorgearrangements werden Geschlechterverhältnisse reproduziert sowie die Grundlage der kapitalistischen Gesellschaft – die Ware Arbeitskraft – kostengünstig hergestellt. Diese funktionale Bestimmung steht allerdings in einem Spannungsverhältnis zur auf konkrete menschliche Bedürfnisse zielenden Bedeutung von Care. In der sorgenden Praxis werden funktionale und direkt bedürfnisbezogene Zielbestimmungen von den Akteur_innen mit mehr oder weniger Eigensinn aufgegriffen. Eine geeignete Methodik vorausgesetzt, sollte sich also gerade aus der Untersuchung von Care-Praxen ergeben, ob in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken eine (zumindest partielle) Emanzipation von Geschlechter- und Klassenverhältnissen geschieht, das Beziehungsleben den Flexibilisierungsanforderungen des Neoliberalismus angepasst wird oder hegemoniale Geschlechterverhältnisse mit mehr Beteiligten wiederholt werden.

Für alle drei Thesen gibt es treffende Argumente. In Abschnitt 3.3 habe ich Kriterien aufgestellt, die eingrenzen sollen, welche care-bezogenen sozialen Konstellationen und Praxen jeweils für oder gegen welche These sprechen. Mit dieser Operationalisierung im Hintergrund bespreche ich nun, welche empirischen Ergebnisse jeweils für die These der Emanzipation, der Flexibilisierung und der Persistenz sprechen.

Die weit gefasste These, dass sich in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken hegemoniale Geschlechterverhältnisse wiederholen, ist so trivial wie wahr: Konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke sind keine Inseln, auf denen gesamtgesellschaftliche soziale Strukturen und entsprechende symbolische Repräsentationen und Identitätskonstruktionen keine Wirkung haben. Eine starke Lesart der These in dem Sinne, dass hier heteronormative Strukturen besonders ungebrochen reproduziert, sexistische Normen besonders positiv bewertet werden, lässt sich nicht halten. Eine zumindest verbale Kritik an Heteronormativität ist in allen von mir untersuchten Netzwerken – in allen Netzwerktypen – verbreitet. Wenn die Geschlechterordnung derzeit vor allem in diskursiver Hinsicht liberalisiert wird, dann sprechen meine Ergebnisse dafür, dass konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke diesen Wandel eher beschleunigen als abbremsen: In den rekonstruierten pragmatisch-kollektiven und individuell-ideellen Netzwerken ist die Perspektive entweder eine dekonstruktivistische (Geschlecht ist eine Konstruktion und soll keine Bedeutung haben) oder eine reflexive (Geschlechterunterschiede müssen sachlich begründet sein). Nur in den konventionell-kernzentrierten Netzwerken finden sich starke Selbstverständlichkeiten in Bezug auf Geschlecht; nirgendwo aber Hinweise auf eine angestrebte Retraditionalisierung.

Wie Care-Praxen unter den Beteiligten verteilt werden, ist zentral für die Frage, wie stark die hegemoniale Geschlechterordnung reproduziert wird. Auch hier zeigt sich, dass konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke nicht außerhalb der hegemonialen Ordnung stehen: Wäsche und Kinderbetreuung werden häufiger von Frauen erledigt, ebenso wie die emotional aufwändige Aufgabe, die Beteiligten an den Netzwerken mitzudenken. Gerade Mutterschaft erwies sich als starkes Residuum hegemonialer Denk- und Handlungsmuster, relativ unabhängig davon, ob dies gewollt ist oder nicht. Das erklärt sich aus der immensen normativen Bedeutung von Mutterschaft und der Institutionalisierung von Elternschaft, die gerade auf rechtlichem Gebiet dazu führt, Verantwortlichkeiten und damit verbundene Möglichkeiten relativ starr zu verteilen.

Auf andere materielle Care-Praxen bezogen war es teilweise schwierig, Aussagen über die Verteilung zu generieren. Bei Netzwerken des individuell-ideellen Typs finden sich wenige Care-Praxen und eine postmaterialistische Werteorientierung. Beides steht einer Thematisierung von Verteilungsfragen entgegen. Damit sind diese Konstellationen offen für die Herausbildung einer

dauerhaften Ordnung, in der eine egalitäre Einstellung mit einer ungleichen Aufgabenteilung einhergeht. In den länger bestehenden Netzwerken, in denen mehr materielle Care praktiziert wird, begegnen mir diese Muster deutlich seltener, was dafür spricht, dass die für Paarbeziehungen beschriebene *Illusion der Emanzipation* (Koppetsch/Burkart 1999, vgl. Abschnitt 2.3.2) mit mehr Beteiligten, die das Beziehungsgeschehen wahrnehmen und beeinflussen, schwieriger aufrechtzuerhalten ist. Die Interviewpartnerinnen des konventionell-kernzentrierten Typs haben am deutlichsten artikuliert, dass sie den größten Teil der Care-Praxen übernehmen, zugleich jedoch im Gegenzug von den männlichen Netzwerkangehörigen erwarten, ihren geschlechtsspezifischen Zuständigkeiten nachzukommen. Aber auch in diesen Netzwerken werden hegemoniale Geschlechterverhältnisse nicht einfach mit mehr Beteiligten wiederholt, da eine geschlechtsspezifische Aufgabenteilung lediglich in den Kernbeziehungen vorliegt. Die daneben geführten Beziehungen kommen mit wenig Sorgepraxen aus, bieten aber eine Kontrast- und Reflexionsfolie. In keiner einzigen Konstellation kümmern sich die Frauen ständig um die Care-Bedürfnisse der beteiligten Männer ohne selbst Unterstützung zu erfahren.

Das führt recht eindeutig zu der Schlussfolgerung, dass heteronormative Strukturen und symbolische Repräsentationen in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken zwar wirksam sind, von den Beteiligten aber im Rahmen ihrer Ressourcen eigensinniger modifiziert werden als es in vergleichbaren monogamen Beziehungen der Fall wäre, weil hier ein zentrales Element der Geschlechterordnung – die Monogamie – bewusst überschritten wird. Damit besteht stärker als in monogamen Beziehungen die Notwendigkeit, in der alltäglichen Praxis ein eigenes »häusliches System« (Kaufmann 2008: 22) zu entwickeln. Hetero- und mono-normative Vorbilder, die in ihrer Geschlossenheit darauf drängen, eine komplementäre Sphärentrennung mit zwei Beteiligten zu praktizieren, passen nur bedingt zu Beziehungsnetzwerken mit mehr als zwei Erwachsenen, was dazu führt, dass es in konsensuell-nichtmonogamen Konstellationen weniger naheliegend ist, sich an den hegemonialen Formen zu orientieren.

Eine starke Lesart der These neoliberaler Vereinnahmung kann verworfen werden. Sie besagt, konsensuelle Nichtmonogamie sei derzeit deswegen so attraktiv, weil, ebenso wie die bürgerliche Kleinfamilie zum »rheinischen« Kapitalismus passt, flexible, unverbindliche, wandelbare, ständig optimierte Beziehungen zum Neoliberalismus passen. Tatsächlich bieten deregulierte Arbeitsverhältnisse, wie sie in Teilen der Bevölkerung zum Alltag gehören, schlechte Rahmenbedingungen für eine kontinuierliche Beziehungsführung. Wechselnde Arbeitszeiten und -orte, befristete Beschäftigung und die Notwendigkeit, für Suche nach Erwerbsarbeit Mobilität in Kauf zu nehmen, lassen sich besser mit einem ebenso dynamischen und flexiblen Beziehungsleben vereinen als mit einer bürgerlichen Kleinfamilie mit Einfamilienhaus.

Auch dass gelingende Care durch die Krise sozialer Reproduktion immer schwerer zu gewährleisten ist, lässt sich beheben, indem man verschiedene Care-Bedürfnisse bei verschiedenen Menschen erfüllt. Laut meinen Ergebnissen bieten konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke tatsächlich eine Möglichkeit, Sorgebeziehungen unter unsicheren gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in befriedigender Weise zu realisieren, weil Ressourcen in großen und verbindlichen Beziehungsnetzwerken unter den Beteiligten verteilt werden, sodass eine bessere Bedürfniserfüllung möglich wird als es in Paarkonstellationen der Fall wäre. Dass eine konsensuell-nichtmonogame Lebensweise bewusst eingegangen wird, weil sie besser zu Flexibilisierungstendenzen im Erwerbsleben passt, konnte ich nirgendwo zeigen. Diese im Grunde aus einem politischen Einwand gegen die Emanzipationshoffnungen generierte These scheint also zumindest im Selbstverständnis der Befragten gar keine Entsprechung zu finden. Sie könnte natürlich trotzdem zutreffen, wenn die Beteiligten unbewusst einem Passungsverhältnis von konsensueller Nichtmonogamie und Neoliberalismus nachkommen. Da eine dauerhafte Beziehungsführung allerdings umso zeitaufwändiger wird, je mehr intime Bindungen mitgedacht und organisiert werden müssen, scheint auch das wenig plausibel. Es zeigt sich im Gegenteil, dass viele Interviewpartner_innen ihr Engagement in der Erwerbssphäre – teilweise bewusst – einschränken und dafür auch berufliche Nachteile in Kauf nehmen. Nur so haben sie genug Zeit für die Beziehungsführung. So plausibel die These neoliberaler Vereinnahmung theoretisch sein mag, meinen Ergebnissen folgend ist sie für die meisten konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerke nicht haltbar.

Wie steht es nun um Emanzipation in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken? Die These, konsensuelle Nichtmonogamie befördere persönliche sowie gesellschaftliche Emanzipationsprozesse, bezieht ihre Begründung ebenso wie die These neoliberaler Vereinnahmung vor allem aus einem Umkehrschluss: Die Monogamienorm wird mit der Entstehung des Kapitalismus auf emotionale und sexuelle Treue ausgeweitet, was Frauen an Männer bindet, ihr Reproduktionsvermögen einem biopolitischen Programm unterwirft und die kostengünstige Wiederherstellung der Ware Arbeitskraft erlaubt. Konsensuell-nichtmonogame Beziehungsweisen könnten – so die Vertreter_innen der These – hingegen die passende Lebensform für eine solidarische Gesellschaft sein oder sogar Transformationsprozesse in Gang setzen. Und zwar so: Ebenso wie gesellschaftlich hegemoniale wertvermittelte und geschlechtsspezifische Beziehungs- und Subjektivierungsweisen in monogamen Intimbeziehungen reproduziert werden (vgl. Abschnitt 3.3), könnten sich in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken solidarische Formen herausbilden. Dadurch gelänge die Reproduktion hegemonialer Klassen- und Geschlechterverhältnisse nicht mehr, weil die »Regeln der durch die Klassengesellschaft etablierten Ordnung« (Althusser 2010

[1970]: 43) nicht mehr vermittelt würden – unter der Bedingung, dass genügend Menschen in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken leben.

Die These ist in dieser Zuspitzung sicherlich nicht haltbar, selbst wenn man ein Ergebnis der vorliegenden Studie anerkennt: dass in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken emanzipatorische Formen des Zusammenlebens praktiziert werden. Aber erstens sind Intimbeziehungen nicht die einzige Institution, in der die Reproduktion der Produktionsverhältnisse geschieht. Zweitens ist der Prozess unklar, mit dem es gelingen soll, kleinteilige solidarische Ansätze derart auszubauen, dass materiell tragfähige Alternativen zu markt- und staatsvermittelten Varianten der Existenzsicherung entstehen. Drittens wird die These den vielfältigen Wechselwirkungen zwischen Subjektivierung, symbolisch-kultureller und sozialstruktureller Ebene nicht gerecht: Sie unterstellt relativ unvermittelt, der Normbruch in einem gesellschaftlichen Teilbereich würde eine ungemeine Reichweite entfalten. Gleichzeitig lässt sich kaum bestreiten, dass historisch immer wieder gesellschaftliche Veränderungen vorbereitet beziehungsweise abgestützt wurden, indem durch eine alternative Lebenspraxis kleinräumige Institutionalisierungsprozesse in Gang gesetzt wurden.

Ich konnte zeigen, dass in den untersuchten konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken *communities of care* entstehen, die im Rahmen ihrer Möglichkeiten – am auffälligsten in großen und verbindlichen Netzwerken – für die Care-Bedürfnisse der Beteiligten eintreten. Auf der Ebene der Identitätskonstruktionen wird das durch eine Abschwächung geschlechtsspezifischer Subjektivierungsweisen unterstützt: Gerade in den pragmatisch-kollektiven Netzwerken entwickeln sich Selbstverständnisse, die eine besondere Verknüpfung von Autonomie und Verbundenheit erlauben: Die Beteiligten lernen voneinander, sowohl individuelle Interessen zu vertreten als auch Bedürfnisse der anderen mitzudenken, wodurch geschlechtsspezifische Beschränkungen der eigenen Handlungsmöglichkeiten überwunden werden. Der Vergleich der pragmatisch-kollektiven und der individuell-ideellen Netzwerke zeigt, dass ein noch weitreichenderer Wandel eintritt, wenn Normen nicht nur entschieden vertreten, sondern auch institutionalisiert und reflektiert werden: Während in individuell-ideellen Netzwerken starke Normen vergleichsweise wenig ausgeprägten Praxen gegenüberstehen, gelingt es pragmatisch-kollektiven Netzwerken durch handlungspraktische Strategien – wie beispielsweise dem Zurückstellen der Erwerbsarbeit, dem Führen einer gemeinsamen Kasse, dem Schaffen von (Wohn)raum oder regelmäßigen Plena zum Abgleich von Anspruch und Wirklichkeit der Beziehungsführung – ihre Normen eines solidarischen und weniger durch Geschlechterverhältnisse geprägten Umgangs nicht nur programmatisch vorzutragen, sondern umzusetzen. Natürlich bleibt die Frage, unter welchen Bedingungen diese emanzipatorischen Momente für einen breiteren Personenkreis anschlussfähig wer-

den. Hinderlich dafür könnte – so kritische Stimmen – sein, dass konsensuelle Nichtmonogamie unter Umständen eine Lebensform für ein überschaubares und privilegiertes Milieu ist. Meine Ergebnisse widersprechen diesem Bild jedoch. Vielmehr scheint es so, dass konsensuelle Nichtmonogamie eher in Milieus mit wenig ökonomischem Kapital praktiziert wird, wobei dieser Mangel durch kulturelles und vor allem soziales Kapital (in Form der Netzwerke) ausgeglichen werden kann: Durch gemeinsame Ökonomie, das Teilen von Wissen und reflexiven Kompetenzen sowie eine Beachtung besonderer Care-Bedürfnisse bieten große und verbindliche Beziehungsnetzwerke tragfähige Strukturen – auch für Menschen, die wenig Geld haben, alt, chronisch krank oder anderweitig weniger privilegiert sind. Die Offenheit der untersuchten Netzwerke – viele haben sich zwischen Interview und Nachgespräch vergrößert – lässt die Grenzen der Solidarität hier beweglicher erscheinen als in konventionellen Familien. Eine Ausweitung von Beziehungsweisen, in denen die Beteiligten sich weniger marktvermittelt und durch Geschlechterverhältnisse strukturiert aufeinander beziehen, scheint vor diesem Hintergrund zumindest denkbar.

Einen ersten Schritt in diese Richtung bilden meines Erachtens die in vielen untersuchten Netzwerken praktizierten Wege, mit relativ wenig Lohnarbeit ein gutes Leben zu führen. Wie in wertkritischen und Postwachstumsdebatten erhofft (Krisis 1999; Wichterich 2017), könnte sich die Erfahrung, dass es nicht nur einschränkend, sondern auch angenehm und möglich ist, Lohnarbeit und Konsum als Lebensziele zurückzustellen, ausbreiten. Da konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke durch Umverteilung und gemeinsame Nutzung von Ressourcen dazu beitragen, die nachteiligen Folgen gegenhegemonialer Lebensweisen abzuschwächen, schaffen sie dafür materielle Rahmenbedingungen. In konsensuell-nichtmonogamen Netzwerken werden also nicht nur auf symbolisch-kultureller Ebene Normen verworfen, sondern auch pragmatische Schritte unternommen und Beziehungsstrukturen geschaffen, die den Zwang zur Lohnarbeit mildern und dadurch Freiheitsgrade ermöglichen.

Konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke können, so ließe sich schlussfolgern, im Ineinandergreifen von tragfähigen Beziehungsstrukturen, progressiven Normen und weniger geschlechtsspezifischen Subjektivierungsformen im Bereich der Intimbeziehungen Emanzipation ermöglichen – durch kleinräumige Institutionalisierungen auf verschiedenen Ebenen: Verbindlichkeiten und gemeinsam genutzte Ressourcen schaffen materielle Sicherheit. Moderierte Gesprächspraxen und eine den geschlechtsspezifischen Gewohnheiten gegenläufige Aufgabenteilung schaffen Strukturen, in denen auch eine gewisse Emanzipation von Geschlechterverhältnissen möglich wird.

Doch es bleibt die Beschränkung der Veränderung auf einen gesellschaftlichen Teilbereich. Wie und ob sich davon ausgehend allgemeinere Emanzipationsprozesse entwickeln können, bleibt unklar. Dennoch gilt es, die ver-

änderte Praxis der Einzelnen und ihrer Netzwerke nicht einfach abzutun. Auch ohne einen radikalen gesellschaftlichen Wandel ist es befreiend, wenn sich in Intimbeziehungen Beziehungsstrukturen, Normen und Subjektivierungsweisen ausbreiten, die den Beteiligten eine partielle Emanzipation von Klassen- und Geschlechterverhältnissen ermöglichen.

Dazu können bewusste Strategien beitragen, zu diesen gehören die im abschließenden Kapitel diskutierten programmatischen, institutionellen und strukturellen Maßnahmen, die die Verwirklichung emanzipatorischer konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke fördern und dadurch auch deren Verbreitungspotenzial erhöhen können.

7 Strategien zur Erweiterung des emanzipatorischen Potenzials konsensueller Nichtmonogamie

Konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke haben ein emanzipatorisches Potenzial, für die Beteiligten, aber auch die gesellschaftliche Entwicklung. Im Sinne einer engagierten Sozialforschung stelle ich im Folgenden beziehungs- und gesellschaftspolitische Überlegungen zur weitergehenden Realisierung der befreienden Möglichkeiten dar, die sich aus den Ergebnissen der Untersuchung ergeben. Politisch sind die Strategien im weitesten Sinne – es geht um Mikro- und Diskurspolitiken, mit denen es besser gelingen kann, den selbst gesteckten Ansprüchen in Netzwerken gerecht zu werden und die dabei helfen können, konsensuelle Nichtmonogamie sichtbarer zu machen (Abschnitt 7.1), um Vorschläge zur Veränderung der rechtlichen Rahmenbedingungen (Abschnitt 7.2) und abschließend um die große Frage, welche transformativen Potenziale konsensuelle Nichtmonogamie auf welche Art befördern kann (Abschnitt 7.3). Die hier vorgestellten förderlichen Strategien wurden an die Interviewanalysen anknüpfend generiert. In die Darstellung sind kleine Modifikationen eingeflossen, die von den Befragten selbst vorgenommen wurden, als ich zum Ende des Untersuchungszeitraums eine Übersicht der Strategien allen Interviewpartner_innen in einem Online-Diskussionsforum zur Debatte stellte. An der zweiwöchigen Diskussion beteiligten sich sechs von 13 Interviewten. Sie bestätigten die Überlegungen überwiegend mit Nachdruck (vgl. Abschnitt 4.6.3).

7.1 Mikro- und Diskurspolitiken

7.1.1 *Verbinden von Achtsamkeit und Interessenvertretung*

In den Interviewrekonstruktionen habe ich für die Care-Ordnung in den untersuchten Netzwerken zwei Verhandlungsmodi unterschieden: Der achtsame Verhandlungsmodus zielt darauf, die eigenen Bedürfnisse zu realisieren und die der anderen Beteiligten mitzudenken. Voraussetzung dafür ist Empathie und der Wille, die Bedürfnisse aller Beteiligten herauszufinden und zu beachten. Dieser Modus wurde häufiger und entschiedener von Frauen vertreten. Demgegenüber haben vor allem Männer für einen Verhandlungsmodus individueller Interessenvertretung argumentiert. Hier steht das offene Aussprechen der Bedürfnisse der Verhandlungspartner_innen als Interessen im Mittelpunkt. Auf dieser Grundlage soll eine Aushandlung auf Augenhöhe zustandekommen. Voraussetzung für ihr Gelingen ist, dass alle Beteiligten ihre

Bedürfnisse kennen und gleich oder ähnlich stark artikulieren. Ein Problem ergibt sich dann, wenn die beiden Verhandlungsmodi in konkreten Aushandlungen aufeinandertreffen. Während die achtsam orientierten Verhandlungspartner_innen sich von vornherein für einen Weg einsetzen, der allen Bedürfnissen gerecht wird, streiten die an Interessenvertretung orientierten – ausgehend davon, alle Beteiligten würden dies jeweils für sich tun – vorwiegend für ihre eigenen Bedürfnisse. In der Summe kommt den Bedürfnissen derer, die der individuellen Interessenvertretung folgen, mehr Aufmerksamkeit zu, wodurch sie bessere Chancen haben, ihre Ansprüche umzusetzen. So reproduziert eine soziale Praxis, in der Männer ihre Bedürfnisse als individuelle Interessen vertreten, während Frauen bemüht sind, ihre eigenen und auch die des Gegenübers zu vermitteln, männliche Herrschaft. Die Reflexionen, die die Interviewpartner über Aushandlungsprozesse anstellen, machen deutlich, dass das nicht intendiert geschieht. Denn auch bei den interviewten Männern war eine Orientierung an Geschlechtergerechtigkeit weit verbreitet. Sie scheinen den Modus der Interessenvertretung also nicht anzuwenden, um die Bedürfnisse der Frauen in ihren Beziehungsnetzwerken gewollt zu missachten. Die Ergebnisse legen eher nahe, dass die beiden Verhandlungsmodi sich aus jenen inkorporierten geschlechtsspezifischen Subjektivierungsformen ergeben, die in Abschnitt 2.2.3 als autonomes Subjekt und Komplement einer sorgsam weiblichen analysiert wurden. Eine mikropolitische Perspektive der Emanzipation von diesen heteronormativen Identitätskonstruktionen besteht darin, Aushandlungsprozesse so zu gestalten, dass alle Beteiligten achtsam *und* interessengeleitet miteinander umgehen und damit Autonomie und Verbundenheit möglich machen. Als größtes Hindernis dafür wurde verschiedentlich der durch geschlechtsspezifische Sozialisation tief verankerte Mangel an Empathiefähigkeit vieler Männern benannt. Bei den beteiligten Frauen zeigt sich eine vergleichsweise stärkere Abgrenzung von einer verinnerlichten Moral der Dienstbarkeit und Güte. Als prägnanteste mikropolitische Konsequenz schlage ich daher vor, dass Männer Empathie und Achtsamkeit erlernen und Frauen entschiedener ihre Interessen vertreten. Als hilfreich für beides haben sich moderierte Gesprächsformen gezeigt. In konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken liegen dafür gute Rahmenbedingungen vor, weil diese sowieso oftmals mit einer reflexiven Beziehungspraxis einhergehen und die strukturelle, symbolisch-kulturelle und identitätsbezogene Spaltung in zwei sich ergänzende Sphären bei drei oder mehr Beteiligten nicht so idealtypisch durchzuhalten ist wie in heterosexuellen Paaren.

7.1.2 Konsensuelle Nichtmonogamie sichtbar machen

In mehreren Interviews wurde thematisiert, dass die geringe gesellschaftlicher Sichtbarkeit konsensueller Nichtmonogamie auch die Sorge füreinander erschwert: Im weiteren sozialen Umfeld erfahren die sorgenden Bande zwischen den Beteiligten keine Achtung, weil sie nicht erkannt oder abgelehnt werden. Gegen diese Tendenzen hilft es nach vorsichtiger Abwägung der Interviewauswertungen am besten, nach außen möglichst selbstverständlich und selbstbewusst mit der eigenen Familiensituation (also dem Beziehungsnetzwerk) umzugehen. Im Alltagshandeln bedeutet das, die vielfältigen emotionalen, sexuellen und sorgenden Verbindungen konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke offen zu benennen und die oftmals mono-normativ geprägte Fremdwahrnehmung damit zu konterkarieren. Förderlich dafür sind allgemeinverständliche Begriffe und Konzepte zur Benennung gegenhegemonialer Beziehungsrealitäten. Hierbei erweist sich die hohe Verbreitung des Konzepts Polyamory als hilfreich. Weitere Begriffe wie beispielsweise ›Resonanzfreude‹ (die an Stelle der Eifersucht tretende Freude über weitere enge Bindungen einer nahestehenden Person) oder ›Schwiegerliebchen‹ (Geliebte_r eines/einer Geliebten) sind derzeit nur in bewegungsnahen Kontexten geläufig, ihre Verbreitung könnte es ebenso erleichtern, Aspekte nichtmonogamer Lebensweisen zu benennen. Die Darstellung von Nichtmonogamie in Bildern, Literatur und Popkultur kann die öffentliche Sichtbarkeit unterstützen. Wissenschaft kann helfen, indem sie bei der Betrachtung von Familien, insbesondere in der Bevölkerungsstatistik, differenziertere Maßstäbe anlegt.

7.1.3 Strukturen schaffen und pragmatische Strategien verfolgen

In allen Interviews wurden Normen und Werte in Bezug auf die Beziehungsführung artikuliert. So formulieren die Befragten durchweg den Anspruch auf eine Beziehungsführung, in der die Care-Bedürfnisse aller Beteiligten erfüllt werden. Weiterhin wird eine starke Ausprägung ungleicher und geschlechtsspezifischer Aufgabenteilung durchgängig abgelehnt. Care-Praxen im Netzwerk sollen »gut verteilt« sein, wobei sich bei der Frage, was eine gute Verteilung ausmacht, eine Spannbreite zeigt. Sie verläuft von einer gleichen Beteiligung über eine reflektierte Orientierung an den Bedürfnissen bis zu einer geschlechtsspezifischen Aufteilung anhand von Fähigkeiten, mit der aber alle Beteiligten zufrieden sein sollen. Weiter besteht in unterschiedlichem Maße der Anspruch, alle Beteiligten im Netzwerk mitzudenken.

Der Umgang mit diesen selbstgesteckten Zielen ist vielgestaltig. In manchen Interviews konnte ich sehr weitgehende Ansprüche und nur ausgesprochen wenige praktische Ansätze rekonstruieren, in anderen niederschwellige

Ansprüche und eine mannigfaltige sorgende Praxis. In manchen gab es sowohl weitgehende Ansprüche als auch vielfältige sorgende Praxen. Der Vergleich der Varianten zeigt: Netzwerke, die strukturelle Maßnahmen verankern und pragmatische Strategien verfolgen, sind besonders erfolgreich darin, den von den Interviewten artikulierten Ansprüchen gerecht zu werden. Die Wirksamkeit institutionalisierter Abläufe erweist sich vor allem bei der Verteilung von Care-Praxen. Den in pragmatisch-kollektiven und individuell-ideellen Netzwerken verbreiteten Anspruch auf eine nicht durch Geschlechterverhältnisse strukturierte Aufgabenteilung zu erfüllen, schaffen vor allem Netzwerke, die:

- regelmäßig zusammenkommen und ausführlich darüber sprechen, wie Care-Praxen verteilt sind und wie sie verteilt werden sollen
- dabei die unterschiedlichen Ausgangsvoraussetzungen der Beteiligten beachten und daher mit einbeziehen, dass sich Bedürfnisse und Fähigkeiten teilweise aus einer geschlechtsspezifischen Sozialisation ergeben und eine Orientierung an dem, was praktisch und bequem ist, unter Umständen zur Verfestigung einer ungleichen Aufgabenteilung führt
- aus diesen Erwägungen heraus eine Aufgabenteilung vereinbaren, in der die Beteiligten Aufgaben übernehmen, die ihnen nicht unmittelbar leicht fallen.

Als förderlich für den Aufbau großer und verbindlicher Beziehungsnetzwerke hat sich vor allem der Aufbau von Strukturen erwiesen. Dauerhafte und geplante finanzielle Umverteilung im Netzwerk, gemeinsamer Wohnraum für möglichst viele Beteiligte und regelmäßige Plena zu Fragen der Beziehungsgestaltung sind wirksame Institutionalisierungen von Verbindlichkeit.

Diese gelingen oft nur, wenn die Beziehungsführung gegenüber der Erwerbssphäre priorisiert wird. Um dies für einen breiteren Personenkreis möglich zu machen, wären arbeits- und sozialrechtliche Maßnahmen nötig, die daher im Folgenden besprochen werden.

7.2 Rechtliche Regelungen

7.2.1 Arbeitszeitverkürzung, Anhebung der Regelbedarfe, Ausbau sozialer Infrastruktur

An den Ergebnissen der Studie fällt auf, dass der zeitliche Umfang von Lohnarbeit einen starken Einfluss auf das Gelingen von Intimbeziehungen hat. Das trifft insbesondere auf eine nichtmonogame Beziehungsführung zu. Nur eine Interviewpartnerin geht einer sozialversicherungspflichtigen Voll-

zeiterwerbstätigkeit nach, viele erwähnen, es sei für sie mit einer solchen kaum möglich, sich angemessen um ihre Intimbeziehungen zu kümmern. Auch wenn ökonomische Zwänge mittels finanzieller Umverteilung im Netzwerk und der gemeinsamen Nutzung von Ressourcen abgeschwächt werden können, würden Veränderungen im Sozialrecht und im Bereich der Lohnarbeit bessere Rahmenbedingungen für die konsensuell-nichtmonogame Beziehungsführung bieten.

Ganz offensichtlich könnten ein höheres Lohnniveau und eine Erhöhung der Zahl existenzsichernder Teilzeitstellen es erleichtern, sorgsame und zeitaufwändige Beziehungsnetzwerke aufzubauen. Genau so wichtig scheint angesichts der Ergebnisse eine Veränderung des Systems sozialer Sicherung: Die mit der HartzIV-Reform geschaffenen Sozialgesetzbücher II und XII berechtigen zu Leistungen zur Sicherung des Existenzminimums, dies ist offensichtlich zu wenig für gesellschaftliche Teilhabe und eine gelingende Beziehungsführung. Zudem verlangt die mittels Sanktionen durchgesetzte Logik der Aktivierung die ständige Bereitschaft, für eine mögliche Beschäftigung alle anderen Lebensbereiche unterzuordnen. In einem untersuchten Netzwerk verhindert die rechtliche Konstruktion der Bedarfsgemeinschaft (mit einem entsprechend niedrigeren Anspruch auf Leistungen), das Zusammenziehen zweier Beteiligter.⁶⁷ Woraus folgt: Für die Erleichterung einer gelingenden Beziehungsgestaltung müssten die der Berechnung von Sozialleistungen zugrunde liegenden Regelbedarfe erhöht, Sanktionen abgeschafft und das Konstrukt der Bedarfsgemeinschaft überdacht werden. Alternativ dazu wären auch andere Modelle der Grundsicherung vorstellbar.⁶⁸ Darüber hinaus würde der Ausbau sozialer Infrastruktur – mehr und bedarfsgerechtere Kindergärten, soziale Zentren, Pflegeheime, Arzthäuser etc. – die Konditionen für Care in Intimbeziehungen verbessern.

All dies kann nur durch politisches Engagement und Arbeitskämpfe durchgesetzt werden. Daher wäre es im Sinne einer gelingenden Sorge in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken, wenn sich mehr nichtmonogam lebende Menschen auch gesellschafts- und gewerkschaftspolitisch einmischen würden.

67 Die Idee der Bedarfsgemeinschaft wurde von Anfang an kritisiert, weil sie Leistungsempfänger_innen gemeinsam veranschlagt, die keine familienrechtlichen Unterhaltspflichten haben (Diakonie 2015: 12). Dadurch werden zum einen einzelnen Berechtigten Leistungen vorenthalten, zum anderen unterliegen auch Einzelpersonen, die selbst über ein existenzsicherndes Einkommen verfügen, dem Zwang zur Transparenz.

68 Das Netzwerk Grundeinkommen (2012) schlägt beispielsweise ein bedingungsloses und bedarfsdeckendes Grundeinkommen vor.

7.2.2 *Rechtliche Anerkennung und Gleichstellung aller Lebensweisen*

Über Elterngeld, Ehegattensplitting, Hinterbliebenenrente und weitere rechtliche Möglichkeiten fördert der Staat die Ehe. Auch unverheiratete Paare können teilweise auf diese Regelungen zurückgreifen, nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken stehen sie nicht offen. Die steigende Verbreitung – oder Sichtbarkeit – nichtmonogamer Beziehungen könnte dazu genutzt werden, analog zur Kampagne des LSVD zur Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare eine Initiative zur Öffnung der Ehe für konsensuell-nichtmonogame Verbindungen zu fordern – erst das wäre die ›Ehe für alle‹.

Nach wie vor bliebe jedoch eine rechtliche Bevorzugung verheirateter Menschen gegeben, neue Ausschlüsse würden entstehen. Daher scheint mir eher ein Eintreten für die Gleichstellung aller Lebensformen sinnvoll. Diese ließe sich am ehesten durch die Abschaffung der rechtlichen Bevorzugung der Ehe erreichen. Konkret: Die Ehe könnte aus dem bürgerlichen Recht gestrichen werden. Eine Heirat würde dann als Privatangelegenheit zwischen den Beteiligten gelten, ohne dass automatisch rechtliche Konsequenzen eintreten.

In diesem Fall würden jedoch die Schutzrechte, die sich derzeit aus dem Angehörigenstatus ergeben, ersatzlos wegfallen: Niemand hätte ein Recht auf Unterhalt oder Zeugnisverweigerung. Familienangehörige könnten nicht vor Abschiebung geschützt werden. Die Zuständigkeit im Pflegefall müsste jeweils individuell mittels einer Patient_innenverfügung geregelt werden. Um dem abzuhelpfen, könnten die rechtlichen Regelungen, die anerkennen, dass Menschen Verantwortung füreinander übernehmen, für mehr Beteiligte geöffnet werden. Eine Möglichkeit böte etwa ein Rechtsinstitut, mit dem beliebig viele Menschen den Willen, füreinander Verantwortung zu übernehmen, erklären können. Daraus könnten sich Rechte ableiten, die derzeit für Angehörige – Verheiratete, Verwandte, Verschwägerte, Verpartnerete – gelten, beispielsweise Zeugnisverweigerungsrecht, Besserstellung im Erbrecht, das Recht auf Krankenbesuche, Aufenthaltsrecht, Recht auf Hinterbliebenenrente sowie Unterhaltsansprüche.⁶⁹ Zu beachten wäre, dass es möglich sein muss,

69 Was Unterhaltsansprüche angeht, wird hier ein Dilemma deutlich. Mir scheint es angemessen, den Verzicht auf eine eigene Erwerbstätigkeit und die damit verbundenen Möglichkeiten zugunsten der Versorgung einer oder mehrerer erwerbstätiger Personen durch Unterhaltsansprüche zu würdigen. Dadurch wird allerdings eine in vielen Fällen geschlechtsspezifische Aufgabenteilung reproduziert (vgl. Abschnitt 3.2.2). Ohne ein Recht auf Unterhalt tragen aber alleine die sorgend Tätigen die finanziell negativen Folgen einer Trennung. Lohn für Hausarbeit würde das Dilemma lösen, allerdings um den Preis einer verstärkten Kommodifizierung des Sozialen (vgl. Abschnitt 2.2.2). An dieser Stelle müssen noch Alternativen entwickelt werden, die weder Geschlechterverhältnisse reproduzieren noch diejenigen benachteiligen, die in diesen Verhältnissen stärker für Care zuständig sind.

mehrere solcher Einstehungsgemeinschaften einzugehen, um die soziale Realität von Kettenbeziehungen abzubilden, in denen beispielsweise eine Person für zwei weitere Verantwortung übernimmt, ohne dass die beiden weiteren füreinander eintreten.

In Bezug auf Kinder wurde klar, dass die Übersetzung kollektiver Elternschaft in nicht zutreffende rechtliche Konzepte eine angemessene Beteiligung sozialer Eltern an der Kindererziehung verhindert. Damit diese gelingen kann, muss es die Möglichkeit einer rechtssicheren Elternschaft für mehr als zwei Elternteile geben.

7.3 Transformatorisches Potenzial

Alle in den vorherigen Abschnitten dargestellten Strategien wurden von meinen Gesprächspartner_innen im Rahmen der Interviews und Nachgespräche erwähnt. Sie sind relational, institutionell und strukturell sicherlich ausbaufähig. Dennoch bleibt die Frage, was konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke dazu beitragen können, eine kapitalistische Gesellschaft mit ihrer wertvermittelten Beziehungsweise in Richtung einer solidarischen zu verändern.

Das Ziel der Kommune_innen des Friedrichshofs war es, ihrer Subjektivität als verinnerlichter Abdruck einer auf Privateigentum basierten kapitalistischen Gesellschaft durch andere sexuelle und soziale Praxen abzuschleifen, woraus sich ein Neuer Mensch erheben sollte, der zusammen mit seinen sexuellen Hemmungen auch den Drang, Autoritäten zu gehorchen und Eigentum zu horten, ablegt. Das ist gründlich misslungen, weil Veränderung vor allem über rigide Gruppennormen vermittelt wurde, außerdem erwiesen sich die heteronormativen und autoritären Strukturen der Kommune selbst als Hindernisse. Wie könnte heute eine beziehungspolitische Transformationsstrategie aussehen, die Identitäten, Repräsentationen und soziale Strukturen umfasst?

Notwendige Bedingung für eine Ausweitung emanzipatorischer Praxen ist zuallererst, dass die Beziehungsformen selbst Möglichkeiten der Emanzipation bieten. Diese Potenziale existieren, das hat meine Studie gezeigt: Viele konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke schaffen Beziehungsstrukturen, in denen geschlechtsspezifische Subjektivierungsweisen modifiziert und gesellschaftliche Zwänge abgeschwächt werden. Ausgebaut werden könnte das emanzipatorische Potenzial, würden in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken weitreichendere Strukturen aufgebaut, die materiell tragfähige Alternativen zu markt- und staatsvermittelten Möglichkeiten der Existenzsicherung böten. Hilfreich dafür wäre eine Vernetzung mit anderen solidarischen Netzwerken wie beispielsweise Finanzko-

operativen, Kommunen und solidarischer Landwirtschaft. Die funktional bestimmte Degradierung von Intimbeziehungen und anderen Lebensbereichen zu Anhängseln oder Vehikeln der Warenproduktion ließe sich dadurch womöglich relativieren. Wie es darüber hinaus gelingen kann, die zentrale Stellung der kapitalistische Produktionsweise aufzuheben, ist keine wissenschaftliche, sondern eine politische Frage.

Diese Studie leistet einen kleinen Beitrag zur Antwort, indem sie begründete Vorschläge dafür darlegt, was konsensuell-nichtmonogame Beziehungsnetzwerke zu den vielen nötigen *Schritten in eine solidarische Gesellschaft* (Winker 2015) beitragen können und was dabei zu bedenken und anzugehen ist.

8 Literatur

- Abelshauer, Werner; Gilgen, David; Leutzsch, Andreas (2012): *Kulturen der Weltwirtschaft*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Adamczak, Bini (2017): *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende*. Berlin: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. (2003a [1951]): *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. In: Ders. *Gesammelte Schriften*. Band 4. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. (2003b [1955]): *Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie*. In: Ders.: *Soziologische Schriften I. Gesammelte Schriften*. Band 8. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 43–85.
- Adorno, Theodor W.; Horkheimer, Max (2003 [1944]): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. In: Theodor W. Adorno: *Gesammelte Schriften*. Band 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–296.
- Aguilar, Jade (2013): *Situational Sexual Behaviors: The Ideological Work of Moving Toward Polyamory in Communal Living Groups*. In: *Journal of Contemporary Ethnography* 42 (1), S. 104–129.
- AKA (2003): *the hive mind. Warum das Ende der Ideologie der monogamen Paarbeziehung die kommunistische Revolution begünstigt*. In: *Incipito* 2 (8), S. 27–31.
- Altenhöfer, Gwendolin (2006): *Die Krake. Künstliche Beziehungen für unnatürliche Frauen*. Nr. 1. München: Eigenverlag.
- Althusser, Louis (2010 [1970]): *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Band 5. 1. Halbband. Hamburg: VSA, S. 37–102
- Anonymus (Hg.) (2001): *Urlaub auf Krankenschein. Die geheimen Tricks der Blaumacher*. Hamburg: Ratgeber-Verlag.
- AutorInnenkollektiv GegenBez (2001): *Aber Dich gibt's nur einmal für mich. Eine Kritik an romantischen Liebesbeziehungen*. Erfurt: Eigenverlag.
- Barker, Meg; Langdridge, Darren (2010): *Whatever Happened to Non-Monogamies? Critical Reflections on Recent Research and Theory*. In: *Sexualities* 13 (6), S. 748–772.
- Barrett, Michèle (1990): *Das unterstellte Geschlecht. Umriss eines marxistischen Feminismus*. Berlin: Argument.
- Barrett, Michèle; McIntosh, Mary (1994): *The Anti-Social Family*. London: Verso.
- Bartholomae, Joachim (2013): *Klappentexte. Verlage, Buchläden und Zeitschriften als Infrastruktur der Schwulenbewegung*. In: Andreas Pretzel; Volker Weiß (Hg.): *Zwischen Autonomien und Integration. Schwule Politik und Schwulenbewegung der 1980er und 1990er Jahre*. Hamburg: Männerschwarm, S. 69–92.
- Bauer, Robin (2014): *MonoPoly: Monogamie-Norm und Polyamorie auf dem Spielfeld von Besitzansprüchen, Treue und Bekanntgehen*. In: Ilse Nagelschmidt; Britta Borrego; Uta Beyer (Hg.): *Interdisziplinäres Kolloquium zur Geschlechterforschung II. Neue Beiträge*. Frankfurt am Main: Internationaler Verlag der Wissenschaften, S. 145–170.
- Beck, Ulrich (2016 [1986]): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Berlin: Suhrkamp.

- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (2015 [1990]): *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Berlin: Suhrkamp.
- Benhabib, Seyla (1995): *Selbst im Kontext. Kommunikative Ethik im Spannungsfeld von Feminismus, Kommunitarismus und Postmoderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bethmann, Stephanie (2013): *Liebe – eine soziologische Kritik der Zweisamkeit*. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.
- Betzig, Laura (1995): *Medieval Monogamy*. In: *Journal of Family History* 20 (2), S. 181–216.
- Bierwisch, Manfred (2003): *Arbeit in verschiedenen Epochen und Kulturen. Einleitende Bemerkungen*. In: Manfred Bierwisch (Hg.): *Die Rolle der Arbeit in verschiedenen Epochen und Kulturen*. Berlin: Akademie, S. 7–18.
- Biesecker, Adelheid; Hofmeister, Sabine (2010): *Im Fokus: Das (Re)Produktive. Die Neubestimmung des Ökonomischen mithilfe der Kategorie (Re)Produktivität*. In: Christine Bauhardt; Gülay Çağlar (Hg.): *Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie*. Wiesbaden: Springer, S. 51–80.
- Blum, Jule (2000): *Wider die Sprachlosigkeit. Beziehungsweisen und ihr Ausdruck in der Sprache*. In: Ilona Bubeck (Hg.): *Unser Stück vom Kuchen. Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe*. Berlin: Quer, S. 87–91.
- Bochow, Michael (2013): *Hat die Aids-Krise die soziale Situation schwuler Männer verändert?* In: Andreas Pretzel; Volker Weiß (Hg.): *Zwischen Autonomien und Integration. Schwule Politik und Schwulenbewegung der 1980er und 1990er Jahre*. Hamburg: Männerschwarm, S. 161–170.
- Böckelmann, Frank (1987 [1966]): *Die schlechte Aufhebung der autoritären Persönlichkeit*. Freiburg: ça ira.
- Böhm, Karin (2016): *Gesundheitszustand der Bevölkerung und Ressourcen der Gesundheitsversorgung*. In: Statistisches Bundesamt; Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Hg.): *Datenreport 2016. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 275–290.
- Boltanski, Luc; Chiapello, Ève (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre (1979): *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1983): *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*. In: Reinhard Kreckel (Hg.): *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen: Schwartz, S. 183–198.
- Bourdieu, Pierre (1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2010): *Das Elend der Welt*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loïc J. D. (2013): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bredtmann, Julia; Vonnahme, Christina (2017): *Less Alimony After Divorce. Spouses' Behavioral Response to the 2008 Alimony Reform in Germany*. Ruhr Economic Paper No. 702. Essen: Rheinisch-Westfälisches Institut für Wirtschaftsforschung.
- Brögger, Suzanne (1980 [1973]): *... sondern erlöse uns von der Liebe*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Brückner, Gunter (2016): Bevölkerung mit Migrationshintergrund. In: Statistisches Bundesamt; Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Hg.): Datenreport 2016. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 218–235.
- Brückner, Margrit (2010): Entwicklungen der Care-Debatte: Wurzeln und Begrifflichkeiten. In: Ursula Apitzsch; Marianne Schmidbaur (Hg.): Care und Migration. Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 43–123.
- Brückner, Margrit (2011a): Care – Sorgen als sozialpolitische Aufgabe und als soziale Praxis. In: Hans-Uwe Otto; Hans Thiersch (Hg.): Handbuch soziale Arbeit. 4., völlig neu bearbeitete Auflage. München, S. 207–213.
- Brückner, Margrit (2011b): Zwischenmenschliche Interdependenz – Sich Sorgen als familiäre, staatliche und soziale Aufgabe. In: Karin Böllert; Catrin Heite (Hg.): Sozialpolitik als Geschlechterpolitik. Wiesbaden: VS, S. 105–123.
- Bubeck, Ilona (2000): Geteilte Sehnsucht. In: Dies. (Hg.): Unser Stück vom Kuchen. Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe. Berlin: Quer, S. 7–10.
- Buchli, Victor (1999): An Archaeology of Socialism. Oxford: Berg.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2017): Lebenslagen in Deutschland. Der Fünfte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. http://www.armuts-und-reichtumsbericht.de/SharedDocs/Downloads/Berichte/5-arb-langfassung.pdf?__blob=publicationFile&v=6 (Letzter Zugriff: 23.5.2018).
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2013): Stief- und Patchworkfamilien in Deutschland. Monitor Familienforschung. Ausgabe 31. <https://www.bmfsfj.de/blob/76242/1ab4cc12c386789b943fc7e12fdef6a1/monitor-familienforschung-ausgabe-31-data.pdf> (Letzter Zugriff: 25.5.2018).
- Burkart, Günter (1991): Kohabitation und Individualisierung. Nichteheleiche Paarbeziehungen im kulturellen Wandel. In: Zeitschrift für Familienforschung 3 (3), S. 26–48.
- Burkart, Günter (2018): Soziologie der Paarbeziehung. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2017 [1997]): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Suhrkamp.
- Chodorow, Nancy (1994): Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München: Frauenoffensive.
- Chorus, Silke (2011): Care-Seiten in der politischen Ökonomie. In: Das Argument 53 (292), S. 392–401.
- Cockburn, Cynthia; Ormrod, Susan (1997): Wie Geschlecht und Technologie in der sozialen Praxis »gemacht« werden. In: Irene Dölling; Beate Kraus (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 17–47.
- Combahee River Collective (1979): A Black Feminist Statement. In: Zillah R. Eisenstein (Hg.): Capitalist Patriarchy and the Case for Socialist Feminism. New York: Monthly Review Press, S. 201–218.
- Connell, Raewyn (2005): Masculinities. Berkeley: University of California Press.
- Connell, Raewyn (2010): Im Inneren des gläsernen Turms: Die Konstruktion von Männlichkeit im Finanzkapital. In: Feministische Studien 29 (1), S. 8–24.

- Conradi, Elisabeth (2001): *Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit.* Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Conradi, Elisabeth (2016): Die Ethik der Achtsamkeit zwischen Philosophie und Gesellschaftstheorie. In: Dies; Frans Vosman (Hg.): *Praxis der Achtsamkeit. Schlüsselbegriffe der Care-Ethik.* Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 53–86.
- Conradi, Elisabeth; Vosman, Frans (Hg.) (2016): *Praxis der Achtsamkeit. Schlüsselbegriffe der Care-Ethik.* Frankfurt am Main/New York: Campus
- Cooper, Frederick (2012): *Kolonialismus denken. Konzepte und Theorien in kritischer Perspektive.* Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Cooper, Melinda (2015): *Reproduktion neu denken. Leihmutterchaft zwischen Vertrag und Familie.* In: *Kitchen Politics* (Hg.): *Sie nennen es Leben, wir nennen es Arbeit. Biotechnologie, Reproduktion und Familie im 21. Jahrhundert.* Münster: Edition Assemblage, S. 49–77.
- Crenshaw, Kimberle (1989): *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics.* In: *University of Chicago Legal Forum* 5 (8), S. 139–167.
- Cress, Anne (2016): *Zivilgesellschaftliche Transformation durch Achtsamkeit und gemeinsam gestaltete Praxis.* In: Elisabeth Conradi; Frans Vosman (Hg.): *Praxis der Achtsamkeit. Schlüsselbegriffe der Care-Ethik.* Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 389–408.
- Dalla Costa, Mariarosa (2014 [1973]): *Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft.* http://klassenlos.tk/data/pdf/dalla_costa.pdf (Letzter Zugriff: 12.4.2018).
- Dalla Costa, Mariarosa; James, Selma (1975): *The Power of Women and the Subversion of the Community.* Bristol: Falling Wall.
- Dankemeyer, Iris (2010): *Fuck Polyamory.* In: *Konkret* 54 (8). <http://www.konkretmagazin.de/hefte/heftarchiv/jahrgang-2010/heft-82010/articles/fuck-polyamory.html> (Letzter Zugriff: 17.5.2018).
- Davis, Kathy (2010): *Intersektionalität als »Buzzword«.* In: Helma Lutz; Maria Teresa Herrera Vivar; Linda Supik (Hg.): *Fokus Intersektionalität.* Wiesbaden: VS, S. 55–68.
- Debiel, Stefanie; Wagner, Leonie (2017): *Partizipation in der Sozialen Arbeit. Geschichtliche Entwicklung und professionstheoretische Verortungen.* In: Barbara Schäuble und Leonie Wagner (Hg.): *Partizipative Hilfeplanung.* Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 14–27.
- Deutsche Presse-Agentur (2017): *Erste »Dreier-Ehe« in Kolumbien.* <https://www.zeit.de/news/2017-06/13/gesellschaft-erste-dreier-ehe-in-kolumbien-13165404> (Letzter Zugriff: 14.5.2018).
- Diakonie (Evangelischer Bundesverband Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e.V.) (2015): *10 Jahre HartzIV – zehn Thesen der Diakonie. Menschenwürde und soziale Teilhabe in der Grundsicherung verwirklichen.* Berlin: Eigenverlag.
- Diaz-Bone, Rainer (1997): *Ego-zentrierte Netzwerkanalyse und familiäre Beziehungssysteme.* Wiesbaden: DUV.
- Dingler, Catrin (2016): *Relationale Subjektivität. Zur Theoriegeschichte der Care-Ethik.* In: Elisabeth Conradi; Frans Vosman (Hg.): *Praxis der Achtsamkeit.*

- Schlüsselbegriffe der Care-Ethik. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 94–114.
- Dörner, Katja; Beck, Volker (2016): Wahlfreiheit und Gleichberechtigung. Für die Anerkennung und angemessenen Schutz der vielfältigen Formen des Zusammenlebens. <http://www.gruen-links-denken.de/2016/wahlfreiheit-und-gleichberechtigung> (Letzter Zugriff: 14.3.2018).
- Dück, Julia; Schütt, Mariana (2014): Editorial: Materialistischer Feminismus. In: Prokla 44 (1), S. 2–10.
- Duden, Barbara (2009): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Ein Rückblick. In: Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik 16 (30), S. 16–26.
- Duden, Barbara; Bock, Gisela (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.): Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976. Berlin: Courage, S. 118–199.
- Easton, Dossie; Hardy, Janet W. (2014): Schlampen mit Moral. Eine praktische Anleitung für Polyamorie, offene Beziehungen und andere Abenteuer. München: MGW.
- Easton, Dossie; Liszt, Catherine A. (1997): The Ethical Slut. A Guide to Infinite Sexual Possibilities. San Francisco: Greenery Press.
- Ehrenberg, Alain (2008): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eiszeit (2017): Von der Beharrlichkeit des Spülbeckens. <https://kosmoprolet.org/de/von-der-beharrlichkeit-des-spuelbeckens> (Letzter Zugriff: 5.6.2018).
- Elias, Norbert (1983): Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, Norbert (1992): Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Engels, Friedrich (1962 [1845]): Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschau und authentischen Quellen. In: Marx-Engels-Werke (MEW), Band 2. Berlin: Dietz, S. 225–506.
- Engels, Friedrich (1969 [1884]): Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Im Anschluß an Lewis H. Morgans Forschungen. In: MEW, Band 21. Berlin: Dietz, S. 25–173.
- Ernst, Edzard (2005): Komplementärmedizinische Diagnoseverfahren. In: Deutsches Ärzteblatt 102 (44), S. 3034–3037.
- Faulstich, Werner (2002): Die Entstehung von ›Liebe‹ als Kulturmedium im 18. Jahrhundert. In: Werner Faulstich; Jörn Glasenapp (Hg.): Liebe als Kulturmedium. München: Fink, S. 23–56.
- Federici, Silvia (2012): Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation. Wien: Mandelbaum.
- Fossier, Robert (1997): Die Epoche des Feudalismus. (11. bis 13. Jahrhundert). In: André Burguière, Christiane Klapisch-Zuber, Martine Segalen und Françoise Zonabend (Hg.): Geschichte der Familie. Band 2. Mittelalter, Frankfurt am Main/New York: Magnus, S. 125–158.
- Foucault, Michel (1977): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Fraser, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 54 (8), S. 43–57.
- FrauenLesbenredaktion (1999): Die Schlampagne – Widerständig l(i)ebende Lesben kommen raus! In: *Graswurzelrevolution* 38, November 1999 (234), S. 1.
- Fremdgenese (2007): Glück im Unglück. Un/Möglichkeiten der Romantischen Zweierbeziehung. In: A.G. Gender-Killer (Hg.): *Das gute Leben. Linke Perspektiven auf einen besseren Alltag*. Münster: Unrast, S. 95–114.
- Frerichs, Petra; Steinrücke, Margareta (1993): Frauen im sozialen Raum. Offene Forschungsprobleme bei der Bestimmung ihrer Klassenposition. In: Dies. (Hg.): *Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse*. Opladen: Leske und Budrich, S. 192–204.
- Frost, Nadine (2003): Verrat an der Liebe. The hive mind reloaded. In: *Incipito* 2 (10), S. 30–33.
- Fuchs, Eduard (1983 [1912]): *Illustrierte Sittengeschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Band 3. Berlin: Guhl.
- Ganz, Kathrin (2007): Neoliberale Refamiliarisierung & queer-feministische Lebensformenpolitik. In: Melanie Groß; Gabriele Winker (Hg.): *Queer-|Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse*. Münster: Unrast, S. 51–77.
- Gebauer-Jipp, Gisela (2000): Paar Coture. In: Ilona Bubeck (Hg.): *Unser Stück vom Kuchen. Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe*. Berlin: Quer, S. 117–130.
- Genschel, Corinna (1996): Fear of a Queer Planet. Dimensionen lesbisch-schwuler Gesellschaftskritik. In: *Das Argument* 38 (216), S. 525–537.
- Gerhard, Ute (2013): »Care-Manifest« in: *Feministische Studien*, 32 (2), 324–328.
- Giddens, Anthony (1997): *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Gildemeister, Angelika; Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Gudrun-Axeli Knapp; Angelika Wetterer (Hg.): *Traditionen Brüche*. Freiburg: Kore, S. 201–254.
- Gilligan, Carol (1982): *In a Different Voice. Psychological Theory and Women's Development*. Cambridge: Harvard University Press.
- Gilligan, Carol (1988): *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*. Neuausgabe. München: Piper.
- Goddemeier, Christof (2007): Wilhelm Reich: Orgastische Potenz und Vegetotherapie. In: *Deutsches Ärzteblatt* 104 (11), S. 509–510.
- Gottschall, Karin; Schröder, Tim (2013): »Familienlohn«. Zur Entwicklung einer wirkmächtigen Normierung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. In: *WSI-Mitteilungen* 66 (3), S. 161–170.
- Gray, Marion W. (1998): Kameralismus: Die säkulare Ökonomie und die getrennten Geschlechtersphären. In: *Werkstatt Geschichte* 7 (19), S. 41–57.
- Groß, Melanie; Winker, Gabriele (Hg.) (2007): *Queer-|Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse*. Münster: Unrast.
- Großmaß, Ruth (1999): Weibliche Identität – ein Produkt der Moderne? In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 21 (53), S. 11–20.
- Habermann, Friederike (2009): *Halbinseln gegen den Strom. Anders leben und wirtschaften im Alltag*. Königstein: Helmer.

- Habermas, Rebekka (2001): Bürgerliche Kleinfamilie – Liebesheirat. In: Richard van Dülmen (Hg.): *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Köln/Wien: Böhlau, S. 287–309.
- Haritaworn, Jin; Lin, Chin-ju; Klesse, Christian (2006): Poly/logue: A Critical Introduction to Polyamory. In: *Sexualities* 9 (5), S. 516–529.
- Hark, Sabine (2000): Durchquerung des Rechts. Paradoxien einer Politik der Rechte. In: *quaestio* (Hrsg.) (Hg.): *Queering Demokratie. Sexuelle Politiken*. Berlin: Quer, S. 28–44.
- Hartmann, Anna (2011): Wo bleibt die Hausarbeit? Die Unsichtbarkeit der unbezahlten Hausarbeit im Fordismus und Postfordismus. In: *Das Argument* 53 (292), S. 402–407.
- Hartmann, Heidi (2013): Patriarchy and Capitalism. In: *The Socialist Feminist Collective* (Hg.): *Women Trapped Between Paid and Unpaid Labour*. Istanbul: Feminist Politics, S. 15–56.
- Hartmann, Heidi (2016): The Unhappy Marriage of Marxism and Feminism. Towards a More Progressive Union. In: *Capital & Class* 3 (2), S. 1–33.
- Haubner, Tine (2017): *Die Ausbeutung der sorgenden Gemeinschaft. Laienpflege in Deutschland*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Haug, Frigga (1983): Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch. In: *Das Argument* 25 (141), S. 653–673.
- Haug, Frigga (2011): Das Care-Syndrom. Ohne Geschichte hat die Frauenbewegung keine Perspektive. In: *Das Argument* 53 (292), S. 345–364.
- Hauptert, Mara L.; Gesselman, Amanda N.; Moors, Amy C.; Fisher, Helen E.; Garcia, Justin R. (2017): Prevalence of Experiences With Consensual Nonmonogamous Relationships. Findings From Two National Samples of Single Americans. In: *Journal of Sex & Marital Therapy* 43 (5), S. 424–440.
- Hausen, Karin (1974): Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Neue Forschungen. Stuttgart: Klett, S. 363–393.
- Hausotter, Jette (2018): *Prekäre Privilegien. Wie Ingenieur_innen ihren Alltag gestalten*. Dissertation an der Technischen Universität Hamburg. <https://doi.org/10.15480/882.1699>. Letzter Zugriff am 25.3.2019
- Heilmann, Andreas; Scholz, Sylka (2017): Caring Masculinities – gesellschaftliche Transformationspotentiale fürsorglicher Männlichkeiten? In: *Feministische Studien* 35 (2), S. 345–353.
- Herzer, Manfred (1997): *Gay Sunshine – Vorbild USA*. In: *Schwules Museum; Akademie der Künste* (Hg.): *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung*. Berlin: Rosa Winkel, S. 265–274.
- Hess, Sabine; Langreiter, Nikola; Timm, Elisabeth (2014): *Intersektionalität revisited*. Bielefeld: Transcript.
- Hill, Paul B.; Kopp, Johannes (2015): *Familiensoziologie. Zum Stand der Dinge*. In: Paul B. Hill; Johannes Kopp (Hg.): *Handbuch Familiensoziologie*. Wiesbaden: Springer, S. 9–16.
- Hinzpeter, Werner (2000): *Aktion Sandmännchen. Von Risiken und Nebenwirkungen der Zweierkisten und real-utopischen Alternativen*. In: Ilona Bubeck (Hg.): *Unser Stück vom Kuchen. Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe*. Berlin: Quer, S. 11–17.

- Hirschauer, Stefan (2013): Geschlechter(un)gleichheiten, Paarfindungen, Paarbindungen. Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen. In: Gender (Sonderheft 2), S. 37–56.
- Hochschild, Arlie Russell (2003): *The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling*. Twentieth Anniversary Edition. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.
- Hochschild, Arlie Russell (2004): *The Commodity Frontier*. In: Jeffrey C. Alexander; Gary T. Marx; Christine L. Williams (Hg.): *Self, Social Structure, and Beliefs. Explorations in Sociology*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press, S. 38–56.
- Hochschild, Arlie Russel (2006): *Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle*. Erweiterte Neuauflage. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Hoherz, Hilde (2006): 150 Jahre Hausfrau. In: FAU-MAT (Hg.): *Gender und Arbeit. Geschlechterverhältnisse im Kapitalismus*. Hamburg: AV, S. 39–52.
- Holzkamp, Klaus (1984): *Kritische Psychologie und phänomenologische Psychologie. Der Weg der Kritischen Psychologie zur Subjektwissenschaft*. In: *Forum Kritische Psychologie* 7 (14), S. 5–55.
- Holzkamp, Klaus (1985): *Grundlegung der Psychologie*. Studienausgabe. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Holzkamp, Klaus (1987): *Grundkonzepte der Kritischen Psychologie*. In: *AG Gewerkschaftliche Schulung und Lehrerfortbildung* (Hg.): *Wi(e)der die Anpassung. Texte der Kritischen Psychologie zu Schule und Erziehung*. Soltau: Schulze, S. 13–19.
- Holzkamp, Klaus (1995): *Alltägliche Lebensführung als subjektwissenschaftliches Grundkonzept*. In: *Das Argument* 37 (212), S. 817–846.
- Hopfner, Johanna (1999): *Das Subjekt – biologisch determiniert oder sozial konstruiert. Eine fragwürdige Alternative in der Diskussion um die geschlechtsspezifische Sozialisation*. In: Hans Rudolf Leu; Lothar Krappmann (Hg.): *Zwischen Autonomie und Verbundenheit. Bedingungen und Formen der Behauptung von Subjektivität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 133–157.
- Hughes, Everett C.; Riesman, David; Becker, Howard S. (2009): *The Sociological Eye. Selected Papers*. New Brunswick: Transaction.
- Hull, Gloria T. (Hg.) (1982): *But Some of Us Are Brave*. Black Women's Studies. New York: Feminist Press.
- Hurson, Megan (2016): *Networks of Many Loves: a History of Alternative Media in the Polyamory Movement*. https://scholar.colorado.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1034&context=jour_gradetds (Letzter Zugriff 10.6.2018).
- Illouz, Eva (2003): *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Inglehart, Ronald (1990): *Culture Shift in Advanced Industrial Society*. Princeton: Princeton University Press.
- Intitut XY (1999): *Der besondere Schutz der Ehe und Familie. Ein Leitfadens zur Heiratsschließung*. In: *Cross the Border* (Hg.): *Kein Mensch ist illegal. Ein Handbuch zu einer Kampagne*. Berlin: ID, S. 56–63.
- Jo (2003). *Die Freiheit der Inhumanität*. In: *Incipito* 2 (8), S. 23–26.
- Joas, Hans; Knöbl, Wolfgang (2004): *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Jochimsen, Maren A. (2010): Think asymmetric! Asymmetrie als Ausgangspunkt einer Care Ökonomie. http://www.gwi-boell.de/assets/gwi-boell.de/images/downloads/Dossier_Care_Oekonomie_Jochimsen_2010.pdf (Letzter Zugriff: 15.10.2014).
- Jönsson, Cornelia; Maresch, Simone (2010): 111 Gründe, offen zu lieben. Ein Lobgesang auf offene Beziehungen, Polyamorie und die Freundschaft. Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf.
- Jurczyk, Katrin (2010): Care in der Krise? Neue Fragen zu familialer Arbeit. In: Ursula Apitzsch; Marianne Schmidbaur (Hg.): Care und Migration. Die Entsorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 59–76.
- Jürgens, Kerstin (2008): Reproduktion als Praxis. In: Berliner Journal für Soziologie 18 (2), S. 193–220.
- Jürgens, Kerstin; Voß, G. Günter (2007): Gesellschaftliche Arbeitsteilung als Leistung der Person. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 55 (34), S. 3–9.
- Kaindl, Christina (2007): Emanzipation. In: Ulrich Brand; Bettina Lösch; Stefan Thimmel (Hg.): ABC der Alternativen. Von »Ästhetik des Widerstands« bis »Ziviler Ungehorsam«. Hamburg: VSA, S. 46–47.
- Kant, Immanuel (2007a [1784]): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik der Universität Bonn (Hg.): Seitenidentische Internetausgabe der Akademieausgabe von Immanuel Kants Gesammelten Werken, Band 8. Bonn: Universität Bonn, S. 33–42. <https://korpora.zim.uni-duisburg-essen.de/Kant/aa08/> (Letzter Zugriff: 10.5.2018).
- Kant, Immanuel (2007b [1797]): Die Metaphysik der Sitten. In: Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik der Universität Bonn (Hg.): Seitenidentische Internetausgabe der Akademieausgabe von Immanuel Kants Gesammelten Werken, Band 6. Bonn: Universität Bonn, S. 203–493. <https://korpora.zim.uni-duisburg-essen.de/Kant/aa06/> (Letzter Zugriff: 10.5.2018).
- Kant, Immanuel (2007c [1793]): Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis. In: Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik der Universität Bonn (Hg.): Seitenidentische Internetausgabe der Akademieausgabe von Immanuel Kants Gesammelten Werken, Band 8. Bonn: Universität Bonn, S. 273–313. <https://korpora.zim.uni-duisburg-essen.de/Kant/aa08/> (Letzter Zugriff: 10.5.2018).
- Kaufmann, Jean-Claude (1994): Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag. Konstanz: UVK.
- Kaufmann, Jean-Claude (2006): Kochende Leidenschaft. Soziologie vom Kochen und Essen. Konstanz: UVK.
- Kaufmann, Jean-Claude (2008): Was sich liebt, das nervt sich. Konstanz: UVK.
- Kelle, Udo; Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS.
- Kemper, Andreas (2016): Geschlechter- und familienpolitische Positionen der AfD. In: Helmut Kellershohn und Wolfgang Kastrup (Hg.): Kulturkampf von rechts. AfD, Pegida und die Neue Rechte. Münster: Unrast, S. 147–161.
- Kindel, Constanze (2016): Wir sind vier. In: GEO Wissen 29 (58), S. 149–155.

- Klesse, Christian (2007): *The Spectre of Promiscuity. Gay Male and Bisexual Non-Monogamies and Polyamories*. London/New York: Routledge.
- Klesse, Christian (2013): Poly Economics – Capitalism, Class, and Polyamory. In: *International Journal of Politics, Culture, and Society* 27 (2), S. 203–220.
- Klesse, Christian (2014): Polyamory: Intimate Practice, Identity or Sexual Orientation? In: *Sexualities* 17 (1/2), S. 81–99.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2008): Achsen der Differenz – Aspekte und Perspektiven feministischer Grundlagenkritik. In: Sylvia Marlene Wilz (Hg.): *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen*. Wiesbaden: VS, S. 291–321.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2013): Zur Bestimmung und Abgrenzung von »Intersektionalität«. Überlegungen zu Interferenzen von »Geschlecht«, »Klasse« und anderen Kategorien sozialer Teilung. In: *Erwägen Wissen Ethik* 24 (3), S. 341–354.
- Kollontai, Aleksandra Michajlovna (2012a [1918]): Die Geschlechterbeziehungen und der Klassenkampf. In: Barbara Kirchner (Hg.): *Barbara Kirchner zu Alexandra Kollontai: Autobiographie einer sexuell emanzipierten Kommunistin*. Hamburg: Laika, S. 69–89.
- Kollontai, Aleksandra Michajlovna (2012b [1926]): Autobiographie einer sexuell emanzipierten Kommunistin. In: Barbara Kirchner (Hg.): *Barbara Kirchner zu Alexandra Kollontai: Autobiographie einer sexuell emanzipierten Kommunistin*. Hamburg: Laika, S. 29–67.
- König, Tomke (2012): *Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung*. Konstanz: UVK.
- Koppetsch, Cornelia (2001): Millieu und Geschlecht. Eine kontextspezifische Perspektive. In: Anja Weiß; Cornelia Koppetsch; Albert Scharenberg; Oliver Schmidtke (Hg.): *Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 109–137.
- Koppetsch, Cornelia (2014): Die Wiederkehr der Konformität? Wandel der Mentalitäten – Wandel der Generationen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 64 (49), S. 37–43.
- Koppetsch, Cornelia (2015): *Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Koppetsch, Cornelia; Burkart, Günter (1999): *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich*. Konstanz: UVK.
- Koppetsch, Cornelia; Speck, Sarah (2015): *Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist. Geschlechterkonflikte in Krisenzeiten*. Berlin: Suhrkamp.
- Korecky, Karina (2013): It Ain't Me Babe. Etwas zu Liebe und Geschlechterdifferenz anlässlich der Polyamorie-Debatte. In: Arbeitsgruppe Kunst und Politik (Hg.): *Kunst Spektakel Revolution #3. Zum Verhältnis von Kunst, Politik und radikaler Gesellschaftskritik*. Hamburg: Katzenberg, S. 72–76.
- Kott, Kristina; Kuchler, Birgit (2016): *Armutgefährdung und materielle Entbehrung*. In: Statistisches Bundesamt; Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Hg.): *Datenreport 2016. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 169–177.
- Kotthoff, Helga (2001): *Geschlecht als Interaktionsritual*. Nachwort von Helga Kotthoff. In: Hubert A. Knoblauch (Hg.): *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 159–194.

- Krack-Roberg, Elle; Rübenach, Stefan; Sommer, Bettina; Weinmann, Julia (2016): Lebensformen in der Bevölkerung, Kinder und Kindertagesbetreuung. In: Statistisches Bundesamt; Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Hg.): Datenreport 2016. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 43–59.
- Kraft, Sabine (2006): Eingetübtes Wohnen. In: ARCH+ 39 (176/177), S. 48–50.
- Krebs, Angelika (2002): Arbeit und Liebe. Die philosophischen Grundlagen sozialer Gerechtigkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Krisis (1999): Manifest gegen die Arbeit. Erlangen: Eigenverlag.
- Kruppa, Doreen (2013): Freundschaftszentrierte Lebensweisen und die Privilegierung der (hetero-)sexuellen Paarbeziehung und der Familie. In: Cornelia Giebeler; Claudia Rademacher; Erika Schulze (Hg.): Intersektionen von race, class, gender, body. Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit. Opladen: Barbara Budrich, S. 135–150.
- Kuhn, Bärbel; Kohser-Spohn, Christiane (2001): Befreite Liebe. In: Richard van Dülmen (Hg.): Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln/Wien: Böhlau, S. 489–516.
- Kurz, Robert (1994): Der Kollaps der Modernisierung. Vom Zusammenbruch des Kasernensozialismus zur Krise der Weltökonomie. Leipzig: Reclam.
- Kurz, Robert (1999): Schwarzbuch Kapitalismus. Ein Abgesang auf die Marktwirtschaft. Frankfurt am Main: Eichborn.
- Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Weinheim/Basel: Beltz.
- Laqueur, Thomas Walter (1990): Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud. Cambridge: Harvard University Press.
- Lemke, Thomas (1997): Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität. Berlin/Hamburg: Argument.
- Lemke, Thomas (2001): Max Weber, Norbert Elias und Michel Foucault über Macht und Subjektiverung. In: Berliner Journal für Soziologie 11 (1), S. 77–95.
- Lendt, Holger; Fischbach, Lisa (2012): Treue ist auch keine Lösung. Ein Plädoyer für mehr Freiheit in der Liebe. München: Pendo.
- Lenz, Ilse; Evertz, Sabine; Ressel, Saida (2017): Neukonfigurationen von Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus? Potenziale von Geschlechter- und Gesellschaftstheorien. In: Dies. (Hg.): Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus? Neue Ungleichheiten. Wiesbaden: Springer, 1–8.
- Lenz, Karl (1998): Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Les Madeleines (2007): Dialektik der Treue. In: Jungle World 11 (40). <https://jungle.world/artikel/2007/40/dialektik-der-treue> (Letzter Zugriff: 17.5.2018).
- Leupold, Andrea (1983): Liebe und Partnerschaft. Formen der Codierung von Ehen. In: Zeitschrift für Soziologie 12 (4), S. 297–327.
- Lipietz, Alain; Krebs, Hans-Peter (Hg.) (1998): Nach dem Ende des »Goldenen Zeitalters«. Regulation und Transformation kapitalistischer Gesellschaften. Berlin/Hamburg: Argument.
- Lohauß, Peter (1995): Moderne Identität und Gesellschaft. Theorien und Konzepte. Opladen: Leske und Budrich.

- Lohoff, Ernst; Trenkle, Norbert (Gruppe Krisis) (2012): Die große Entwertung. Warum Spekulation und Staatsverschuldung nicht die Ursache der Krise sind. Münster: Unrast.
- Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang (2013): Arbeitsmarkt. Für alle wichtig, für viele unsicher. In: Stefan Hradil (Hg.): Deutsche Verhältnisse. Eine Sozialkunde. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 284–307.
- Lutz, Helma (2010): Unsichtbar und unproduktiv? Hausarbeit und Care – die Rückseite der Arbeitsgesellschaft. In: Österreichische Zeitung für Soziologie 35 (2), S. 23–27.
- Lutz, Helma; Vivar, Maria Teresa Herrera; Supik, Linda (Hg.) (2010): Fokus Intersektionalität. Wiesbaden: VS.
- Lutz, Helma; Wenning, Norbert (2001): Differenzen über Differenz – Einführung in die Debatten. In: Dies. (Hg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske und Budrich, S. 11–24.
- Madörin, Mascha (2007): Neoliberalismus und die Reorganisation der Care-Ökonomie. Eine Forschungsskizze. In: Vania Alleva (Hg.): Zur politischen Ökonomie der Schweiz. Eine Annäherung. Analysen und Impulse zur Politik. Zürich: Edition 8, S. 141–162.
- Madörin, Mascha (2009): Verschiedene Varianten, das Ganze zu denken. Eine Einleitung. In: Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik 16 (30), S. 8–13.
- Madörin, Mascha (2010): Care Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften. In: Christine Bauhardt; Gülay Çağlar (Hg.): Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie. Wiesbaden: VS, S. 81–104.
- Maihofer, Andrea (1994): Geschlecht als hegemonialer Diskurs. Ansätze zu einer kritischen Theorie des »Geschlechts«. In: Theresa Wobbe; Gesa Lindemann (Hg.): Denkkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 236–263.
- Marcuse, Herbert (1969): Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Markard, Morus; Ausbildungsprojekt Subjektwissenschaftliche Berufspraxis (Hg.) (2000): Kritische Psychologie und studentische Praxisforschung. Wider Mainstream und Psychoboom. Konzepte und Erfahrungen des Ausbildungsprojekts Subjektwissenschaftliche Berufspraxis an der FU Berlin. Hamburg: Argument.
- Markard, Morus (2010): Kritische Psychologie: Forschung vom Standpunkt des Subjekts. In: Günter Mey; Katja Mruck (Hg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS, S. 166–181.
- Marx, Karl (1960 [1852]): Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: MEW Band 8. Berlin: Dietz, S. 115–123.
- Marx, Karl (1962 [1890]). Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Band 1. MEW Band 23. Berlin: Dietz
- Marx, Karl (1963 [1893]). Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Band 2. MEW Band 24. Berlin: Dietz
- Marx, Karl (1964 [1894]). Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Band 3. MEW Band 25. Berlin: Dietz
- Marx, Karl (1983 [1857/58]). Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. MEW Band 42. Berlin: Dietz, S. 47–768.

- Marx, Karl; Engels, Friedrich (1978 [1845]): Die Deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten. In: MEW 3. Berlin: Dietz, S. 9–530.
- Mayer, Gesa (2011): What the fuck is Mono-Normativität? Bemerkungen zur Flexibilität der Norm, monogam zu leben. In: Gruppe Lili (Hg.): Reader Beziehungsweise.Frei? Normen, Macht und Herrschaft in Beziehungen und Geschlechterverhältnissen. Lüneburg: Eigenverlag, S. 25–39.
- Mende, Jochen (Hg.) (1984): Wege zu Wissen und Wohlstand. Lieber krankfeiern als gesund schuften. Lollar: Prolit.
- Merkens, Andreas (2006): Ideologiekritik, Dekonstruktion und Wahrheit. Zur (Un-)Vereinbarkeit von marxistischer Ideologiekritik und dekonstruktivistischer Methode. Einige Überlegungen in Anlehnung an Antonio Gramsci. <http://www.glasnost.de/phil/ideologiekritik.html> (Letzter Zugriff: 20.5.2018).
- Meulenbelt, Anja (1988): Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Mielchen, Stefan (2013): Wider die Norm: Die Lebensformenpolitik des Bundesverband Homosexualität 1986-1997. In: Andreas Pretzel; Volker Weiß (Hg.): Zwischen Autonomien und Integration. Schwule Politik und Schwulenbewegung der 1980er und 1990er Jahre. Hamburg: Männerschwarm, S. 118–135.
- Müller, Beatrice (2014): Wert-Abjektion als grundlegende Herrschaftsform des patriarchalen Kapitalismus – »Sorge(n)freie« Gesellschaft als Resultat. In: Prokla 44 (1), S. 31–52.
- Netzwerk Grundeinkommen (2012): Fragen und Antworten. <https://www.grundeinkommen.de/grundeinkommen/fragen-und-antworten> (Letzter Zugriff: 30.5.2018).
- Nitzsche, Bernd (2007): Vorwärts zur Freiheit! - »Zurück zur Natur«? Wilhelm Reich zum 50. Todestag. In: Zeitschrift für Sexualforschung 20 (3), S. 199–215.
- Noël, Melita J. (2006): Progressive Polyamory: Considering Issues of Diversity. In: Sexualities 9 (5), S. 602–620.
- Notz, Gisela (2014): Kritik des Familismus. Theorie und soziale Realität eines ideologischen Gemäldes. Stuttgart: Schmetterling.
- Nowak, Iris (2011): Fürsorgliche Praxis als prekäre Lohnarbeit. Fragen zu den Erfahrungen der Beschäftigten. In: Das Argument 53 (292), S. 381–391.
- Nowak, Iris; Hausotter, Jette; Winker, Gabriele (2012): Handlungsfähigkeit in entgrenzten Verhältnissen. Hamburg: Technische Universität Hamburg-Harburg. https://tubdok.tub.tuhh.de/bitstream/11420/1045/1/Handlungsfhigkeit_Entgrenzung.pdf (Letzter Zugriff: 22.5.2018).
- O.A. (2015): Wollt ihr meine Frauen werden? In: Süddeutsche Zeitung, 28.10.2015. <http://www.sueddeutsche.de/leben/drei-braeute-in-brasilien-wollt-ihr-meine-frauen-werden-1.2712434> (Letzter Zugriff: 5.6.2018).
- Ohms, Constance (2000): Die Sehnsucht der Lesben und Schwulen nach Normalität. In: Ilona Bubeck (Hg.): Unser Stück vom Kuchen. Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe. Berlin: Quer, S. 23–41.
- Osterkamp, Ute (2008): Soziale Selbstverständigung als subjektwissenschaftliches Erkenntnisinteresse. In: Forum Kritische Psychologie 31 (52), S. 9–28.
- Pallotta-Chiarolli, Maria; Haydon, Peter; Hunter, Anne (2013): »These Are Our Children«. Polyamorous Parenting. In: Abbie E. Goldberg; Katherine R. Allen

- (Hg.): *LGBT-Parent Families. Innovations in Research and Implications for Practice*. New York: Springer, S. 117–131.
- Paoli, Guillaume (Hg.) (2002): *Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche. Aufrufe, Manifeste und Faulheitspapiere der Glücklichen Arbeitslosen*. Berlin: Edition Tiamat.
- Pasero, Ursula (1995): *Dethematisierung von Geschlecht*. In: Pasero, Ursula; Braun, Friederike (Hg.): *Konstruktion von Geschlecht*. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 50–66.
- Peller, Barucha: *Polyamory as a Reserve Army of Care Labor*. <http://anarchalibrary.blogspot.de/2013/03/polyamory-as-reserve-army-of-care-labor.html> (Letzter Zugriff: 13.5.2018).
- Penz, Otto (2010): *Schönheit als Praxis. Über klassen- und geschlechtsspezifische Körperlichkeit*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Peuckert, Rüdiger (2012): *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: Springer.
- Phelan, Shane (2000): *Verwandtschaft und (Staats-)BürgerInnenschaft. Neue Einschlüsse, neue Ränder*. In: *quaestio* (Hg.): *Queering Demokratie. Sexuelle Politiken*. Berlin: Quer, S. 130–142.
- Pieper, Marianne; Bauer, Robin (2005): *Polyamory und Mono-Normativität: Ergebnisse einer empirischen Studie über nicht-monogame Lebensformen*. In: Laura Méritt, Traude Bührmann; Nadja Boris Schefzig (Hg.): *Mehr als eine Liebe. Polyamouröse Beziehungen*. Berlin: Orlanda, S. 59–70.
- Pieper, Marianne; Bauer, Robin (2014): *Polyamorie: Mono-Normativität – Dissidente Mikropolitik – Begehren als transformative Kraft?* In: *Journal für Psychologie* 22 (1), S. 1–35.
- Plonz, Sabine (2011): *Mehrwert und menschliches Maß. Zur ethischen Bedeutung der feministisch-ökonomischen Care-Debatte*. In: *Das Argument* 53 (292), S. 365–380.
- Plötzsch, Olga (2016): *Kinderlosigkeit*. In: Statistisches Bundesamt; Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Hg.): *Datenreport 2016. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 60–63.
- Postone, Moishe (2003): *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Eine neue Interpretation der kritischen Theorie von Marx*. Freiburg: ça ira.
- Procher, Vivien; Ritter, Nolan; Vance, Colin (2014): *Making Dough or Baking Dough? Spousal Housework Responsibilities in Germany, 1992–2011*. Ruhr Economic Paper No. 472. Essen: Rheinisch-Westfälisches Institut für Wirtschaftsforschung.
- Purtschert, Patricia; Meyer, Katrin (2010): *Die Macht der Kategorien. Kritische Überlegungen zur Intersektionalität*. In: *Feministische Studien* 28 (1), S. 130–142.
- quaestio (2000): *Sexuelle Politiken. Politische Rechte und gesellschaftliche Teilhabe*. In: *quaestio* (Hg.): *Queering Demokratie. Sexuelle Politiken*. Berlin, S. 9–27.
- Raab, Michael (2009): *»Energieheilverfahren«*. In: *Bildungskollektiv Biko* (Hg.): *Engel, Geister, Spiritualismus. Zur Kritik esoterischer Welterklärungen*. Erfurt: Eigenverlag, 4–9.
- Reichardt, Sven (2014): *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*. Berlin: Suhrkamp.
- Reiche, Reimut (1971): *Sexualität und Klassenkampf. Zur Abwehr repressiver Entsublimierung. Vom Autor durchgesehene Taschenbuchausgabe*. Frankfurt am Main: Fischer.

- Reichsverband für proletarische Sexualpolitik (2011 [1912]): Sexualpolitische Plattform. In: Barbara Eder; Felix Wemheuer (Hg.): Die Linke und der Sex. Klassische Texte zum wichtigsten Thema. Wien: Promedia, S. 71–82.
- Rerrich, Maria S. (2002): Von der Utopie der partnerschaftlichen Gleichverteilung zur Realität der Globalisierung von Hausarbeit. In: Claudia Gather; Birgit Geissler; Maria S. Rerrich (Hg.): Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 16–29.
- Reuschling, Felicita (2010): Familie im Kommunismus. Zur Abwertung reproduktiver Arbeit und der Fortschreibung kapitalistischer Geschlechterarrangements in der Sowjetunion. In: Phase 2, 10 (36), S. 18–22.
- Reuschling, Felicita (2014): Motive des Scheiterns und Funktionierens. Eine kritische Geschichte utopischer Familienentwürfe. In: Phase 2, 14 (49), S. 19–21.
- Reuschling, Felicita (2015): Kapitalistischer Realismus, Postutopie und die heilige Familie. In: Kitchen Politics (Hg.): Sie nennen es Leben, wir nennen es Arbeit. Biotechnologie, Reproduktion und Familie im 21. Jahrhundert. Münster: Edition Assemblage, S. 129–143.
- Robinson, Margaret (2013): Polyamory and Monogamy as Strategic Identities. In: Journal of Bisexuality 13 (1), S. 21–38.
- Runte, Annette (1998): Im Dienste des Geschlechts. Zur Identitätskonstruktion Transsexueller. In: Hannelore Bublitz (Hg.): Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 119–142.
- Samol, Peter (2007): Care und Warenform – eine Mesalliance. In: Vania Alleva (Hg.): Zur politischen Ökonomie der Schweiz. Eine Annäherung. Analysen und Impulse zur Politik. Zürich: Edition 8, S. 74–83.
- Saraceno, Chiara (2008): »Care« leisten und »Care« erhalten zwischen Individualisierung und Refamilialisierung. In: Berliner Journal für Soziologie 18 (2), S. 244–256.
- Schadler, Cornelia; Villa, Paula Irene (2016): Polyviduen: Liebe und Subjektivierung in Mehrfachpartnerschaften. In: Gender 8 (1), S. 11–26.
- Schenk, Christina (2000): Einen neuen Kuchen backen. In: Ilona Bubeck (Hg.): Unser Stück vom Kuchen. Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe. Berlin: Quer, S. 131–141.
- Schier, Michaela; Jurczyk, Katrin (2007): »Familie als Herstellungsleistung« in Zeiten der Entgrenzung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 55 (34), S. 10–17.
- Schlothauer, Andreas (1992): Die Diktatur der freien Sexualität. AAO, Mühl-Kommune, Friedrichshof. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.
- Schmidt, Gunter (2000): Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996. Gießen: Psychosozial.
- Schmidt, Gunter; Mathisen, Silja; Dekker, Arne; Starke, Kurt (2006): Spätmoderne Beziehungswelten. Wiesbaden: VS.
- Scholz, Roswitha (1992): Der Wert ist der Mann. Thesen zu Wertvergesellschaftung und Geschlechterverhältnis. In: Krisis 2 (12), S. 19–52.
- Scholz, Roswitha (2000): Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorien und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats. Bonn: Horlemann.
- Scholz, Sylka; Lenz, Karl (2013): »Bis dass der Tod Euch scheidet?«. Diskursive Deutungsangebote und kulturelle Leitideen für Familien in aktuellen Ratgebern. In: Sozialer Sinn 14 (2), S. 277–308.

- Schott, Oliver (2013): *Lob der offenen Beziehung. Über Liebe, Sex, Vernunft und Glück*. 4., durchgesehene Auflage. Berlin: Bertz und Fischer.
- Schrader, Kathrin (2013): *Drogenprostitution. Eine intersektionale Betrachtung zur Handlungsfähigkeit drogengebrauchender Sexarbeiterinnen*. Berlin/Bielefeld: Transcript.
- Schroedter, Thomas; Vetter, Christina (2010): *Polyamory. Eine Erinnerung*. Stuttgart: Schmetterling.
- Schütze, Fritz (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. Dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): *Kommunikative Sozialforschung. Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindeforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung*. München: Fink, S. 159–260.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 13 (3), S. 283–293.
- Senghaas-Knobloch, Eva (2008): Care-Arbeit und das Ethos fürsorglicher Praxis unter neuen Marktbedingungen am Beispiel der Pflegepraxis. In: *Berliner Journal für Soziologie* 18 (2), S. 221–243.
- Senghaas-Knobloch, Eva (2013): Fürsorgliche Praxis als weltweite politische Herausforderung – Perspektiven für eine nachhaltige Organisation gesellschaftlicher Arbeit. In: *Feministische Studien* 32 (2), S. 208–224.
- Sheff, Elisabeth (2006): Poly-Hegemonic Masculinities. In: *Sexualities* 9 (5), S. 621–642.
- Sheff, Elisabeth (2011): Polyamorous Families, Same-Sex Marriage, and the Slippery Slope. In: *Journal of Contemporary Ethnography* 40 (5), S. 487–520.
- Sheff, Elisabeth (2012): Strategies in Polyamorous Parenting. In: Meg Barker; Darren Langdrige (Hg.): *Understanding Non-Monogamies*. New York: Routledge, S. 169–181.
- Social Platform (2013): Recommendations on Care (Auszüge). In: *Feministische Studien* 32 (2), S. 329–337.
- Statistisches Bundesamt (2012): *Frauen und Männer auf dem Arbeitsmarkt. Deutschland und Europa*.
https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Arbeitsmarkt/Erwerbstaetige/BroschuereFrauenMaennerArbeitsmarkt0010018129004.pdf?__blob=publicationFile (Letzter Zugriff: 5.6.2018).
- Statistisches Bundesamt (2014): *Bruttoinlandsprodukt 2013 für Deutschland. Begleitmaterial zur Pressekonferenz am 15. Januar 2014 in Berlin*.
https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2014/BIP2013/PresseBroschuere_BIP2013.pdf?__blob=publicationFile (Letzter Zugriff: 25.5.2018).
- Statistisches Bundesamt (2015): *Zeitverwendungserhebung. Aktivitäten in Stunden und Minuten für ausgewählte Personengruppen*.
https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/EinkommenKonsumLebensbedingungen/Zeitbudgeterhebung/Zeitverwendung5639102139004.pdf?__blob=publicationFile (Letzter Zugriff: 25.5.2017).
- Statistisches Bundesamt (2017a): *Bildungsstand der Bevölkerung 2016*.
<https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/>

- Bildungsstand/BildungsstandBevoelkerung5210002167004.pdf?blob=publicationFile (Letzter Zugriff: 5.6.2018).
- Statistisches Bundesamt (2017b): Statistisches Jahrbuch Deutschland 2017. Wiesbaden.
- Statistisches Bundesamt (2017c): Drei Viertel des Gender Pay Gap lassen sich mit Strukturunterschieden erklären. Pressemitteilung Nr. 094 vom 14.3.2017, Wiesbaden.
- Statistisches Bundesamt (2017d): Wirtschaftsrechnungen 2014. Leben in Europa (EU-SILC). Fachserie 15, Reihe 3. Korrigierte Ausgabe vom 23.3.2017. https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/EinkommenKonsumLebensbedingungen/LebeninEuropa/EinkommenLebensbedingungen2150300147004.pdf?__blob=publicationFile (Letzter Zugriff: 31.5.2018).
- Stensöta Olfsdotter, Helena (2016): Achtsames Verwaltungshandeln. Plädoyer für eine Care-Ethik des öffentlichen Dienstes. In: Elisabeth Conradi; Frans Vosman (Hg.): Praxis der Achtsamkeit. Schlüsselbegriffe der Care-Ethik. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 409–428.
- Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet M. (1998): Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory. Thousand Oaks: Sage.
- Strobl, Ingrid; Viehmann, Klaus; autonome I.u.p.u.s.-Gruppe (Hg.) (1993): Drei zu eins. Metropolen(gedanken) und Revolution? Berlin/Amsterdam: ID.
- Tändler, Maik (2016): Das therapeutische Jahrzehnt. Der Psychoboom in den siebziger Jahren. Göttingen: Wallstein.
- Terborg, Nils (2017): Offene Beziehung. Wie sie funktioniert und was du wissen musst, wenn es brennt! Lieb doch, wie du willst! Ein Ratgeber für Erwachsene. Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf.
- Theis, Wolfgang (1997): Mach Dein Schwulsein öffentlich – BRD. In: Schwules Museum; Akademie der Künste (Hg.): Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenzugehörigkeit. Berlin: Rosa Winkel, S. 279–293.
- Tjaden-Steinhauer, Margarete (2005): Gesellschaftliche Gewalt gegen Frauen: Ehe und Prostitution. In: Das Argument 47 (263), S. 184–198.
- Tost, Gita (2000): Lesbische L(i)ebensweisen. Von Risiken und Nebenwirkungen der Zweierkisten und real-utopischen Alternativen. In: Iona Bubeck (Hg.): Unser Stück vom Kuchen. Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe. Berlin: Quer, S. 93–115.
- Tronto, Joan C. (2013): Caring Democracy. Markets, Equality, and Justice. New York: New York University Press.
- Trumann, Andrea (2002): Feministische Theorie. Frauenbewegung und weibliche Subjektbildung im Spätkapitalismus. Stuttgart: Schmetterling.
- Tweedy, Ann (2011): Polyamory as a Sexual Orientation. In: University of Cincinnati Law Review 79 (4), S. 1460–1515.
- Twelve, Espi (2011): Beziehungsweise Frei. Vage Andeutungen für das Leben jenseits von Zweierkiste, Eifersucht und anderen Normen. Saasen: Eigenverlag.
- Van den Boogaart, Hilde (1994): Beziehungen: Soziale Kontrolle, Feminismus und Foucault. Bonn: Forum.
- Vanlaere, Linus; Timmermann, Madeleine; Grypdonck, Mieke (2016): Pflegehandeln am eigenen Körper erfahren. Ausgesetztsein in simulierten Situationen. In: Elisa-

- beth Conradi; Frans Vosman (Hg.): Praxis der Achtsamkeit. Schlüsselbegriffe der Care-Ethik. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 231–249.
- Vosman, Frans (2016): Kartographie einer Ethik der Achtsamkeit. Rezeption und Entwicklung in Europa. In: Elisabeth Conradi; Frans Vosman (Hg.): Praxis der Achtsamkeit. Schlüsselbegriffe der Care-Ethik. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 33–53.
- Waerness, Kari (2000): Fürsorgerationalität. Zur Karriere eines Begriffes. In: Feministische Studien 18 (1), S. 54–66.
- Wagner, Leonie (2009): »Bunte Flecken im grauen Alltag«. Alternative Projekte im Kontext sozialer Arbeit. In: Dies. (Hg.): Soziale Arbeit und soziale Bewegungen. Wiesbaden: VS, S. 152–168.
- Waldby, Catherine; Cooper, Melinda (2015): Biopolitik der Reproduktion. Postfordistische Biotechnologien und die klinische Arbeit von Frauen. In: Kitchen Politics (Hg.): Sie nennen es Leben, wir nennen es Arbeit. Biotechnologie, Reproduktion und Familie im 21. Jahrhundert. Münster: Edition Assemblage, S. 19–48.
- Waldschmidt, Anne; Klein, Anne; Korte, Miguel Tamayo (2009): Das Wissen der Leute. Bioethik, Alltag und Macht im Internet. Wiesbaden: VS.
- Walgenbach, Katharina (2014): Heterogenität – Intersektionalität – Diversity in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Budrich.
- Wedel, Karl-Heinz (2003): Die Höllenfahrt des Selbst. Von Kants Todesform des sinnlosen Willens. In: Krisis 13 (26), S. 43–83.
- Weihrauch, Walter: Familie hat viele Formen. In: Magnus 1994 (Januar), S. 56–59.
- West, Candace; Fenstermaker, Sarah (1995): Doing Difference. In: Gender & Society 9 (1), S. 8–37.
- West, Candace; Zimmerman, Don H. (1991): Doing Gender. In: Judith Lorber, Susan Farell (Hg.): The Social Construction of Gender. Newbury Park: Sage, S. 13–37.
- Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Gudrun-Axeli Knapp; Angelika Wetterer (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 286–319.
- Wichterich, Christa (2017): Viele Orte überall. Care-Logik in alternativen Projekten und Potentiale von Gegenmacht. In: Feministische Studien 35 (2), 259–275.
- Winker, Gabriele (2007): Traditionelle Geschlechterordnung unter neoliberalen Druck. Veränderte Verwertungs- und Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft. In: Melanie Groß; Gabriele Winker (Hg.): Queer-/Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse. Münster: Unrast, S. 15–50.
- Winker, Gabriele (2011): Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive. In: Das Argument 53 (292), S. 333–344.
- Winker, Gabriele (2012): Intersektionalität als Gesellschaftskritik. In: Widersprüche 32 (126), S. 13–26.
- Winker, Gabriele (2013): Zur Krise sozialer Reproduktion. In: Hans Baumann; Iris Bischel; Michael Gemperle; Ulrike Knobloch; Beat Ringger; Holger Schatz (Hg.): Care statt Crash. Sorgeökonomie und die Überwindung des Kapitalismus. Denknetz Jahrbuch 2013. Zürich: Edition 8, S. 119–133.
- Winker, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld: Transcript.

- Winker, Gabriele (2018): Das Ganze der Arbeit revolutionieren! In: Alexandra Scheele; Stefanie Wöhl (Hg.): Feminismus und Marxismus. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 102–114.
- Winker, Gabriele; Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: Transcript.
- Winter, Sebastian (2007): Die Beziehungsweise. In: Jungle World 11 (37). <https://jungle.world/artikel/2007/37/die-beziehungsweise> (Letzter Zugriff: 17.05.2018).
- Wölk, Volkmar (2016): Kreuzritter für das Abendland. Oder: Lutz Bachmann als Katechon der Apokalypse? In: Friedrich Burschel (Hg.): Durchmarsch von Rechts. Völkischer Aufbruch: Rassismus, Rechtspopulismus, rechter Terror: Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung, S. 55–67.
- Zalivako, Anke (2010): Vom Kommunehaus zur den Unité d'Habitation – ein europäisches Erbe? In: Kunsttexte.de 10 (1), 103–106.

9 Anhang

Anhang A: Übersicht der analysierten Netzwerke geordnet nach Typen

Konventionell-kernzentrierter Typ

	Soziale Positionierung, Bildungsabschluss und Erwerbssituation der interviewten Person	Bezeichnung, Größe und Zusammensetzung sowie Form⁷⁰ des Netzwerks
Hans-Dieter Acker	62 Jahre, keine Rassismuserfahrung, gewisse »Alterserscheinungen«, männlich Fachschulabschluss im Gesundheitsbereich ca. 20.000 € jährliches Bruttoeinkommen aus Teilzeitarbeit in eigenem Betrieb sowie Vermietungen	offene Beziehung mit primärer Partnerschaft fünf Erwachsene in fünf Haushalten Sterntopologie mit HDA im Zentrum
Petra Sander	42 Jahre, nicht von Rassismus betroffen, 60% Schwerbehinderung, weiblich abgeschlossene verwaltungstechnische Berufsausbildung Einkommen 1.600 € durch Erwerbsunfähigkeitsrente und Minijob	Polyamory drei Erwachsene in drei Haushalten, dazu »Affären nebenher« Kette
Sabine Bräuer	51 Jahre, nicht von Rassismus betroffen, keine Disability, weiblich abgeschlossene verwaltungstechnische Berufsausbildung 1.000 € Einkommen aus Halbtagsstelle im Medienbereich, gemeinsames Haushaltseinkommen mit ihrem Ehegatten 3.500 €	keine, »ich beschreibe lieber, wie ich lebe« vier Erwachsene in drei Haushalten teilvermascht, intensivere Relationen in Kette angeordnet

70 Bei einem vollvermaschten Netzwerk sind alle Knotenpunkte untereinander verbunden, bei einem teilvermaschten fehlen einzelne Verbindungslinien. Eine Sterntopologie ist dadurch gekennzeichnet, dass ein Knoten im Zentrum mit allen anderen verbunden ist, letztere aber untereinander nicht. Eine Kette liegt vor, wenn sich alle Knotenpunkte hintereinander anordnen lassen und dabei alle außer dem ersten und dem letzten jeweils nur mit dem vorherigen und dem folgenden Knoten verbunden sind.

Individuell-ideeller Typ

	Soziale Positionierung, Bildungsabschluss und Erwerbssituation der interviewten Person	Bezeichnung, Größe und Zusammensetzung sowie Form des Netzwerks
Cordula Büchner	29 Jahre, nicht von Rassismus betroffen, keine Disability, weiblich sozialwissenschaftlicher Hochschulabschluss 1.100 € Einkommen aus Referendariat (Vollzeit)	Polyamory drei Erwachsene und zwei Kinder in zwei Haushalten vollvermascht
Ellie Gärtner	22 Jahre, nicht von Rassismus betroffen, zeitweise von psychischen Überforderungszuständen betroffen, weiblich abgeschlossene handwerkliche Ausbildung, sozialwissenschaftlicher Hochschulabschluss angestrebt 880 € Einkommen aus BAFöG und Nebenjobs	polyamore bzw. offene Konstellation fünf Erwachsene und ein Baby in vier Haushalten teilvermascht, intensivere Relationen in Kette angeordnet
Janne Schirmer	27 Jahre, nicht von Rassismus betroffen, keine Disability, weiblich sozialwissenschaftlicher Hochschulabschluss steht unmittelbar bevor derzeit nur geringfügige Einnahmen aus Aufwandsentschädigungen für Ehrenamt	offene Beziehung und Liebschaft drei Erwachsene in drei Haushalten teilvermascht, intensivere Relationen in Kette angeordnet
Marie Yildiz	30 Jahre, gelegentliche Rassismuserfahrungen aufgrund des Nachnamens, keine Disability, weiblich sozialwissenschaftlicher Hochschulabschluss 1.100 € Einkommen aus Teilzeitstelle im sozialen Bereich	Benennung je nach Situation drei Erwachsene in drei Haushalten vollvermascht, intensivere Relationen in Kette angeordnet

Individuell-ideeller und pragmatisch-kollektiver Typ

	Soziale Positionierung, Bildungsabschluss und Erwerbssituation der interviewten Person	Bezeichnung, Größe und Zusammensetzung sowie Form des Netzwerks
Bettina Martens	34 Jahre, nicht von Rassismus betroffen, keine Disability, weiblich mit queerer Orientierung sozialwissenschaftlicher Hochschulabschluss Einkommen aus ALG II	Beziehungsgeflecht fünf Erwachsene, zwei »Lebensrealitäten«: ein vollvermaschtes Netzwerk in einem Landprojekt, eine Zweier-WG in der Stadt

Pragmatisch-kollektiver Typ

	Soziale Positionierung, Bildungsabschluss und Erwerbssituation der interviewten Person	Bezeichnung, Größe und Zusammensetzung sowie Form des Netzwerks
Arno Fehre	<p>27 Jahre, nicht von Rassismus betroffen, keine Disability, männlich mit queerer Orientierung</p> <p>geisteswissenschaftlicher Hochschulabschluss steht unmittelbar bevor</p> <p>derzeit kein Einkommen, geplant ist Saisonarbeit mit 500–800€ Einkommen</p>	<p>nichtexklusive romantische Beziehung</p> <p>vier Erwachsene und ein Baby in zwei Haushalten</p> <p>nahezu vollvermascht</p>
Dietmar Habel	<p>60 Jahre, nicht von Rassismus betroffen, keine Disability, männlich</p> <p>Fachschulabschluss im sozialen Bereich</p> <p>600–800€ Einkommen aus Teilzeiterwerbsarbeit als Hausmeister und Designer von virtuellen Spielwelten</p>	<p>polyamores Netzwerk</p> <p>sieben Erwachsene in vier Haushalten</p> <p>nahezu vollvermascht</p>
Jörg Adalbert	<p>52 Jahre, nicht von Rassismus betroffen, »psychisch etwas labil«, männlich</p> <p>abgeschlossene Berufsausbildung im industriellen/handwerklichen Bereich</p> <p>800€ Einkommen aus Erwerbsunfähigkeitsrente</p>	<p>Familie</p> <p>zwölf Erwachsene in acht Haushalten</p> <p>teilvermascht, Teilbereiche vollvermascht</p>
Kala Baruwal	<p>26 Jahre, negativ von Rassismus betroffen, keine Disability, weiblich</p> <p>sozialwissenschaftlicher Hochschulabschluss angestrebt</p> <p>1.100€ Einkommen aus Stipendium, elterliche Unterstützung und Kommune</p>	<p>Kommune</p> <p>in der Kommune fünf Erwachsene in einem Haushalt, daneben sieben weitere Personen, mit denen einzelne Kommunebewohner_innen vorwiegend sexuelle Beziehungen führen</p> <p>Kommune vollvermascht, außenstehende Personen jeweils nur über einen Knoten angebunden</p>
Ronny Scherf	<p>28 Jahre, nicht von Rassismus betroffen, keine Disability, männlich mit queerer Orientierung</p> <p>geisteswissenschaftlicher Hochschulabschluss angestrebt</p> <p>1.100€ Einkommen aus BaFöG und Nebenjob im sozialen Bereich</p>	<p>Lebensgemeinschaft</p> <p>fünf Erwachsene und ein Baby in zwei Haushalten</p> <p>vollvermascht</p>

Anhang B: Abkürzungsverzeichnis

Abs.	Absatz
ALG II	Arbeitslosengeld II
Art.	Artikel
Az.	Aktenzeichen
BGB	Bürgerliches Gesetzbuch
BRD	Bundesrepublik Deutschland
BverfG	Bundesverfassungsgericht
BVH	Bundesverband Homosexualität
BvR	Bundesverfassungsrichter
DDR	Deutsche Demokratische Republik
dpa	Deutsche Presse-Agentur
EU	Europäische Union
GG	Grundgesetz
KPdSU	Kommunistische Partei der Sowjetunion
LSVD	Lesben- und Schwulenverband in Deutschland
OECD	Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (Organisation for Economic Co-operation and Development)
OSA	Vereinigung der Gegenwartsarchitekten (Объединение современных архитекторов)
RZB	Romantische Zweierbeziehung
SDS	Sozialistischer Deutscher Studentenbund (1946 bis 1970)
SGB	Sozialgesetzbuch
SK	Subjektkonstruktion
SVD	Schwulenverband in Deutschland
TVöD	Tarifvertrag des Öffentlichen Diensts
USA	Vereinigte Staaten von Amerika
ZEGG	Zentrum für experimentelle Gesellschaftsgestaltung

Anhang C: Transkriptionsregeln

Akzent	GROSSBUCHSTABEN
Lachpartikel	(h)
Nichtsprachliche Äußerungen	((lachen))
Pause bis zu einer Sekunde	...
Pause mit Vermerk der Länge in Sekunden	(2.0)

Anhang D: Abbildungsverzeichnis

Verdichteter Cluster von Codes	113
Netzwerkzeichnung von Kala Baruwal	115
Diagramm von Kala Baruwals Netzwerk	115
Netzwerk von Ronny Scherf	136
Netzwerk von Dietmar Habel	136
Netzwerk von Janne Schirmer	142
Netzwerk von Marie Yildiz	142
Netzwerk von Sabine Bräuer	145
Netzwerk von Hans-Dieter Acker	145

Anhang E: Tabellenverzeichnis

Persönliches Nettoeinkommen der Teilnehmer_innen des Onlinesurveys.	107
Ablauf einer Intersektionalen Mehrebenenanalyse in acht Schritten/ zwei Blöcken, die iterativ durchlaufen werden	111
Quantifizierte Care-Relationen in der Kommune von Kala Baruwal	116
Drei Typen konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke	135
Elemente von Care im Netzwerk.	150
Elternschaft in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken aufgeschlüsselt nach Alter.	178

Danksagung

Ohne Beziehungen und Beziehungsnetzwerke wäre diese Studie nicht denkbar. Daher danke ich allen im Weiteren genannten und nicht genannten Freund_innen und Genoss_innen (nicht zuletzt meinen Mitbewohner_innen) für vielfältige Unterstützung in der Zeit der Dissertation, einer nicht nur intellektuell, sondern auch sozial herausfordernden Lebensphase.

Ohne Ermutigung von Julika Bürgin, Eckart Schörle, Frank Lipschik und Barbara Schäuble wäre ich nicht auf die Idee gekommen, eine Dissertation zu schreiben. Und nur durch das unpräzise und für mich immer hilfreiche Diskussionsklima im Kolloquium der Arbeitsgruppe »Arbeit-Gender-Technik« an der TU Hamburg konnte ich mich in der oft exklusiven Welt der Akademie zurechtfinden und viele Erkenntnisschritte gehen. Dafür danke ich allen Beteiligten, vor allem Anna Köster-Eiserfunke, Iris Nowak, Jette Hausotter und Kathrin Ganz.

Undenkbar wäre diese Studie auch ohne meine Anbindung an langjährige Diskussionsprozesse über unkonventionelle Beziehungsformen. Dafür danke ich dem Bildungskollektiv Biko, der queer-feministischen Gruppe »widerdienatur« (vor allem Anke JurCHAT) und dem Netzwerk kritische Beziehungsforschung (insbesondere Doreen Kruppa, Gesa Mayer und Cornelia Schadler) sowie Felicita Reuschling, Gwendolin Altenhöfer und ganz besonders Barbara Schäuble.

Die kontinuierliche und engagierte Begleitung durch Gabriele Winker war unerlässlich für viele Überlegungen dieser Arbeit ebenso die Unterstützung durch Leonie Wagner, die auf jede meiner Anfragen zeitnah hilfreiche Kommentare und Anregungen beigetragen hat.

Für viele ungemein hilfreiche Anmerkungen und Korrekturen in der Endphase der Arbeit danke ich André Baumann, Anna Noack, Christian Höner, Juliane Kemnitz, Michael Stephan, Nataliya Weichsel, Sebastian Fritsch, Theresa Wolf und Uwe Flurschütz, ganz besonders aber Marcel Müller, dessen akribisches Lektorat nicht nur viele Rechtschreibfehler, sondern auch logische Fehlschlüsse und nicht zu Ende gedachte Gedanken aufgedeckt hat.

Ein Promotionsstipendium der Rosa-Luxemburg-Stiftung hat mir erlaubt, mich drei Jahre lang auf die Forschung zu konzentrieren, Druckkostenzuschüsse der RLS und meiner Eltern ermöglichen ihre Publikation.

Abschließend gilt mein Dank allen Interviewpartner_innen, die nicht nur dazu bereit waren, offen und umfangreich mit mir über ihre Beziehungsnetzwerke zu sprechen, sondern auch über die Ergebnisse zu diskutieren und die dadurch diese Studie überhaupt erst möglich gemacht haben.



Mariam Irene Tazi-Preve

Das Versagen der Kleinfamilie

Kapitalismus, Liebe
und der Staat

2., durchgesehene Auflage 2018 • 225 Seiten • Kart. •
22,90 € (D) • 23,60 € (A) • ISBN 978-3-8474-2196-2

Die Autorin geht vom Leiden an den kleinfamilialen Verhältnissen aus und fragt:

Kann das Liebespaar wirklich die Basis einer ganzen Gesellschaftsordnung sein? Sie legt die historischen und ideologischen Ursachen des Dilemmas der Kleinfamilie dar statt einem „individuellen Verschulden“ nachzugehen und fordert ein radikales Umdenken des Privaten. Dabei greift sie alle relevanten Themen pointiert und fachkundig auf: das Drama der Mutterschaft, die neue Vaterschaftsdebatte und die Vereinbarkeitsfrage.



www.shop.budrich.de



Uta Klein
Eddi Steinfeldt-Mehrtens
(Hrsg.)

Wegbereiter_innen der Gender und Queer Studies

Kartenspiel mit Begleitheft

2018 • 172 Seiten • Kart. • 19,90 € (D) • 20,50 € (A)

ISBN 978-3-8474-2200-6

**Einsetzbar für Lehre und Selbststudium: das erste und bisher
einziges Kartenspiel zu Gender und Queer Studies!**

Auf 39 Wissenskarten werden Schlagwörter, zentrale Werke und Autor_innen, die das Selbstverständnis der Geschlechter- und Queerforschung maßgeblich begründet und beeinflusst haben, zusammengetragen. Alle Themen sind in einem Begleitheft aufbereitet und kontextualisiert.



www.shop.budrich.de

Michael Raab
Care in konsensuell-nichtmonogamen
Beziehungsnetzwerken *Sorgende Netze jenseits der Norm*

Polyamorie und andere nichtmonogame Beziehungen werden zunehmend sichtbar. Oft werden sie als selbstbestimmtere und geschlechtergerechtere Alternative zu konventioneller Ehe und Familie gesehen. Die marxistisch, feministisch und intersektional fundierte qualitative Studie zeigt, was diese Beziehungsnetzwerke auszeichnet. Gelingt es im Bereich der Sorge (Care), die selbst gesteckten emanzipatorischen Ansprüche umzusetzen?

ISBN 978-3-86388-817-6



9 783863 888176 >